

MICHAEL ROBOTHAM

PSYCHOTHRILLER



FÜRCHTE DIE SCHATTEN

GOLDMANN

Buch

Evie Cormacs ganzes Leben ist eine Lüge. Seit man sie als kleines Mädchen aus den Fängen eines angeblichen Entführers gerettet hat, verbirgt sie verzweifelt ihre wahre Identität und das, was man ihr angetan hat. Denn wer immer die Wahrheit auch nur ahnt, muss unweigerlich sterben.

Doch einer ist trotzdem wild entschlossen, diesen Teufelskreis zu durchbrechen und Evie zu helfen: Cyrus Haven, Psychologe, polizeilicher Berater und Evies engster Freund, auch wenn sie ihn immer wieder von sich stößt. Als Cyrus den tödlichen Autounfall eines pensionierten Detectives näher untersuchen soll, erkennt er, dass an dem ganzen Szenario etwas nicht stimmt. Er fängt an zu ermitteln – und stößt auf eine vage Verbindung zu Evies Vergangenheit. Endlich wittert er seine Chance, das Rätsel um ihre Herkunft zu lüften und sie von ihren dunklen Ängsten zu befreien. Doch Evies Verfolger sind mächtiger, als Cyrus ahnt. Sie weichen ihm aus, nutzen seine Recherchen stattdessen, um sich wieder an Evies Fersen zu heften. Und die Jagd beginnt von neuem ...

Weitere Informationen zu Michael Robotham sowie zu lieferbaren Titeln des Autors finden Sie am Ende des Buches.

Michael Robotham

Fürchte die Schatten

Psychothriller

Aus dem Englischen
von Kristian Lütze

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel »When She was Good« bei Sphere, einem Imprint der Little, Brown Book Group, London.

Die Übersetzung des [Zitats](#) von Henry Wadsworth Longfellow entstammt aus: Margaret Atwood, Aus Neugier und Leidenschaft – Gesammelte Essays, übersetzt von C. Buchner, C. Max, I. Pfitzner, Berlin Verlag 2017. Mit freundlicher Genehmigung des Piper Verlags.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Deutsche Erstveröffentlichung Dezember 2020
Copyright © 2020 by Bookwrite Pty.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2020
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Redaktion: Ann-Catherine Geuder
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,
Umschlagmotiv: © Arcangel/Marc Owen;
© Trevillion Images/Mark Owen; FinePic® München
Th · Herstellung: Han
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-641-23123-1
V001
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für meine Geschwister
Jane, John und Andrew*

Es war einmal ein kleines Mädchen
Mit einer kleinen Locke
Mitten auf der Stirn
War sie brav, dann war sie sehr, sehr brav
Doch war sie böse, dann war sie ein Graus!

Henry Wadsworth Longfellow (1807–1882)

Niemand achtet die Wahrheit höher als ein Lügner.

Albanisches Sprichwort

Cyrus

Mai 2020

Ein kühler Morgen im Spätfrühling. Ein kleines Ruderboot taucht aus dem Nebel und gleitet mit jedem Zug vorwärts. Die Wasseroberfläche im inneren Hafen ist so spiegelglatt, dass man jede kleine Welle sehen kann, die von den Rudern ausstrahlt und sich am Bug bricht.

Das Ruderboot folgt der grauen Felsmauer, vorbei an Fischtrawlern und Jachten, bis hin zu einem schmalen Kiesstrand. Der einzige Insasse springt heraus, zieht das Boot weiter auf die Steine, wo es wie betrunken zur Seite kippt. An Land wirkt es unbeholfen. Eleganz: perdu.

Die Kapuze des Anoraks wird zurückgeschlagen, und eine dichte Mähne quillt hervor. Wirklich rotes Haar. Feuerrot. Rot wie der Sonnenaufgang. Sie streift ein Haargummi von ihrem Handgelenk und rafft ihr Haar zu einem einzigen Bündel, das über ihren Rücken fällt.

Mein Atem hat das Fenster meines Zimmers beschlagen. Ich ziehe den Ärmel über das Handgelenk und wische ein kleines Rechteck auf der Scheibe frei, um besser zu sehen. Sie ist endlich da. Sechs Tage habe ich gewartet. Ich habe die Wanderwege abgelaufen, den Leuchtturm besichtigt und die Speisekarte in O'Neill's Bar & Restaurant erschöpfend durchprobiert. Ich habe die Morgenzeitungen gelesen sowie drei Romane, die Touristen zurückgelassen haben, und mir von den einheimischen Trinkern ihre Lebensgeschichte erzählen lassen. Die meisten von ihnen sind Fischer mit Händen so knotig wie Ingwerknollen und Augen, die ins helle Licht blinzeln, wo keine Sonne scheint.

Sie beugt sich über das Ruderboot, schlägt eine Persenning

zurück, die Plastikkisten und Pappkartons zugedeckt hat. Die Hände voller Kartons, steigt sie die Treppe vom Strand hinauf und überquert die gepflasterte Straße. Mein Blick folgt ihrem Weg über die Strandpromenade, vorbei an verrammelten Kiosken und Touristenläden, zu einem kleinen Supermarkt, in dem Licht brennt. Sie steigt über einen Paken Zeitungen und klopft. Ein Mann mittleren Alters mit roter Nase und rosigen Wangen zieht eine Jalousie hoch, nickt, schließt den Laden auf, bittet sie herein und wirft von der Schwelle aus einen wachsamem Blick auf die Straße, vielleicht auf der Suche nach mir. Er weiß, dass ich gewartet habe.

Eilig ziehe ich Jeans und ein Sweatshirt an, streife meine Stiefel über und gehe die Treppe hinunter zu einem Seiteneingang des Pubs. Draußen riecht die Luft nach Seetang und Holzrauch; die Konturen der Hügel schimmern orangefarben in der Ferne, wo Gott die Ofentür geöffnet und die Kohlen für den neuen Tag geschürt hat.

Eine Glocke klingelt an einem Metallarm. Der Ladenbesitzer und die Frau drehen sich zu mir um. Sie geht in Habachtstellung, bereit zu kämpfen oder zu flüchten, weicht jedoch nicht von der Stelle. Sie sieht anders aus als auf den Fotos. Kleiner. Ihr Gesicht ist wettergegerbt, ihre Hände sind schwielig, und ihr linker Daumnagel ist schwarz, als hätte sie ihn sich irgendwo geklemmt.

»Sacha Hopewell?«, frage ich.

Sie greift in die Tasche ihres Anoraks. Für einen Moment stelle ich mir vor, dass sie eine Waffe zieht. Ein Anglermesser oder eine Dose Pfefferspray.

»Mein Name ist Cyrus Haven. Ich bin Psychologe. Ich habe Ihnen geschrieben.«

»Das ist er«, sagt der Ladenbesitzer. »Der Typ, der nach dir gefragt hat. Soll ich Roddy auf ihn hetzen?«

Ich weiß nicht, ob Roddy ein Hund oder ein Mensch ist.

Sacha drängt an mir vorbei und beginnt, Lebensmittel aus den Regalen in einen Einkaufswagen zu packen. Mehl und Reis, Gemüsekonserven und Früchtekompott. Ich folge ihr durch einen weiteren Gang. Erdbeermarmelade. H-Milch. Erdnussbutter.

»Vor sieben Jahren haben Sie in einem Haus im Norden Londons ein Kind gefunden. Es hat sich in einem geheimen Zimmer

versteckt.«

»Sie müssen mich mit jemandem verwechseln«, sagt sie schroff.
Ich ziehe ein Foto aus meiner Jackentasche. »Das sind Sie.«

Sie wirft einen flüchtigen Blick auf das Bild und packt weiter haltbare Lebensmittel ein.

Das Foto zeigt eine junge Special Constable in schwarzen Leggings und dunklem Top. Sie trägt ein schmutziges, wildes Kind durch die Tür eines Krankenhauses. Das Gesicht des Mädchens ist von einer Mähne verfilzter Haare bedeckt, und es klammert sich an Sacha wie ein Koala an einen Baum.

Ich ziehe ein weiteres Foto aus der Tasche.

»So sieht sie heute aus.«

Sacha bleibt abrupt stehen. Sie kann nicht anders, als das Bild anzuschauen. Sie will wissen, was aus dem kleinen Mädchen geworden ist: Angel Face. Das Mädchen aus der Kammer. Damals war sie ein Kind, jetzt ist sie ein Teenager. Auf dem Foto sitzt sie in zerrissenen Jeans und einem weiten Pullover mit Loch am Ellbogen auf einer Steinbank. Ihr Haar ist länger und blond gefärbt. Anstatt in die Kamera zu lächeln, guckt sie mürrisch.

»Ich habe noch mehr«, sage ich.

Sacha wendet den Blick ab, greift an mir vorbei und nimmt eine Packung Makkaroni aus dem Regal.

»Sie heißt Evie Cormac. Sie lebt in einer geschlossenen Einrichtung für Minderjährige.«

Sie schiebt den Einkaufswagen weiter.

»Ich könnte ins Gefängnis dafür kommen, dass ich Ihnen das erzähle. Es gibt eine Section 39 Order, die es jedem verbietet, ihre Identität oder ihren Aufenthaltsort zu enthüllen und Fotos von ihr zu machen.«

Ich versperre ihr den Weg. Sie will um mich herumgehen. Ich mache ebenfalls einen Schritt zur Seite. Es ist, als würden wir in dem Gang tanzen.

»Evie hat nie darüber gesprochen, was ihr in dem Haus zugestoßen ist. Deswegen bin ich hier. Ich möchte Ihre Geschichte hören.«

Sacha drängt an mir vorbei. »Lesen Sie die Polizeiberichte.«

»Ich brauche mehr.«

Sie hat die Gefrierabteilung erreicht, schiebt den Deckel einer Truhe auf und wühlt darin herum.

»Wie haben Sie mich gefunden?«, fragt sie.

»Es war nicht leicht.«

»Haben meine Eltern Ihnen geholfen?«

»Sie machen sich Sorgen um Sie.«

»Sie haben sie in Gefahr gebracht.«

»Inwiefern?«

Sacha antwortet nicht. Sie parkt ihren Einkaufswagen in der Nähe der Kasse und nimmt sich einen neuen. Der Mann mit der roten Nase steht nicht mehr hinter dem Tresen, aber ich höre seine Schritte im Stockwerk über uns.

»Sie können nicht ewig weglaufen«, sage ich.

»Wer sagt, dass ich weglaufe?«

»Sie verstecken sich. Ich will helfen.«

»Das können Sie nicht.«

»Dann lassen Sie mich Evie helfen. Sie ist anders. Besonders.«

Schwere Schritte auf der Treppe. Ein anderer Mann taucht in der Tür auf der Rückseite des Supermarkts auf. Jünger, kräftiger. Mit nacktem Oberkörper. Er trägt eine Jogginghose, die so tief hängt, dass ich den obersten Streifen seines Schamhaars sehen kann. Das muss Roddy sein.

»Das ist er«, sagt der Mann mit der roten Nase. »Er hat schon die ganze Woche im Dorf rumgeschnüffelt.«

Roddy greift unter den Tresen und zieht eine Harpune mit Polyamidgriff und einem Speer aus Edelstahl hervor. Ich hätte beinahe laut losgelacht, so unnötig und fehl am Platz ist die Waffe.

»Macht er Ärger, Sacha?«, knurrt Roddy.

»Ich komm hier schon klar«, antwortet sie.

Roddy lehnt die Harpune an seine Schulter wie ein Soldat bei einer Parade.

»Ist er dein Ex?«

»Nein.«

»Soll ich ihn vom Kai schmeißen?«

»Das wird nicht nötig sein.«

Roddy hat offensichtlich ein Auge auf Sacha geworfen. Eine Schwärmerei. Aber sie spielt in einer anderen Liga.

»Ich lade Sie zum Frühstück ein«, sage ich.

»Ich kann mein Frühstück selber bezahlen«, erwidert sie.

»Ich weiß. Ich wollte nicht ... Geben Sie mir eine halbe Stunde, um Sie zu überzeugen.«

Sie nimmt Zahnpasta und Mundwasser aus dem Regal. »Wenn ich Ihnen erzähle, was passiert ist, lassen Sie mich dann in Ruhe?«

»Ja.«

»Keine Anrufe. Keine Briefe. Keine Besuche. Und Sie behelligen meine Familie nicht mehr.«

»Einverstanden.«

Sacha lässt ihre Einkäufe in dem Supermarkt stehen und erklärt dem Ladenbesitzer, dass sie gleich zurück ist.

»Soll ich mitkommen?«, fragt Roddy und kratzt sich am Bauchnabel.

»Nein. Schon okay.«

Das Café ist neben dem Postamt in demselben gedrungenen Steingebäude und blickt auf eine Brücke und einen Gezeitenkanal. Unter einer gestreiften Markise mit bunten Lichtern sind Tische und Stühle auf dem Bürgersteig aufgestellt. Die Speisekarte steht handgeschrieben auf einer Tafel.

Eine Frau stellt Stühle auf und wischt sie ab.

»Die Küche öffnet erst um sieben«, sagt sie mit einem kornischen Akzent. »Ich kann Ihnen Tee machen.«

»Danke«, erwidert Sacha und setzt sich auf eine lange gepolsterte Bank, von der sie die Tür, den Bürgersteig und den Parkplatz im Blick hat. Alte Gewohnheiten.

»Ich bin allein«, sage ich.

Die Hände in den Schoß gelegt, sitzt sie mit zusammengepressten Knien da und betrachtet mich stumm.

»Ein hübsches Dorf«, sage ich und schaue zu den Fischerbooten und Jachten. Die ersten Sonnenstrahlen berühren die Mastspitzen. »Wie lange leben Sie schon hier?«

»Das spielt keine Rolle«, sagt sie und zieht einen Lippenpflegestift aus der Tasche, mit dem sie sich ihre Lippen eincremt. »Zeigen Sie mir die Bilder.«

Ich ziehe vier weitere Fotos aus der Tasche und schiebe sie über

den Tisch. Sie zeigen Evie, wie sie heute mit fast achtzehn aussieht.

»Sie färbt ihre Haare ziemlich oft«, erkläre ich. »Verschiedene Farben.«

»Ihre Augen haben sich nicht verändert«, sagt Sacha und reibt mit dem Daumen über Evies Gesicht, als wollte sie die Konturen nachzeichnen.

»Im Sommer kommen ihre Sommersprossen zum Vorschein«, sage ich. »Sie hasst sie.«

»Für ihre Wimpern würde ich morden.« Sacha legt die Fotos nebeneinander und schiebt sie hin und her, bis die Anordnung ihrem Auge oder einem unsichtbaren Muster gefällig ist. »Hat man ihre Eltern gefunden?«

»Nein.«

»Hat man es über die DNA versucht? Über die Vermissten-Register?«

»Sie haben die ganze Welt abgesucht.«

»Was ist mit ihr geschehen?«

»Sie wurde unter gerichtliche Vormundschaft gestellt und hat einen neuen Namen bekommen, weil niemand ihren richtigen kannte.«

»Ich war mir sicher, dass irgendjemand sie für sich beanspruchen würde.«

»Deswegen bin ich hier. Ich hoffe, dass Evie zu Ihnen vielleicht etwas gesagt hat – Ihnen irgendeinen Hinweis gegeben hat.«

»Sie verschwenden Ihre Zeit.«

»Aber Sie haben sie gefunden.«

»Mehr auch nicht.«

Das Schweigen dehnt sich. Sacha steckt die Hände in die Taschen, um nicht herumzuzappeln.

»Wie viel wissen Sie?«, fragt sie schließlich.

»Ich habe Ihre Aussage gelesen. Sie ist zwei Seiten lang.«

Die Doppeltür zur Küche schwingt auf, und zwei Kannen Tee werden serviert. Sacha klappt den Deckel ihres Kännchens auf und zupft an dem Teebeutel.

»Sind Sie bei dem Haus gewesen?«, fragt sie.

»Ja.«

»Und Sie haben die Polizeiberichte gelesen?«

Ich nicke.

»Man hat Terry Boland in dem zur Straße liegenden Schlafzimmer im ersten Stock gefunden. An einen Stuhl gefesselt. Geknebelt. Zu Tode gefoltert. Man hatte Säure in seine Ohren geträufelt. Seine Augenlider waren weggebrannt.« Sie schüttelt sich. »Es war die größte Mordermittlung seit Jahren in Nord-London. Ich war damals Special Constable in der Polizeistation Barnet. Die Einsatzzentrale war im ersten Stock.

Boland war seit zwei Monaten tot, deshalb hat es so lange gedauert, seine Leiche zu identifizieren. Man hat ein Phantombild seines Gesichts veröffentlicht, und seine Ex-Frau hat sich gemeldet. Alle waren überrascht, als sein Name auftauchte, weil er so ein kleiner Fisch war – nur eine Stufe über einem Kleinkriminellen mit Vorstrafen wegen Einbruchs und Körperverletzung. Alle hatten eine Verbindung zum organisierten Verbrechen vermutet.«

»Waren Sie an den Ermittlungen beteiligt?«

»Gott, nein. Als Special Constable ist man nichts weiter als ein Handlanger, der Scheißjobs erledigt und als Verbindungsperson zur lokalen Bevölkerung fungiert. Ich bin auf der Treppe an den Detectives der Mordkommission vorbeigekommen und habe gehört, was sie im Pub geredet haben. Als sie keine weiterführenden Hinweise fanden, begannen sie anzudeuten, Boland wäre ein Drogendealer gewesen, der die falschen Leute betrogen hatte. Die lokale Bevölkerung könne beruhigt sein, weil die Bösen sich gegenseitig umbrachten.«

»Was haben Sie gedacht?«

»Ich bin nicht fürs Denken bezahlt worden.«

»Warum hat man Sie zu dem Mordhaus geschickt?«

»Nicht zu dem Haus – in die Straße. Die Nachbarn hatten sich beschwert, dass Dinge verschwanden. Kleinigkeiten, die aus Garagen und Gartenschuppen gestohlen worden waren. Mein Sergeant hat mich losgeschickt, die Leute zu befragen, eine PR - Maßnahme. Er nannte es ›Brot und Spiele‹, die Massen bei Laune halten.

Ich weiß noch, wie ich vor dem Haus mit der Nummer neunundsiebzig gestanden und gedacht habe, wie gewöhnlich es von außen wirkte. Vernachlässigt. Und auch ungeliebt. Aber es sah

nicht aus wie ein Haus, in dem ein Mann zu Tode gefoltert worden war. Die Regentrinnen waren verrostet, die Fensterrahmen brauchten einen Anstrich, und der Garten war voller Unkraut. Der Blauregen war über den Sommer wie wild gewuchert, rankte spiralförmig an der Hauswand und formte eine malvenfarbene Markise über dem Hauseingang.«

»Sie haben das Auge einer Künstlerin«, sage ich.

Sacha lächelt mich zum ersten Mal an. »Das hat meine Kunstlehrerin auch mal zu mir gesagt. Sie meinte, ich könne Schönheit geistig und visuell erfassen, ich würde Farbe, Tiefe und Schatten erkennen, wo andere die Dinge nur zweidimensional sehen.«

»Wollten Sie Künstlerin werden?«

»Vor sehr langer Zeit.«

Sie leert ein Zuckertütchen in ihre Tasse und rührt.

»Ich bin die Straße auf und ab gelaufen, habe an Türen geklopft und nach den Diebstählen gefragt, aber alle wollten nur über den Mord reden. Jeder hatte dieselbe Frage: ›Haben Sie den Mörder gefunden? Müssen wir uns Sorgen machen?‹ Jeder hatte eine Theorie, aber keiner von ihnen hatte Terry Boland persönlich gekannt. Er hatte seit Februar in dem Haus gewohnt, aber keine Bekanntschaften gemacht. Er hatte den Nachbarn zugewinkt, war mit seinen Hunden spazieren gegangen und ansonsten für sich geblieben.

Die Leute machten sich mehr Sorgen um die Hunde als um Boland. In all den Wochen, in denen er tot im ersten Stock saß, hatten seine beiden Schäferhunde in einem Zwinger im Garten gehungert. Aber sie waren nicht verhungert. Jemand musste sie gefüttert haben. Die Leute sagten, die Mörder wären bestimmt zurückgekommen, weil ihnen die Hunde offenbar wichtiger waren als ein Mensch.«

Die Kellnerin kommt wieder aus der Küche, diesmal mit einer Tafel, die sie auf einen Stuhl stellt.

»Was war mit den Diebstählen?«, frage ich.

»Der wertvollste Gegenstand war ein Kaschmirpullover, mit dem die Besitzerin das Körbchen ihrer Katze ausgelegt hat.«

»Was sonst?«

»Äpfel, Kekse, eine Schere, Frühstücksflocken, Kerzen, Malzbonbons, Streichhölzer, Zeitschriften, Hundefutter, Socken, Spielkarten, Lakritz ... oh ja, und eine Schneekugel mit dem Eiffelturm. Daran erinnere ich mich, weil sie einem Jungen gehörte, der gegenüber wohnte.«

»George.«

»Sie haben mit ihm gesprochen.«

Ich nicke.

Sacha scheint beeindruckt von meiner Recherche.

»George war der Einzige, der Angel Face gesehen hat. Er dachte, sie wäre ein Junge, den er gegenüber in einem Fenster im ersten Stock entdeckt hatte. George hat ihm zugewinkt, doch das Kind hat nicht zurückgewinkt.«

Sacha bestellt Porridge mit Beeren, Orangensaft und mehr Tee. Ich entscheide mich für das Full English Breakfast und einen doppelten Espresso.

Sie hat sich so weit entspannt, dass sie ihre Jacke auszieht; mir fällt auf, wie die Kleidung darunter sich an ihren Körper schmiegt. Sie streicht ein paar Haarsträhnen hinter ihr Ohr. Ich versuche darauf zu kommen, an wen sie mich erinnert. Eine Schauspielerin. Keine aktuelle. Katharine Hepburn. Meine Mutter hat alte Filme geliebt.

»Keiner der Nachbarn konnte erklären, wie der Dieb in ihr Haus gekommen war«, fuhr sie fort, »aber ich hatte den Verdacht, dass sie ein Fenster hatten offen stehen lassen oder eine Tür nicht abgeschlossen gewesen war. Ich rief meinen Sergeant an und trug ihm die Liste vor. Er sagte, es wären sicher irgendwelche Kids und ich sollte nach Hause gehen.«

»Aber das haben Sie nicht getan.«

Sacha schüttelt den Kopf. Ihr Haar leuchtet wie eine Fackel. »Auf dem Weg zu meinem Auto sind mir zwei Maler aufgefallen, die ihren Transporter beladen haben. Das Haus Nummer neunundsiebzig wurde renoviert und zum Verkauf angeboten. Ich bin mit dem jungen Typen und seinem Chef ins Gespräch gekommen. Sie hätten das reinste Chaos vorgefunden, erzählten sie. Löcher in den Wänden, abgebrochene Rohre, zerrissene Teppiche. Der Geruch sei das Schlimmste gewesen.

Der junge Typ, Toby, meinte, in dem Haus würde es spuken, weil Sachen verschwunden waren – ein Digitalradio und ein halb gegessenes Sandwich. Sein Chef lachte und sagte, im Futtern könnte Toby für England bei der Olympiade starten, und wahrscheinlich hätte er nur vergessen, dass er das Sandwich selbst gegessen hatte.

›Was ist mit den Flecken an der Decke?‹, fragte Toby. ›Wir haben das Badezimmer im ersten Stock drei Mal gestrichen, und jedes Mal sind an der Decke wieder schwarze Flecken aufgetaucht, als hätte jemand Kerzen angezündet.‹

›Das liegt daran, dass Gespenster gern Séancen abhalten‹, scherzte sein Chef.

Ich habe sie gefragt, ob ich mich mal umsehen dürfte, und sie haben mich zu einer Führung durch das Haus eingeladen. Die Bodendielen waren abgeschliffen und lackiert worden, inklusive der Treppe. Im ersten Stock ging ich von Zimmer zu Zimmer. Ich musterte die Badezimmerdecke.« Sacha wendet sich mir zu und fragt: »Wieso haben die Leute zwei Waschbecken nebeneinander? Putzen Paare sich abends tatsächlich *nebeneinander* die Zähne?«

›Damit sie sich nicht darüber streiten, wer die Zahnpasta nicht zugeschraubt hat‹, schlage ich vor.

Sie lächelt zum zweiten Mal.

›Es war Freitagnachmittag, die Maler hatten ihre Sachen fürs Wochenende eingepackt. Ich habe sie gefragt, ob ich mir ihren Schlüssel ausleihen und noch ein wenig bleiben könnte.

›Ist das eine polizeiliche Anordnung?‹, machte Toby sich über mich lustig.

›Anordnungen kann ich nicht direkt erteilen‹, sagte ich. ›Es ist eher eine Bitte.‹

›Keine wilden Partys.‹

›Ich bin Hilfspolizistin.‹

›Deswegen können Sie trotzdem wilde Partys feiern.‹

›Sie kennen meine Freunde nicht.‹

Tobys Chef gab mir die Schlüssel, und sie fuhren mit ihrem Transporter weg. Ich stieg in den ersten Stock und ging noch einmal von Zimmer zu Zimmer. Ich weiß noch, dass ich mich gefragt habe, warum Terry Boland ein so großes Haus gemietet hatte. Ein Haus

mit vier Schlafzimmern ist im Norden Londons nicht gerade billig. Er hatte sechs Monate im Voraus bezahlt, in bar, und im Mietvertrag einen falschen Namen angegeben.

Ein paar Stunden lang saß ich auf der Treppe, dann habe ich mir aus den Abdeckpappen ein provisorisches Lager gebaut und versucht, mich warm zu halten. Um Mitternacht wünschte ich, ich wäre nach Hause gefahren oder hätte wenigstens ein Kissen und einen Schlafsack dabei. Ich kam mir idiotisch vor. Wenn einer der Kollegen erfahren würde, dass ich die ganze Nacht lang ein leeres Haus überwacht hatte, würde ich zum Gespött der Revierwache werden.«

»Was ist passiert?«

Sacha zuckt die Schultern. »Ich bin eingeschlafen. Ich habe von Terry Boland mit Gürteln um Hals und Stirn geträumt; von Säure, die in sein Ohr geträufelt wurde. Glauben Sie, dass es sich zuerst kalt anfühlt – bevor es anfängt zu brennen? Konnte er seine eigenen Schreie hören?«

Sacha schaudert, und ich bemerke die Gänsehaut auf ihren Armen.

»Ich weiß noch, dass ich aufgewacht bin, weil ich mit der Faust gegen meinen Kopf geschlagen habe, um die Säure aus meinen Ohren zu kriegen. Da habe ich auch gespürt, dass mich jemand beobachtete.«

»Im Haus?«

»Ja. Ich habe gerufen. Niemand hat geantwortet. Ich habe das Licht angemacht und das ganze Haus von oben bis unten abgesucht. Alles war unverändert, bis auf das Fenster über der Spüle in der Küche. Es war aufgehakt.«

»Und Sie hatten es verschlossen?«

»Ich war mir nicht ganz sicher.«

Die Kellnerin bringt das Frühstück. Sasha pustet auf jeden Löffel Porridge und beobachtet, wie ich meine Toastdreiecke so anordne, dass die Baked Beans nicht die Eier kontaminieren und die Pilze den Bacon nicht berühren. Es ist eine militärische Operation – Essen auf meinem Teller zu arrangieren.

»Wie alt sind Sie, fünf?«, fragt sie.

»Ich habe es mir nie abgewöhnt«, erkläre ich verlegen. »Es ist

eine Zwangsstörung – eine milde.«

»Hat sie auch einen Namen?«

»*Brumotactillophobie* .«

»Das haben Sie sich gerade ausgedacht.«

»Nein.«

»Wie kommen Sie mit chinesischem Essen klar?«

»Es ist okay, solange die Gerichte schon gemischt sind wie Pfannengemüse oder Pasta. Frühstück ist etwas anderes.«

»Was passiert, wenn die Bohnen das Ei berühren? Bringt es Unglück oder etwas Schlimmeres?«

»Ich weiß nicht.«

»Was für einen Sinn hat es dann?«

»Ich wünschte, ich könnte es Ihnen sagen.«

Sacha wirkt verduzt und lacht dann. Sie wird lockerer, ist weniger auf der Hut.

»Was ist in dem Haus passiert?«, frage ich.

»Am Morgen bin ich nach Hause gefahren, habe geduscht, bin ins Bett gefallen und habe bis zum frühen Nachmittag geschlafen. Meine Eltern wollten wissen, wo ich die Nacht verbracht hatte. Ich habe ihnen erklärt, ich hätte an einer Observation teilgenommen, und es so dargestellt, als wäre ich mit wichtiger Polizeiarbeit betraut. Ich habe sie angelogen.

Es war ein Samstag, und ich sollte abends eigentlich mit Freunden ausgehen. Stattdessen fuhr ich zu einem Supermarkt, kaufte mehrere Kartons Talkumpuder, Ersatzbatterien für meine Taschenlampe, Orangensaft und eine Familienpackung Schokolade. Gegen Mitternacht bin ich wieder zur Hotham Road gefahren und habe leise die Tür aufgeschlossen. Ich hatte meine Sportsachen an – schwarze Leggings, Laufschuhe und Reißverschlussjacke.

Ich habe das Talkumpuder verstreut, beginnend im ersten Stock, die Treppe hinunter durch den Flur bis in die Küche. Ich bin von Zimmer zu Zimmer gegangen und habe die Bodendielen mit einer feinen Schicht Puder bedeckt, die unsichtbar war, wenn das Licht aus war. Dann habe ich das Haus wieder abgeschlossen und bin zu meinem Wagen gegangen, wo ich den Sitz nach hinten gekippt habe, in meinen Schlafsack gekrochen und eingedöst bin.

Im Morgengrauen wurde ich von einem Milchwagen geweckt –

klappernde Flaschen in Kisten. Ich schloss die Haustür auf und leuchtete mit der Taschenlampe auf den Boden. Fußspuren führten die Treppe hinauf und hinunter, durch den Flur und in die Küche. Vor dem Spülbecken unter dem Fenster, das ich am Abend zuvor aufgehakt vorgefunden hatte, endeten sie. Ich folgte den Spuren zurück die Treppe hinauf über den Flur in das große Schlafzimmer. Vor der Stange eines begehbaren Kleiderschranks brachen sie abrupt ab, als hätte sich jemand in Luft aufgelöst oder wäre von Scotty wegbeamt worden.

Ich betrachtete den Kleiderschrank, schob die Bügel zur Seite und strich mit den Fingern über die Fußleisten. Als ich gegen die Rigipsplatte an der Rückseite klopfte, klang es hohl, also schob ich die Klinge meines Taschenmessers unter die untere Kante und ruckelte hin und her, bis sich die Platte bewegte. Ich stemmte mich mit meinem gesamten Gewicht dagegen, doch irgendetwas schien von der anderen Seite dagegenzuhalten. Schließlich schob ich die Finger in die breiter werdende Lücke und zerrte heftig an der Platte, bis sie zur Seite rutschte und den Blick auf einen Hohlraum dahinter freigab, knapp zweieinhalb Meter lang und ein Meter fünfzig breit mit einer nach hinten abfallenden Decke.

Ich leuchtete mit der Taschenlampe über den Boden und sah Essensverpackungen, leere Wasserflaschen, Zeitschriften, Bücher, Spielkarten und eine Schneekugel mit dem Eiffelturm. ›Ich tu dir nichts‹, sagte ich. ›Ich bin Polizistin.‹

Niemand antwortete, also klemmte ich die Taschenlampe zwischen die Zähne und kroch auf allen vieren durch das Loch. Bis auf eine zwischen Boden und Decke gezwängte Holzkiste schien der Raum leer zu sein. Ich kroch näher und sagte: ›Hab keine Angst. Ich tu dir nichts.‹

Als ich mit der Taschenlampe in die Kiste leuchtete, fiel der Strahl auf ein Bündel Lumpen, das sich träge zu bewegen begann. Dann ging plötzlich alles ganz schnell, das Ding drängte an mir vorbei. Ich streckte die Hand aus und bekam die Lumpen zu fassen, die in meinen Fingern zerbröselten. Ehe ich reagieren konnte, war die Kreatur verschwunden. Ich musste zurück durch die Lücke ins Schlafzimmer kriechen. Dort hörte ich schon, wie im Erdgeschoss an den Türen gerüttelt und mit kleinen Fäusten gegen die Fenster

geschlagen wurde. Als ich über das Gelände blickte, sah ich einen dunklen Umriss durch den Flur ins Wohnzimmer huschen. Ich folgte der Gestalt und sah ihre Beine aus dem Kamin ragen wie die eines Schornsteinfegers, der hinausklettern will.

›Hey‹, sagte ich, und die Gestalt fuhr herum und knurrte mich an. Zuerst dachte ich, es wäre ein Junge, aber es war ein Mädchen. Sie hielt ein Messer an ihre Brust gedrückt, die Spitze direkt über ihrem Herz.

Ich werde den Anblick nie vergessen. Ihre Haut war so blass, dass die Schmutzstreifen auf ihren Wangen wie Blutergüsse aussahen; ihre Augenbrauen und Wimpern waren dunkel und puppenhaft. Sie trug eine verblichene Jeans mit einem Loch in einem Knie und einen Wollpullover mit einem Eisbären auf der Brust. Ich dachte, sie wäre sieben oder acht, vielleicht auch jünger.

Ich war entsetzt über ihren Zustand und über das Messer. Was für ein Kind droht damit, sich selbst zu erstechen?«

Ich antworte nicht. Sacha hat die Augen geschlossen, als wollte sie die Szene in ihrem Kopf abspulen.

»Ich tu dir nichts‹, sagte ich. ›Ich heiße Sacha. Und du?‹ Sie antwortete nicht. Als ich in die Tasche griff, drückte sie das Messer ein wenig fester an ihre Brust.

›Nein, tu das nicht, bitte‹, sagte ich. ›Hast du Hunger?‹ Ich zog die übrige Hälfte der Schokolade aus der Tasche. Sie rührte sich nicht. Ich brach ein Stück ab und steckte es in den Mund.

›Ich liebe Schokolade. Es ist das Einzige auf der Welt, auf das ich nie verzichten könnte. Jedes Jahr in der Fastenzeit drängt meine Mutter mich, auf irgendwas zu verzichten, was ich gerne mag. Als Opfer, verstehst du. Ich könnte gut eine Zeit ohne Facebook, Koffein oder Klatsch und Tratsch leben, aber meine Mutter sagt, es müsse die Schokolade sein. Sie ist sehr fromm.‹

Wir waren gut drei Meter voneinander entfernt. Sie kauerte im Kamin. Ich kniete auf dem Boden. Ich fragte sie, ob ich aufstehen dürfte, weil meine Knie wehtaten. Ich rutschte rückwärts, setzte mich und lehnte den Rücken an die Wand. Ich brach noch ein Stück Schokolade ab, bevor ich den Rest wieder einpackte und in ihre Richtung schob. Eine Zeit lang starrten wir uns an, dann streckte sie den rechten Fuß aus und zog die Packung zu sich. Sie riss die

Verpackung auf und stopfte sich so viel Schokolade auf einmal in den Mund, dass ich fürchtete, sie könnte daran ersticken.

Ich hatte so viele Fragen. Wie lange war sie dort gewesen? Hatte sie den Mord mitbekommen? Hatte sie sich davor versteckt? Ich weiß noch, dass ich mich bekreuzigt habe und sie es mir nachgetan hat. Ich dachte, dass sie vielleicht katholisch erzogen worden war.«

»Das stand nicht in der Akte«, sage ich.

»Was?«

»Es wurde nirgendwo erwähnt, dass sie sich bekreuzigt hat.«

»Ist das wichtig?«

»Es ist eine neue Information.«

Ich fordere Sacha auf weiterzuerzählen. Sie blickt aus dem Fenster. Die Sonne ist ganz aufgegangen, Fischerboote kehren in die Bucht zurück, Möwen hinter sich herziehend wie weiße Flugdrachen.

»Wir müssen mehr als eine Stunde so dagesessen haben. Und nur ich habe geredet. Ich habe ihr von dem Talkumpuder und dem aufgehakten Küchenfenster erzählt. Sie sagte nichts. Ich habe meinen Dienstausweis hochgehalten und gesagt, er würde beweisen, dass ich eine Special Constable sei, was beinahe dasselbe war wie eine Polizistin in der Ausbildung. Ich sagte, ich könne sie beschützen.«

Sacha blickt von ihrer leeren Schale auf. »Wissen Sie, was sie getan hat?«

Ich schüttele den Kopf.

»Sie bedachte mich mit diesem Blick, der mich innerlich vernichtet hat. So voller Verzweiflung, so bar jeder Hoffnung. Es war, als würde man einen Stein in einen dunklen Brunnen werfen und warten, dass er auf dem Grund aufschlägt, aber das geschieht nie, und der Stein fällt einfach immer weiter. Das hat mir Angst gemacht. Das und ihre Stimme, die ganz heiser und kratzig klang, als sie sagte: ›Niemand kann mich beschützen.««

2

Evie

Zwei Dutzend greise Knacker und alte Schachteln mit blauen Haaren drängen sich um ein Klavier und singen »Knees Up, Mother Brown«, als ob es kein Morgen gäbe. Sie klatschen in die Hände, stampfen mit den Füßen und grölen den Refrain:

Knees up, knees up, never let the breeze up
Knees up, Mother Brown.

Was soll das überhaupt bedeuten? Vielleicht trägt Mrs Brown keinen Schlüpfer. Die Vorstellung reicht, um mir die Galle hochkommen zu lassen.

Ein altes Huhn, das brauner ist als eine eingelegte Zwiebel, tanzt auf mich zu und versucht, meine Hand zu fassen. Sie möchte, dass ich mitmache, doch ich ziehe meine Hand weg, als könnte Alter ansteckend sein.

Das soll unser wöchentlicher Ausflug sein, durch den wir Langford Hall endlich mal entfliehen können, aber anstatt ins Kino, in eine Shopping Mall oder zum Eislaufen im National Ice Centre zu gehen, hat man uns genötigt, einen Haufen Scheintoter in einem Altersheim zu besuchen.

»Wir geben der Gemeinschaft etwas zurück«, sagt Davina, die uns an diesem Tag beaufsichtigt.

»Was haben wir ihr denn genommen?«, frage ich.

»Nichts. Wir sind nett zu alten Leuten.«

»Und was bedeutet ›nett sein‹?«

»Du solltest mit ihnen reden.«

»Worüber?«

»Über irgendwas.«

»Übers Sterben?«

»Sei nicht grausam.«

Ich kräusele die Nase. »Wonach riecht es hier?«

»Ich rieche nichts.«

»Kolostomiebeutel und Eintopf. Eau de Grandma.«

Davina unterdrückt ein Kichern, deshalb fällt ihre grimmige Miene nicht besonders überzeugend aus. Sie ist so etwas wie unsere Hausmutter, wenn wir ein Internat wären, aber Landford Hall ist mehr Anstalt als Lehranstalt. Man nennt es ein sicheres Kinderheim, weil es voller Straffälliger, Ausreißer und Verrückter ist; Ritzer, Beißer, Pyromanen, Pillenschlucker, Soziopathen und Psychopathen. Die Serienmörder oder CEO s von morgen.

Ruby ist eine von ihnen. Sie stößt mich mit dem Ellbogen an und schiebt ihr Kaugummi von der einen in die andere Wange. »Was sollen wir hier?«

»Mit ihnen reden.«

»Ich rede nicht mal mit meiner eigenen Oma.«

»Fragt sie nach ihrer Kindheit«, schlägt Davina vor.

»Als sie noch Dinosaurier als Haustiere hatten«, sage ich.

Das findet Ruby komisch. Sie ist mein bester Kumpel in Langford Hall. Meine einzige Freundin. Sie ist sechzehn, sieht wegen ihrer Piercings und ihres zur Hälfte rasierten Schädels jedoch älter aus. Von der Seite aus betrachtet könnte sie zwei verschiedene Menschen sein, entweder kahl oder mit schulterlangem Haar.

»Hey! Guck dir Nathan an«, sagt sie.

Auf der anderen Seite des Raumes kniet Nathan neben einer alten Frau mit einer Frisur wie eine Puddingschüssel, die ihr Strickzeug an seine Schulter hält, um die Größe zu schätzen.

Der Klavierspieler beginnt ein neues Lied. »Roll out the barrel, we'll have a barrel of fun.« Alle stimmen ein, wippen mit ihren kaputten Knien und klatschen in ihre runzeligen Hände. Ein süßer schwarzer Pfleger twistet mit einer Oma, die alle Moves draufhat.

Vor mir taucht ein alter Typ auf. Er trägt einen weiten Anzug mit einem blauen seidenen Einstecktuch.

»Wie heißt du, junge Dame?«

»Evie.«

»Ich bin Duncan. Möchtest du tanzen, Evie?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich kann nicht tanzen.«

»Jeder kann tanzen. Du brauchst nur den richtigen Lehrer.«

Ruby flüstert mir hinter vorgehaltener Hand ins Ohr: »Achte auf seine Hände.« Sie macht eine Grabschbewegung.

»Evie würde sehr gern tanzen«, geht Davina dazwischen.

»Nein, würde ich nicht.«

»Doch, würdest du wohl.« Sie wirft mir einen giftigen Blick zu, der klarmacht, dass ich keine Wahl habe.

Das findet Ruby komisch, bis sie selbst von einem noch älteren Typen zum Tanzen aufgefordert wird, der eine weite Cordhose und ein Halstuch trägt. Warum haben alte Männer eigentlich keinen Arsch? Wohin verschwindet der?

Ruby erklärt ihm, er soll sich verpissen, aber er reagiert nicht. Mir fällt ein fleischfarbenes Hörgerät in seinem Ohr auf.

»Möchtest du eine rote Karte kassieren?«, murmelt Davina.

»Wenn er mir an den Arsch packt, verpass ich ihm eine«, sagt Ruby und verzieht das Gesicht.

Duncan führt mich in die Mitte des Raumes, wo er sich verbeugt, meine rechte Hand in seine linke nimmt und die andere knapp über meine Hüfte legt.

»Wenn ich mit dem rechten Fuß einen Schritt nach vorn mache, machst du mit deinem linken einen Schritt nach hinten«, sagt er.

Wir setzen uns in Bewegung, eher schlurfend als tanzend, weil ich auf seine Füße starre und mich bemühe, nicht auf seine Slipper zu treten. Ich trage meine Fake-Doc-Martens und könnte Knochen brechen, wenn ich gegen sein Schienbein trete.

»Jetzt ein bisschen schneller«, sagt Duncan.

Er übt ein wenig Druck auf mein Handgelenk aus, und ich drehe mich automatisch, als würde er mich steuern. Im nächsten Moment lässt er meine Hüfte los, und ich wirbele unter seinem Arm herum. Wie hat er das gemacht?

»Sie können das gut«, sage ich.

»Ich mache es auch schon lange.«

Die ganze Zeit blickt er lächelnd über meine Schulter. Als ich mich das nächste Mal drehe, sehe ich eine alte Frau in einem Rollstuhl mit Tränen in den Augen.

»Wer ist das?«

»Meine Frau June.«

»Warum tanzen Sie nicht mit ihr?«

»Sie kann nicht. Nicht mehr.« Er winkt ihr zu. Sie winkt zurück.

»Wir sind immer zusammen tanzen gegangen. Oh, sie hatte es drauf, sie wusste, wie man sich bewegt. So haben wir uns auch kennen gelernt – im Barrowland Ballroom in Glasgow. An einem Samstagabend. Ich hatte in der Kneipe gegenüber schon ein paar Pints Tennent's gekippt, um mir den Mut anzutrinken, ein Mädchen zum Tanzen aufzufordern. Die Mädchen trugen hübsche Kleider und Nahtstrümpfe. Damals galt: Je mehr Frisur, desto besser. Wir Typen hatten ›Moonie‹-Frisuren oder Fransenponys. Ich hatte eine Dreiknopf-Mohair-Jacke und ein Hemd mit Button-down-Kragen. Und meine Schuhe waren so blank geputzt, dass ich Angst hatte, die Mädchen könnten denken, ich wollte ihnen unter den Rock gucken.« Er sieht mich verschämt an. »Selbst wenn man sich nichts zu essen leisten konnte, hat man in Glasgow immer die richtigen Klamotten getragen.«

Duncan hätte genauso gut in einer fremden Sprache reden können, aber das meiste von seiner Geschichte habe ich trotzdem verstanden.

»Die Jungs standen an einer Wand und die Mädchen an der anderen. Dazwischen war Niemandland, in dem man untergehen konnte, wenn man das falsche Mädel zum Tanz aufgefordert hatte, denn der Weg zurück zu unserer Seite war lang und einsam.

June war mir schon vorher aufgefallen, aber ich hatte bisher nicht den Mut aufgebracht, sie aufzufordern. Sie war das hübscheste Mädchen von allen. Umwerfend. Ist sie noch immer, wenn Sie mich fragen.«

Ich blicke zu June und finde das schwer vorstellbar.

»Alle ihre Freundinnen tanzten, aber June stand für sich an die Wand gelehnt, ein Bein angewinkelt, und blickte in ihren Schminkspiegel. Ich sagte mir: ›Jetzt oder nie.‹ Also bin ich quer über die Tanzfläche direkt auf sie zugegangen.

›Willst du tanzen?‹, hab ich sie gefragt.

›Willst du mich das fragen?‹, hat sie erwidert.

›Ja, äh, das will ich.‹

›Okay, ja, ich will tanzen.«

Dabei ist es passiert.«

»Was ist passiert?«

»Wir haben uns ineinander verliebt.«

Ich bin drauf und dran, ein verächtliches Geräusch zu machen, lasse es dann aber doch sein.

»Wir haben den ganzen Abend miteinander getanzt, und zwei Monate später habe ich um ihre Hand angehalten. So hat man das früher gemacht – man hat den Vater des Mädchens um Erlaubnis gefragt, bevor man ihr einen Antrag gemacht hat. Er meinte, es wäre in Ordnung, also bin ich zu June gegangen und habe gefragt: ›Willst du mich heiraten?«

›Willst du mich das fragen?«, hat sie erwidert.

›Ja, das will ich.«

›Okay, dann sage ich Ja.«

Im September sind wir achtundfünfzig Jahre verheiratet.«

Die Musik hat aufgehört. Duncan lässt mich los und verbeugt sich, eine Hand auf den Bauch gelegt, die andere hinter den Rücken.

»Komm, ich stell dir June vor«, sagt er. »Sie wird dich mögen.«

»Warum?«

»Du siehst aus wie sie in deinem Alter.«

Er lässt mir den Vortritt, und ich gehe auf die alte Frau in dem Rollstuhl zu. Sie streckt lächelnd die linke Hand aus. Sie fühlt sich an wie zerknülltes Papier. June will gar nicht wieder loslassen.

»Das ist Evie«, sagt Duncan. »Ich habe ihr erzählt, wie gerne du tanzt.«

June antwortet nicht.

»Was ist mit ihr?«, flüstere ich.

»Sie hatte letztes Jahr einen Schlaganfall. Sie ist einseitig gelähmt und kann nicht sprechen. Ich verstehe sie, aber sonst niemand.«

June wendet meine Hand, als wollte sie daraus lesen. Sie streicht mit dem Finger über meine glatte Haut, bis sie von irgendwas abgelenkt wird. Sie betrachtet ihre eigene linke Hand, und ihr kommen die Tränen.

»Habe ich was Falsches getan?«

»Es ist nicht wegen dir«, sagt Duncan. »Sie kann ihren Verlobungsring nicht finden. Wir haben überall gesucht.«

»Wie hat sie ihn verloren?«

»Das ist es ja. Sie nimmt ihn nie ab.«

»Vielleicht ist er ihr vom Finger gerutscht.«

»Nein, der Finger ist ganz rot und geschwollen, siehst du?«

Ich betrachte Junes Finger genauer. Eine Träne fällt auf meinen Handrücken. Ich unterdrücke den Impuls, sie abzuwischen.

»Ich könnte Ihnen suchen helfen«, sage ich.

Die Worte sind über meine Lippen, bevor ich sie zurückhalten kann. Warum biete ich mich freiwillig an? Ich blicke zu Nathan, Ruby und Davina, die auf der anderen Seite des Raumes an einem Tisch sitzen, der für sie mit Tee und Gebäck gedeckt ist. Sie stopfen Kuchen in sich rein wie fette Kinder bei einer Konditoreimesse.

In der nächsten Minute folge ich Duncan einen Flur hinunter. Während er June zurück zu ihrem Zimmer schiebt, redet er, als würden sie sich unterhalten, aber das Gespräch ist komplett einseitig.

»Seit June den Schlaganfall hatte, ist sie auf der Intensivpflegestation«, erklärt er. »Früher haben wir uns ein Zimmer geteilt, aber jetzt hat sie ihr eigenes.«

In Junes Zimmer stehen ein Einzelbett, ein Kleiderschrank und eine Kommode. An der Wand hängt nur ein Fernseher und eine Fernbedienung für den Notruf.

Ich fange an den naheliegenden Stellen an zu suchen, krieche unter das Bett und wische mit meinem Sweatshirt Staubflocken auf. Ich schüttele ihre Schuhe aus, taste die Kissen und den Rand der Matratze ab, wo sie an die Wand stößt.

»Was hast du angestellt, dass du Sozialdienst leisten musst?«, fragt Duncan.

»Das soll keine Strafe sein«, sage ich. »Wir geben der Gemeinschaft etwas zurück.«

»Irgendwas musst du doch gemacht haben.«

Ich habe meinen Sozialarbeiter einen fetten Flachwichser genannt, aber das werde ich Ihnen nicht erzählen.

»Wie lange bist du schon in der Jugendpflege?«, fragt er.

»Sieben Jahre.«

»Wo sind deine Eltern?«

»Tot.«

»Warum hat dich niemand adoptiert?«

»Was ist das hier – eine Quizshow?«

Ein Mitarbeiter des Heims taucht in der Tür auf und will wissen, was ich hier mache. Er heißt Lyle und hat ein Gesicht wie ein Klumpen Pizzateig mit Oliven als Augen und Anchovis als Augenbrauen.

»June hat ihren Verlobungsring verloren«, erklärt Duncan. »Sie nimmt ihn nie ab. Evie hilft uns suchen.«

»Sie sollte nicht hier auf dem Zimmer sein«, sagt Lyle.

»Sie will doch nur helfen«, sagt Duncan.

»Ich glaube, der Ring wurde gestohlen«, erkläre ich. »Schauen Sie sich ihren Finger an. Er ist ganz geschwollen.«

»Vielleicht hast du ihn gestohlen.« Lyle tritt ins Zimmer und versperrt die Tür. Er will mir Angst machen. »Vielleicht bist du deswegen hierhergekommen – um alte Leute auszurauben.«

So wie er seine Größe einsetzt, um mich einzuschüchtern, kommt mir der Gedanke, dass er jemandem die Schuld in die Schuhe schieben will.

»Haben Sie ihren Verlobungsring gestohlen?«, frage ich so unschuldig, als würde ich mich nach dem Wetter oder den Eierpreisen erkundigen.

Spricht noch irgendjemand über Eierpreise?

Lyle flippt aus. »Wie kannst du es wagen! Ich sollte die Polizei rufen und dich verhaften lassen!«

In diesem Moment erkenne ich etwas in seinem Gesicht – den Schatten, die Schattierung, das Zeichen, den Verrat ... Manchmal habe ich dann einen metallischen Geschmack im Mund, als ob ich an einem Teelöffel gelutscht oder mir auf die Zunge gebissen hätte. Aber meistens sehe ich bloß einen zuckenden Mundwinkel, eine an der Stirn pulsierende Vene, ein Augenflackern.

»Sie lügen«, sage ich. »Haben Sie ihn schon versetzt?«

»Verpiss dich.«

»Oder haben Sie ihn noch?«

»Raus hier.«

Lyle drückt mir einen Daumen gegen die Brust, und ich weiche zurück. Dann mache ich trotzig wieder einen Schritt nach vorn und recke das Kinn, bereit für den Schlag. Duncan fleht alle stotternd an,

sich zu beruhigen. An Junes Nase hängt ein Schnoddertropfen.

Lyle packt meinen Unterarm und gräbt seine Finger in meine Haut. Er beugt den Kopf dicht an mein rechtes Ohr und flüstert: »Halt die Fresse.«

Roter Nebel senkt sich, verengt mein Gesichtsfeld und befleckt die Welt. Ich packe Lyles Handgelenk und verdrehe es nach hinten. Grunzend vor Überraschung krümmt er sich, und im selben Moment reiße ich das rechte Knie hoch und ramme es ihm ins Gesicht. Knorpel knirscht. Er hält schützend beide Hände über seine Nase, zwischen seinen Fingern quillt Blut hervor.

Ich gehe um ihn herum und den langen Flur hinunter zurück in den Gemeinschaftsraum, wo Davina mit Krümeln auf den Titten ein Stück Obstkuchen halb in den Mund gesteckt hat.

»Vielleicht möchtest du die Polizei benachrichtigen«, sage ich.

»Warum?«

»Wir sollten lieber als Erste anrufen.«

Cyrus

Das Frühstück ist abgeräumt, andere Gäste sind gekommen und wieder gegangen, Frühaufsteher, Hundespaziergänger, Ladenbesitzer, Mütter von Schulkindern, Strickkränzchen und Ruheständler in Tweed-Jacketts.

Sacha Hopewell lehnt sich auf ihrem Stuhl zurück und blickt zu der Uhr an der Wand.

»Wie ist Evie?«

»Eine Naturgewalt. Beschädigt. Brillant. Wütend. Einsam.«

»Mögen Sie sie?«

»Ja.«

»Ist sie glücklich?«

»Manchmal«, sage ich, überrascht von der Frage. Glück ist kein Gefühl, das ich mit Evie assoziiere, weil sie das Leben als einen Wettkampf betrachtet und jeden Morgen, an dem sie aufwacht, als kleinen Sieg.

Sacha hat weitere Fragen, doch wir interessieren uns für unterschiedliche Dinge. Ich will mehr über Angel Face erfahren, das wilde Kind mit Nissen im Haar und Brandmalen von Zigaretten auf der Haut. Sacha will hören, wie Evie heute ist, was aus ihr geworden ist und wer sie werden will.

Ich berichte von der Suche nach ihrer Familie, den DNA - Untersuchungen, der Isotopenanalyse zur Feststellung ihres Alters, der weltweiten Öffentlichkeitskampagne und den zahllosen Befragungen durch Sozialarbeiter und Psychologen.

»Angel Face entsprach keiner als vermisst gemeldeten Person, und sie hat sich geweigert, irgendjemandem ihren echten Namen oder ihr Alter zu nennen. Deshalb wurden die Gerichte eingeschaltet.«

»Ich erinnere mich daran, wie sie den Namen Angel Face

bekommen hat«, sagt Sacha. »Eine der Schwestern in dem Krankenhaus wischte den Schmutz aus ihrem Gesicht und sagte: ›Du hast ein Gesicht wie ein Engel.« Das ist dann hängen geblieben. Alle Krankenschwestern haben sich in die Kleine verliebt, obwohl sie kaum ein Wort gesagt hat. Sie hat nur geredet, wenn sie etwas wollte – Essen, Wasser oder auf die Toilette gehen. Und sie hat nach den Hunden gefragt.«

»Sie hat sie am Leben gehalten.«

»Es ist ein Wunder, dass sie sie nicht zerfleischt haben.«

»Sie kannten sie.«

Sacha spielt mit einem losen Faden in ihrem Pullover.

»Worüber hat sie noch gesprochen?«, frage ich.

»Nichts Wichtiges. Ich hab mir ständig neue Spiele ausgedacht und versucht, ihren echten Namen zu erraten oder sie mit einem Trick dazu zu bringen, ihn mir zu verraten. Sie hat mir ihre eigenen Spiele beigebracht. Eins, das sie ›Feuer und Wasser‹ nannte, war so wie unser ›Heiß und kalt‹.«

»Das wurde auch nicht in den Akten erwähnt.«

»Vermutlich war es nicht wichtig.«

Sacha lacht über eine weitere Erinnerung. »Sie hat uns einen Tanz beigebracht. Wir mussten uns aufreihen und die Hüften der Person vor uns fassen. Dann haben wir alle das rechte Bein zur Seite geschüttelt, dann das linke, sind erst rückwärts und dann vorwärts gehüpft. Sie nannte es den Pinguin-Tanz. Es war urkomisch.«

»Haben die Psychologen das je mitgekriegt?«

»Ich glaube nicht. Wieso?«

Ich will antworten, als mein Pieper sich meldet.

»Wie altmodisch«, sagt Sacha, als ich den kleinen schwarzen Pager von der Hüfte nehme und die Nachricht lese, die auf dem LCD-Display steht.

Du wirst gebraucht.

Kurz darauf taucht eine zweite Nachricht auf.

Es ist dringend.

Sacha hat mich neugierig beobachtet. »Sie haben kein Mobiltelefon.«

»Nein.«

»Darf ich fragen, warum?«

»Als Psychologe ist es mein Job, Menschen zuzuhören und etwas von ihnen zu erfahren. Das kann ich nicht, indem ich eine Textnachricht oder einen Tweet lese. Es muss schon von Angesicht zu Angesicht sein.«

»Das kommt mir nicht besonders professionell vor.«

»Ich habe einen Pager. Darüber kann man mich kontaktieren. Ich rufe dann zurück.«

Sacha summt leise, und ich weiß nicht genau, ob sie mir glaubt.

Ich blicke erneut auf meinen Pager. »Ich muss kurz telefonieren.«

»Bald ist Gezeitenwechsel.«

»Es dauert nur zwei Minuten. Bitte warten Sie.«

Das nächste Münztelefon ist vor dem Postamt. Detective Lenny Parvel meldet sich. Sie ist nicht in ihrem Büro. Ich höre Dieselmotoren und einen rückwärtsfahrenden Lkw.

»Wo bist du?«, fragt sie.

»In Cornwall.«

»Der Urlaub ist vorbei.«

»Es ist kein Urlaub«, sage ich ärgerlich, was Lenny komisch findet.

»Einer von unseren Leuten«, sagt sie. »Ein Ex-Detective. Sieht aus wie ein Selbstmord. Ich möchte gern sichergehen.«

»Wo?«

Sie rattert eine Adresse in Tameside herunter.

»Das ist nicht dein Revier.«

»Ich bin zur East Midlands Special Operation Unit versetzt worden.«

»Auf Dauer?«

»Bis auf Weiteres.«

»Ich bin fünf Stunden weit weg.«

»Ich warte.«

Ob ich komme, steht nicht zur Diskussion. Das ist mein Beruf; ich folge dem Tod wie ein Bestattungsunternehmer oder eine Schmeißfliege. Als ich mich entschieden habe, forensischer Psychologe zu werden, dachte ich, ich würde Mörder studieren und nicht jagen.

Auf der anderen Straßenseite stellt ein Gemüsehändler Kisten mit

Obst und Gemüse auf den Bürgersteig. Möhren. Kartoffeln. Zucchini. Sacha hat das Café verlassen und packt Äpfel in eine braune Papiertüte. Sie bezahlt gerade, als ich komme.

»Möchten Sie Evie treffen?«, frage ich.

Sie zieht eine Augenbraue hoch. »Ist das erlaubt?«

»Sie kann besucht werden.«

Sacha scheint darüber nachzudenken. Ihre natürliche Neugier drängt sie, Ja zu sagen, aber sie ist vorsichtig.

»Warum sind Sie hier?«, fragt sie und fixiert mich mit einem Blick, der den eifrigsten Verehrer abschrecken würde. »Sie haben Evies Akten gelesen. Sie wurde von Ärzten, Sozialarbeitern, Therapeuten und Psychologen befragt. Sie hat mit keinem von ihnen geredet. Warum sollte sie mit mir reden?«

»Sie haben sie gerettet.«

Sacha winkt ab.

»Das ist mein Job. Ich helfe Menschen, sich von einem traumatischen Erlebnis zu erholen«, erkläre ich.

»Ist sie traumatisiert?«

»Ja. Die Frage ist: Sind Sie es auch?«

Ihre Züge werden hart. »Ich brauche Ihre Hilfe nicht.«

»Vor irgendwas laufen Sie weg.«

»Vor Leuten wie Ihnen!«, murmelt sie wütend, wendet sich abrupt ab und überquert den Boulevard. Ich eile ihr nach.

»Mein Angebot ist ernst gemeint. Ich fahre zurück nach Nottingham. Sie sind herzlich eingeladen mitzukommen.«

Sacha antwortet nicht, doch für einen flüchtigen Moment kann ich ihre Verletzlichkeit erkennen. Die Freude, die einst in ihr gewohnt hat, ist verschwunden; sie hat sich von ihrer Familie isoliert und versucht zu vergessen, was geschehen ist, aber ich habe die Schleusen der Erinnerungen geöffnet.

Ich gehe zurück zum Pub, packe meine Sachen und bezahle die Rechnung. Die Bar ist schon von einer Handvoll abgehärteter Ganztags-Trinker besetzt, die mit stiller Entschlossenheit vor sich hin picheln und alle ein kleines mürrisches Schweigen zum größeren Ganzen beitragen. Ich überquere den Parkplatz, schließe meinen blassroten Fiat auf und werfe die Reisetasche auf die Rückbank. Der Motor springt nicht sofort an. Ich versuche es erneut, lausche, wie

der Motor surrt, spuckend zündet, wieder surrt und endlich anspringt.

Ich lege den Rückwärtsgang ein, setze aus der Parklücke und fahre zum Ausgang. Ich bin fast an der Schranke, als ich Sacha sehe. Sie ist wieder in dem Boot, beugt sich über den Rudern vor und zurück und folgt der Kante der Hafenmauer. Ihre Vorräte sind von der Persenning bedeckt, und ihr Haar ist wieder in der Kapuze ihres Anoraks gebändigt.

Ich bin nicht enttäuscht. Ich bin erleichtert. Fürs Erste ist sie hier sicher, und ich weiß, wo ich sie finden kann.

Evie

»Du musst dir irgendwas anziehen, Evie. Sie können dich nicht halbnackt befragen.«

»Eben.«

Caroline Fairfax ist meine Anwältin, und meine Blöße ist ihr unangenehm. Ich glaube nicht, dass sie prüde oder lesbisch ist, aber sie ist dieser Typ Superstreberin, die in ihrem ganzen Leben noch nie etwas Rebellisches getan hat. Ich wette, in der Schule hat sie in der ersten Reihe gesessen, die Knie zusammengepresst, die Schuluniform tadellos, die Hand immer zum Aufzeigen bereit. Jetzt ist sie Anfang dreißig, frisch verheiratet und trägt eine dunkle Hose und ein passendes Jackett. Vernünftig. Praktisch. Langweilig.

Die Polizisten haben mir meine Schnürsenkel und meinen Ledergürtel abgenommen, also bin ich noch einen Schritt weitergegangen und habe bis auf meinen Slip (der sauber ist) alles ausgezogen. Ich sitze auf einer Betonbank in einer Verwahrzelle und frier mir den Arsch ab, aber das werde ich ihr nicht erzählen.

»Man kann dich zwingen, dir etwas anzuziehen«, warnt sie mich.

»Das sollen sie mal versuchen.«

»Man könnte dich wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses anklagen.«

»Ich bin nicht in der Öffentlichkeit.«

»Du hast jemanden tätlich angegriffen.«

»Er hat angefangen.«

»Jetzt bist du trotzig.«

»Leck mich.«

Sie reißt die Augen erst auf und kneift sie dann zusammen. Ich möchte mich entschuldigen, aber ein »Tut mir leid« kommt mir nicht leicht über die Lippen. Die Worte bleiben in meinem Kopf stecken, bevor sie es bis zu meinem Mund schaffen.

»Wo ist Cyrus?«, frage ich.

»Du hast mich gebeten, ihn nicht anzurufen.«

»Ich dachte, Sie würden es trotzdem tun.«

»Nein.«

Ich schaue ihr ins Gesicht. Sie sagt die Wahrheit. Ich will nicht, dass Cyrus erfährt, dass ich wieder Ärger bekommen habe. Er würde mich nur mit seinem traurigen Hundeblick ansehen wie ein Welpen, der um Futter bettelt.

»Bitte, zieh dich an«, sagt sie noch einmal.

»Das ist doch alles Mist«, sage ich und ziehe meine Jeans und mein Hoodie über. Als ich erkläre, dass ich auf die Toilette muss, begleitet mich eine Polizistin den Flur hinunter und beobachtet, wie ich meine wilde braune Mähne richte, die Farbe dieses Monats. Ich wünschte, ich hätte Make-up. Es ist seltsam, aber ohne Mascara fühle ich mich nackter als ohne Kleider.

Zehn Minuten später sind wir in einem Vernehmungsraum mit einem Tisch, vier Stühlen und ohne Fenster. Caroline sitzt neben mir. Uns gegenüber haben zwei uniformierte Polizisten Platz genommen, die aussehen wie beim Casting für eine Krimiserie. Die meisten ihrer Fragen sind Feststellungen, mit denen sie mir ihre Worte in den Mund legen wollen.

Einer von ihnen hat ein Gesicht wie ein Bestatter und Schuppen auf den Schultern. Sein Partner ist jünger und hat den selbstgefälligen Gesichtsausdruck eines Hundes, der seine Flohstiche kratzt. Ich erkenne ihn wieder. Er war einer der Beamten, die zu den Zellen runtergekommen sind, als ich mich ausgezogen habe, um durch das Observationsfenster zu spannen. Hin und wieder grinst er feixend, als hätte er etwas gegen mich in der Hand, weil er meine Titten gesehen hat.

Meiner Erfahrung nach reden die Menschen eher auf mich ein als mit mir. Sie predigen und dozieren oder hören, was sie hören wollen. Aber das ist nicht der Grund, warum ich nicht antworte. Ich traue der Wahrheit nicht. Die Wahrheit ist eine Geschichte. Die Wahrheit ist eine Gewohnheit. Die Wahrheit ist ein Kompromiss. Die Wahrheit ist ein Opfer. Die Wahrheit ist schon vor langer Zeit gestorben.

»Wir können das hier entweder auf die leichte oder auf die harte Art klären«, sagt der Selbstgefällige.

Ich möchte lachen. Eine leichte Art gibt es nicht.

»Was wolltest du mit dem Verlobungsring machen?«

»Meine Mandantin hat keinen Ring an sich genommen«, erwidert Caroline. »Sie hat geholfen, danach zu suchen.«

»Ihre Mandantin sollte meine Fragen beantworten.«

»Sie bestreitet Ihre Beschuldigung.«

»Kann sie überhaupt sprechen? Vielleicht ist sie ja stumm.«

»Ich spreche, wenn ich etwas zu sagen habe.«

Der Bestatter stemmt die Ellbogen auf den Tisch und stützt das Kinn in die Hände. »Wer bist du?«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich habe versucht, deine Jugendstrafen aufzurufen, doch die Akten sind gesperrt. Sogar das blanke Gerippe ist zensiert. Kein Geburtsort. Keine Verwandten. Keine medizinischen Unterlagen. Wir haben dir einen Anruf erlaubt, und eine Anwältin aus London taucht auf. All das lässt mich glauben, dass du jemand Wichtiges bist. Was ist es? Zeugenschutz? Oder bist du das bescheuerte Kind von irgendeinem Politiker?«

Caroline Fairfax unterbricht seine Rede. »Haben Sie eine Frage an meine Mandantin?«

»Ich habe ihr eine Frage gestellt.«

»Sie kennen ihren Namen, ihr Alter und ihre Adresse.«

Der Bestatter konzentriert sich auf mich.

»Wenn ich Zugriff auf deine Daten in unserer Datenbank beantrage, was werde ich finden?«

»Gar nichts«, antwortet Caroline.

»Das ist genau der Punkt, oder? Sie ist eine geschützte Spezies. Warum?«

»Ich bin eine russische Spionin«, sage ich.

Caroline will mich bremsen, doch ich ignoriere sie.

»Ich bin eine Mafia-Braut. Donald Trumps uneheliche Tochter. Ich bin der zweite Schütze auf dem Grashügel.«

Jemand klopft und rettet mich vor mir selbst. Die Beamten werden nach draußen gerufen. Ich höre sie im Flur murmeln, kann aber nicht verstehen, was sie sagen.

»Alles in Ordnung?«, fragt Caroline.

»Mir geht es gut.«

»Es wird bald vorbei sein.«
»Ich habe nichts gestohlen.«
»Ich weiß.«

Caroline blickt auf ihr Handy, als ob sie eine Nachricht erwarten würde. Nur einer der beiden Polizisten kehrt in den Raum zurück. Der Bestatter.

»Sie dürfen gehen«, sagt er.
»Was ist passiert?«, fragt Caroline.
»Es sind neue Informationen ans Licht gekommen.«
»Was für Informationen?«

»Bewohner des Altenheims haben sich auch schon früher darüber beschwert, dass Dinge verschwunden sind. Wir vernehmen jetzt einen Angestellten des Heims.«

»Ha! Ich wusste es!«, sage ich großspurig.

Caroline zischt mich an, dass ich still sein soll.

»Ich hab Ihnen doch gesagt, dass er lügt.«

»Psst, Evie.«

»Haben Sie Junes Verlobungsring gefunden?«, frage ich.

»Weitere Details kann ich nicht nennen«, sagt der Bestatter. »Aber ich denke, du solltest froh sein, dass du so viel Glück gehabt hast.«

Glück! Ich würde am liebsten laut losbrüllen. In welchem Universum habe ich Glück?

Caroline wirft mir einen Blick zu, der bedeutet: *Sag nichts*.

Ich folge ihr zum Empfang, wo Davina auf mich wartet. Sie tut genau das, was ich von ihr erwartet habe. Sie schlingt ihre großen dicken Arme um mich und drückt mein Gesicht zwischen ihre Brüste, bis ich glaube, ersticken zu müssen. Ich hasse es, berührt zu werden, aber ich lasse mich von ihr umarmen und ertrage auch das seltsame Geräusch, das tief aus ihrer Kehle dringt, als wäre ich irgendwann noch ihr Untergang.

Für das, was heute passiert ist, werde ich eine rote Karte kassieren. Ich bin die Königin der roten Karten. Ich bin ein Royal Flush. Herz und Karo. In den nächsten zwei Wochen werde ich in Langford Hall Klos putzen, Unkraut jäten, Plastikwannen oder Pfannen schrubben.

Warum? Weil ich einfach so verdammt viel Glück habe.

Cyrus

Sechs Streifenwagen stehen vor einer alten Backsteinfabrik neben einem trostlosen Streifen schwarzen Wassers. Die Tame ist eine beschissene Ausrede von einem Fluss und eher fest als flüssig. Ein Kanal kreuzt den Fluss, getrennt durch große Metalltore mit leckenden Dichtungen. In weiteren tausend Jahren sind sie vielleicht verrostet, und das ölige Wasser wird einen Weg ins Meer finden.

In anderen Städten hätte man so eine Industriebrache vielleicht saniert und in goldene Immobilien verwandelt, aber vielleicht ist diese zu verseucht mit Schwermetallen und eine Sanierung zu teuer.

Ich fahre über ein leeres Grundstück und parke neben einem Maschendrahtzaun. Ein Stück weiter steht ein ramponierter Einkaufswagen von ASDA .

Eine Handvoll Jugendlicher kickt auf der Freifläche einen Fußball hin und her. Sie halten ihn mit Knien, Füßen und Kopf in der Luft und beobachten die Polizei bei der Arbeit. Ich kann ihre Energie und Aufregung spüren. Das ist neu. Anders. Es lohnt sich, geteilt zu werden. Hin und wieder zücken sie ihre Smartphones und checken den Status ihrer Posts.

Drei Detectives stehend rauchend neben dem Transporter eines Bestattungsunternehmens. Zwei von ihnen erkenne ich. Der eine ist Whitey Doyle, der andere Alan Edgar, genannt Poe, weil jeder einen Spitznamen hat. Den dritten in der Runde erkenne ich nicht, aber er ist genauso blass und füllig um die Hüften wie die beiden anderen, eine Folge von ungesunder Ernährung und Schlafmangel.

Über ihnen schwebt eine Drohne und fotografiert Gebäude und Gelände. Zeitgemäße Polizeiarbeit bedeutet, dass die Geschworenen ins Zentrum des Geschehens geführt werden und das Gefühl vermittelt bekommen wollen, dass sie in einer Reality-Show im Fernsehen oder einem grobkörnigen, mit versteckter

Kamera aufgenommenen Dokumentarfilm mitspielen.

Ich trage mich in die Liste der Personen am Tatort ein, zeige meinen Ausweis und betrete dann die kühle Fabrik. Teile des Dachs fehlen – abgerissen von einem Sturm oder Altmetallhändlern. Durch die Löcher fallen gottgleich schräg von oben Lichtstrahlen in das Gebäude. Einer beleuchtet einen silbernen Maserati Quattroporte, der frontal gegen einen Betonblock geknallt ist.

Lenny Parvel löst sich aus einer Gruppe Kriminaltechniker, die gerade einen eingehüllten Leichnam auf eine Rollliege heben. Unter anderen Umständen hätten wir uns vielleicht mit einer Umarmung oder mit Wangenküsschen begrüßt. Stattdessen stoßen wir die Fäuste gegeneinander.

Lenny ist Mitte vierzig und hat kurzes dunkles Haar. Wie üblich trägt sie eine Barbour-Jacke und kniehoch Stiefel und sieht aus wie eine nicht zum Scherzen aufgelegte Gutsherrin, die ihre Hunde ausführt.

Lenny heißt eigentlich nicht Lenny. Getauft wurde sie auf den Namen Leonore sowie eine Fülle weiterer Vornamen, weil Großeltern besänftigt und Traditionen gewahrt werden mussten. Ich kenne sie, seit ich dreizehn war und sie siebenundzwanzig. Sie hat mich damals gefunden, nachdem meine Eltern und Schwestern ermordet worden waren. Ich hatte mich in blutigen Socken und mit einer Axt im Gartenschuppen versteckt. Ich war vom Fußballtraining nach Hause gekommen und hatte die Leiche meiner Mutter neben einer verstreuten Tüte gefrorener Erbsen auf dem Küchenboden gefunden. Mein Vater lag tot vor dem Fernseher. Esme und April waren in ihrem gemeinsamen Zimmer gestorben.

Ich hatte mich im Gartenschuppen verschanzt und gelauscht, wie die Sirenen lauter wurden. Lenny hat mich gefunden. Sie war damals eine junge Constable, noch in Uniform, und sie blieb bei mir, fragte mich nach der Schule und der Position, die ich in meiner Fußballmannschaft spielte. Sie bot mir Tic Tacs an und hielt meine Hand fest, als sie sie hineinschüttete. Bis heute kann ich keine Pfefferminzbonbons riechen, ohne an diese Szene zu denken.

»Wer hat ihn gefunden?«, frage ich und blicke zu dem Wagen.

»Eine Gruppe Jugendlicher.«

»Die draußen vor der Fabrik.«

»Ja. Sie kommen zum Fußballspielen auf das leere Grundstück. Wir glauben, er ist gestern Abend gestorben.«

»Du hast gesagt, er war einer von euren Leuten?«

»Detective Superintendent Hamish Whitmore. Ist vor einem halben Jahr aus gesundheitlichen Gründen in den vorzeitigen Ruhestand getreten. Stress und Angst.«

»Depressionen?«

»Wir überprüfen es.«

Mir fällt ein Nylonseil auf, das sich über den Boden schlängelt. Ein Ende ist an einen Metallpfosten gebunden, das andere liegt neben den Hinterrädern des Maserati.

Lenny erklärt ihre vorläufige Theorie. »Wie es aussieht, hat er das Seil durch das Fenster auf der Fahrerseite in den Wagen gezogen und um seinen Hals geschlungen. Dann hat er sich angeschnallt und aufs Gaspedal getreten.« Sie geht auf den Wagen zu. »Als er das Ende des Seils erreicht hatte, hat die Schlinge seinen Kopf abgetrennt. Der Wagen ist weitergerollt und schließlich gegen die Wand geprallt.«

»Kannst du ihn?«

»Kann sein, dass wir uns einmal auf einer Bio-Sicherheitskonferenz begegnet sind. Netter Typ. Alte Schule.«

»Wo wohnt er?«

»In Manchester.«

Ich habe den Maserati erreicht, ein rollendes Statussymbol in makellosem Zustand. Teuer. Geliebt. Drinnen sieht es anders aus. Blut bedeckt die Scheiben, die Sitze und das Armaturenbrett. Davon werde ich heute Nacht träumen und mir die Leichen meiner Eltern und Schwestern vorstellen. Ich werde mit einem Schrei auf den Lippen aufwachen, unsicher, ob das Geräusch in meinem Kopf geblieben ist oder wieder den Hund des Nachbarn zum Bellen gebracht hat.

Ich gehe um den Wagen, hocke mich vor die offene Tür, sorgsam darauf bedacht, nichts zu berühren. Als ich mich durch die Fahrertür in den Wagen beuge, fällt mir auf, wie sauber das Polster ist, wo Whitmores Körper in den Sitz gedrückt war.

»Der Schlüssel steckte noch in der Zündung«, sagt Lenny. »Der Motor ist weitergelaufen, bis das Benzin alle war.«

»Was hast du im Fahrzeug gefunden?«

»Das Übliche. Brieftasche. Führerschein. Zulassung. Handy.«

»Was ist mit einem Abschiedsbrief?«

»Nein.«

»War er verheiratet?«

»Getrennt lebend.«

»Kinder?«

»Eine erwachsene Tochter.«

Voller Bewunderung lasse ich den Blick über das Auto wandern.

»Dieser Wagen kostet siebzigtausend Pfund.«

»Er hatte offenbar ein gutes Auskommen.«

»Mit einer Polizistenpension?«

»Er hat in Teilzeit als Fahrer gearbeitet, als Chauffeur mit Security-Erfahrung. Unter anderem für eine Filmproduktionsfirma in London.«

Ich betrachte den Fußraum. Das Bremspedal ist mit Blut bedeckt, aber nicht das Gaspedal. Sein Fuß muss bis zum letzten möglichen Moment darauf gestanden haben, bevor er abgerutscht ist, aber das erklärt nicht den kleinen Streifen sauberen Teppich neben dem Pedal, es sei denn, irgendwas hat auf dem Pedal gelegen.

Ich zeige auf das Navi. Lenny hat die Liste der Ziele bereits überprüft.

»Das letzte war ein Pub namens The Globe, keine zwei Meilen von hier entfernt«, sagt sie. »Vielleicht hat er sich dort das Bier gekauft?«

»Welches Bier?«

»Er hat ein Sixpack geleert. Wir haben die leeren Flaschen im Fußraum gefunden. Wahrscheinlich hat er sich Mut angetrunken.«

Ich gehe zurück durch die Fabrik und bleibe stehen, um mir anzuschauen, wie das Seil um den Stahlträger geschlungen und geknotet ist. Die ganze Szene ergibt keinen Sinn. Es ist nichts Offensichtliches, aber mir fallen Kleinigkeiten auf. Unregelmäßigkeiten. Diskrepanzen. Etwas, das fehlt. Meistens wählen Männer gewaltsamere Arten, Selbstmord zu begehen, als Frauen. Sie benutzen Schusswaffen, erhängen sich oder vergiften sich mit Kohlenmonoxid, während Frauen eher dazu neigen, eine Überdosis von irgendeinem Medikament zu nehmen oder sich in der Badewanne die Pulsadern aufzuschneiden. Eine Enthauptung ist

eine offene, ungeheuerliche Aussage. Es ist kein Hilferuf. Es ist ein Schmerzensschrei.

Ohne Hamish Whitmore gekannt zu haben, spüre ich, dass er ein strukturierter Mensch war. Ich hätte erwartet, dass er eine ordentlichere Methode wählt. Sauberer. Klinischer.

Der Maserati hat keinen Kratzer. Jeder Quadratzentimeter ist mit teuren Produkten gewachst und poliert worden. Die Radnaben glänzen, die Radläufe sind schwarz lackiert. Männer widmen einem Wagen oft mehr Aufmerksamkeit als ihrer Ehefrau oder Freundin, weil der Wagen ihnen ein Gefühl von Macht und Freiheit verleiht. Im Gegensatz zu einer Frau gibt es bei einem Auto einen Schlüssel oder eine Fernzündung, und es springt in der Regel beim ersten Mal an. Es protestiert nicht gegen Entscheidungen, verlangt nicht mehr Hingabe und wird auch nicht eifersüchtig oder launisch. Ein Auto kann repräsentieren, wer man ist oder sein will. Wohlhabend. Stilvoll. Schnell. Sportlich. Ein Mann findet vielleicht nie seine Traumfrau, aber er kann seinen Traumwagen besitzen.

»Es fühlt sich nicht richtig an«, sage ich und gehe zurück zu dem Maserati. Ich zeige auf das Armaturenbrett, dessen einziger Makel ein kleiner Riss in dem Leder rechts neben dem Lenkrad ist. »Ein Mann, der sein Auto liebt, entkorkt keine Bierflaschen am Armaturenbrett und wirft das Leergut auf den Boden.«

»Vielleicht war ihm schon alles egal.«

»Nein. Er hat sein Auto geliebt.«

»Was willst du damit sagen?«

»Ich glaube, er war schon tot, als er hinters Steuer gesetzt wurde«, antworte ich und zeige auf den Fahrersitz, der zu weit nach hinten geschoben ist. »Als das Seil ihm den Kopf abgerissen hat, wurde alles mit Blut bespritzt, inklusive des Lenkrads. Wo sind die Handabdrücke?«

»Vielleicht hat er im letzten Moment losgelassen«, sagt Lenny.

»Oder seine Hände lagen in seinem Schoß.«

Ich richte mich auf und rolle den Kopf hin und her, um die Verspannung zu lösen.

»Waren auf den Bierflaschen Fingerabdrücke?«

»Er hat Handschuhe getragen.«

Mein Blick sagt alles. Lenny sieht mich mit gequälter Miene an,

bevor sie sich abwendet und zum Tor der Halle geht. Sie ruft den Detectives zu, die zusehen, wie Hamish Whitmores Leiche in den wartenden Transporter verladen wird: »Holt die Spurensicherung zurück und erweitert die Suche. Ich will, dass im Umkreis von dreihundert Metern jeder Stein umgedreht wird, außerdem mehr Teams für die Befragung von Tür zu Tür.«

»Was suchen wir, Chef?«, fragt einer von ihnen.

»Meinen Seelenfrieden«, sagt Lenny.

Cyrus

Vor uns leuchten Bremslichter auf und ziehen ölige Lichtspuren über den nassen Asphalt. Es nieselt, seit wir die Vororte von Manchester erreicht haben; der Regen sieht aus wie Quecksilberfäden, die durch das Scheinwerferlicht fallen.

Lenny sitzt am Steuer, ist aber in Gedanken noch in der Fabrik und grübelt über Details. Laut Navi hat Whitmore den Pub besucht, doch das Barpersonal hat keinen Beleg dafür gefunden, dass er Bier gekauft hat, und auf den Überwachungskameras ist er auch nicht aufgetaucht.

»Wenn er nicht reingegangen ist, muss er jemanden auf dem Parkplatz getroffen haben«, sagt Lenny mehr zu sich als zu mir. »Wenn das Opfer einer von unseren Leuten ist, geht einem vieles durch den Kopf. Wir machen uns in unserem Job viele Feinde. Menschen, die einen Groll hegen.«

»Hast du Feinde?«, frage ich.

»Genug.« Sie wechselt die Spur. »Was hast du in Cornwall gemacht?«

»Einen Fall bearbeitet.«

»Eine Polizeiangelegenheit?«

»Eigentlich nicht.«

Lenny erkennt, dass ich nicht darüber sprechen werde. Auch wenn wir fast so etwas wie Familie sind, gibt es Aspekte unseres Leben, die wir für uns behalten. Einmal im Monat treffen wir uns privat. Meistens lädt sie mich zu sich nach Hause ein und kocht ein Essen für Nick, ihren Mann, und seine beiden Söhne, die Lenny wie ihre eigenen großgezogen hat.

Es ist fast sechs, als wir Hamish Whitmores Haus erreichen. Drei Wagen parken in der Auffahrt. Besucher. Das macht es schwieriger. Die Haustür wird von einer Frau Ende zwanzig geöffnet, deren

Augen rot und verweint aussehen. Sie ist hochschwanger und trägt Umstandsjeans sowie ein weites weißes Hemd. Ein junger bärtiger Mann mit zotteligem Haar tritt neben sie und legt den Arm um ihre Hüfte. Seine Jeans ist mit Farbe oder Gips bekleckert.

»Ich suche Eileen Whitmore«, sagt Lenny ein wenig unsicher. Irgendetwas stimmt nicht.

»Das ist meine Mum«, sagt die junge Frau. »Ich bin Suzie, und das ist Jack.«

»Ich fürchte, ich habe schlechte Nachrichten für Sie«, fährt Lenny fort.

»Wenn es um Dad geht, wir wissen es schon.«

»Wie?«

»Ein Detective hat es uns erzählt. Heute Nachmittag.«

»Verstehe. Es tut mir leid. Ich dachte ... « Lenny weiß nicht, wie sie reagieren soll. »Kann ich mit Ihrer Mutter sprechen?«

Wir werden in ein Wohnzimmer geführt, wo eine ältere Frau am Kamin steht, als würde sie für ein Foto posieren. Sie hat feine Gesichtszüge und graues, hinter die Ohren gekämmtes Haar. Ich bemerke die Fotos auf dem Kaminsims. Suzie als Baby ... als Kind ... als Teenager ... bei ihrer Hochzeit. Ein älteres Hochzeitsfoto zeigt Hamish Whitmore in einer Paradeuniform und Eileen in einem geschlitzten weißen Hochzeitskleid.

Uns werden Plätze angeboten, wir setzen uns. Mrs Whitmore hockt sich auf die Armlehne eines Sessels, fast ohne eine Falte im Polster zu hinterlassen.

»Mein tief empfundenen Beileid zu Ihrem Verlust«, sagt Lenny, die ihr gegenüber Platz genommen hat. »Er war ein sehr feiner Mensch.«

»Danke«, flüstert sie. »Der andere Beamte hat gesagt, er hätte Selbstmord begangen.«

»Überrascht Sie das?«, fragt Lenny.

»Es schockiert mich.«

»Aber er hat sich aus medizinischen Gründen pensionieren lassen. Unter anderem wegen Depressionen.«

Mrs Whitmore tut die Information mit einer abschätzigen Handbewegung ab. »Das sagt jeder Polizeibeamte, der aus medizinischen Gründen frühzeitig pensioniert werden will. Such dir

einen Psychologen, der dir Depressionen oder posttraumatische Belastungsstörungen diagnostiziert, dann kannst du früher in Rente gehen.« Sie sieht mich an. »Nichts für ungut.«

»Kein Problem.«

»Sie und Hamish hatten sich entfremdet«, bemerkt Lenny.

»Wir haben getrennt gelebt.«

»Wollten Sie sich scheiden lassen?«

Die Vorstellung findet Mrs Whitmore offenbar beleidigend.

»Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?«

»Am Wochenende. Er ist vorbeigekommen, um eine kaputte Schublade in der Waschküche zu reparieren. Wir haben eine Tasse Tee zusammen getrunken und über Suzie und das Baby gesprochen. Wir waren beide begeistert, Großeltern zu werden.«

»Wo hat Hamish gewohnt?«, frage ich.

»In unserem Gästezimmer«, antwortet Suzie. »Er hat Jack geholfen, das Kinderzimmer fertig zu machen.«

»Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?«

»Gestern Morgen. Wir haben zusammen gefrühstückt. Er hat Witze darüber gemacht, dass meine Fruchtblase zu früh platzen könnte und er dann eine Motorradeskorte mit Sirenen und Blaulicht zum Krankenhaus organisieren würde.«

Sie lächelt ihre Mutter traurig an.

»Darf ich fragen, warum Sie getrennt gelebt haben?«, fragt Lenny.

Mrs Whitmore starrt auf ihre Hände. »Als Hamish in Pension gegangen ist, hat er versprochen, dass wir reisen würden, Freunde besuchen, den Garten machen, doch dann hat er sich auf seine alten Fälle fixiert und wieder angefangen zu ermitteln. Er nannte sie seine weißen Bären.«

Lenny wirkt verwundert.

»Dinge, die er nicht vergessen konnte«, werfe ich ein. »Es stammt aus einem berühmten psychologischen Experiment zur Gedankenunterdrückung. Je mehr wir versuchen, nicht an etwas zu denken – zum Beispiel an einen weißen Bären –, desto öfter taucht der weiße Bär in unseren Gedanken auf.«

Lenny nickt und wendet sich Mrs Whitmore zu. »Der Detective, der hier war, hat er einen Namen genannt?«

»McGinn oder McGann.«

»Hat er Ihnen seinen Dienstausweis gezeigt?«

»Ich glaube schon. Warum fragen Sie?«

»Haben Sie seinen Wagen gesehen?«

Mrs Whitmore blickt uns nacheinander an. »Gibt es ein Problem?«

»Was genau hat er zu Ihnen gesagt?«

»Dass Hamish tot ist und es Selbstmord gewesen sei. Ich habe ihm erklärt, dass das lächerlich ist, und er sagte, dass es eine Untersuchung geben würde. Er hat gefragt, ob Hamish irgendwo ein Homeoffice oder einen Computer hatte, auf dem er vielleicht einen Abschiedsbrief hinterlassen hatte.«

»Was haben Sie ihm erzählt?«

»Dass Hamish ausgezogen war und bei Suzie und Jack gewohnt hat.«

Lenny runzelt die Stirn und tippt auf ihrem Handy herum. »Entschuldigen Sie mich, ich muss kurz telefonieren«, sagt sie und geht in den Flur. Ich höre die Fragen, die sie stellt, aber nicht die Antworten. Sie will wissen, welcher Polizeibeamte zu dieser Adresse gekommen ist und wer den Besuch autorisiert hat.

Zwei Minuten später kehrt sie ins Zimmer zurück, nimmt jedoch nicht wieder Platz.

»Der Detective, der Sie besucht hat – wie hat er ausgesehen?«

Mrs Whitmore überlegt. »Ende dreißig. Groß. Helles Haar. Er trug einen schicken Anzug, und ich erinnere mich, dass er sehr blaue Augen hatte.«

»Sonst noch was?«

Sie runzelt die Stirn. »Auf der Stirn hatte er eine halbmondförmige Narbe.« Sie zeigt auf ihren eigenen Kopf.

»Wo hat er gesessen?«

»Auf dem Sofa.«

»Hat er irgendwas angefasst?«

»Ich habe ihm eine Tasse Tee gemacht.«

»Wo ist die Tasse jetzt?«

»Ich habe sie abgewaschen. Warum?«, fragt sie zunehmend erregt. »Habe ich etwas falsch gemacht? Er wirkte wie ein netter junger Mann. Er hat mich gefragt, ob Hamish an irgendwas gearbeitet hat ... ob er Akten hatte. Er sagt, die seien jetzt Besitz der Polizei, und er müsse sie einsammeln.«

Lenny und ich sehen uns an.

»An welchem Fall hat Hamish gearbeitet?«

»Eugene Green«, meldet sich Jack zu Wort.

»Der Pädophile?«, frage ich.

»Ja. Hamish hat geholfen, ihn zu fassen.«

»Es war der größte Fall seiner Karriere«, fügt Suzie hinzu.

Lenny wirkt verwirrt. »Der Fall ist abgeschlossen. Green ist vor zwei Wochen im Gefängnis gestorben.«

Ich erinnere mich an die Zeitungsschlagzeilen. *Das Monster ist tot* lautete eine von ihnen.

Greens erstes Opfer wurde in den North York Moors gefunden, weshalb ihn die Zeitungen das »Monster von Whitby« nannten. Danach hat er noch mindestens zwei weitere Kinder vergewaltigt und getötet; eins lockte er mit kleinen Kätzchen, die er aus einem lokalen Tierheim hatte, in seinen Van. Er hat alle drei Morde gestanden. Ein Jahr später wurde er auf einem Gefängnishof zu Tode geprügelt.

»Wieso hat Hamish sich für Green interessiert?«, frage ich.

Jack blickt zu seiner Schwiegermutter, unsicher, wie viel er sagen soll. »Hamish meinte, manche Puzzlestücke würden noch fehlen ... Dinge, die er nicht verstanden hat.«

Mrs Whitmore schnaubt. »Er hat sein Büro in eine Einsatzzentrale mit Whiteboards und Fotos von ermordeten Kindern verwandelt. Es war mir unheimlich. Ich wollte sie nicht im Haus haben.«

»Wo sind die Akten jetzt?«, frage ich.

»Bei uns«, antwortet Jack.

»Das habe ich dem Detective auch erklärt«, sagt Mrs Whitmore. »Er hat gesagt, er würde Suzie in ein paar Tagen anrufen und die Sachen abholen.«

»Du hast ihm unsere Adresse gegeben?«, fragt Suzie mit einem scharfen Unterton.

Lenny sieht mich an. Ich sehe, wie ihr Verstand arbeitet. »Wo wohnen Sie?«

»Wir haben eine Wohnung in Salford.«

»Ist jemand zu Hause?«

»Ja, mein Kumpel, Harley Parker«, sagt Jack. »Er streicht gerade die Küche.«

»Rufen Sie ihn an!«

»Kann mir mal irgendjemand erklären, was los ist?«, fragt Mrs Whitmore.

Lenny hockt sich neben ihren Sessel. »Ich glaube, dass der Mann, der Sie besucht hat, gar kein Polizist war.«

»Aber er hatte einen Dienstausweis.«

»Haben Sie sich den sorgfältig angesehen?«

Sie antwortet nicht. Lenny fasst ihre Hand. »Wir glauben nicht, dass Ihr Mann Selbstmord begangen hat.«

Es dauert einen Moment, bis die Information ankommt und die Auswirkungen sichtbar werden.

Derweil ist Jack an seinem Handy. »Harley geht nicht ran. Er muss nach Hause gegangen sein.«

»Wir brauchen Ihre Adresse und Ihre Schlüssel«, sagt Lenny.

Jack greift in seine Tasche. »Ich komme mit Ihnen.«

Cyrus

Lenny ist am Funkgerät, sie gibt Anweisungen und eine Beschreibung des falschen Detective durch: ein weißer Mann, Ende dreißig, ein Meter achtzig groß mit kurzem blondem Haar, blauen Augen und einer Narbe auf der Stirn. Sie möchte, dass sich ein Phantomzeichner mit Eileen Whitmore hinsetzt, um ein Fahndungsbild zu erstellen.

Jack hat von der Rückbank aus zugehört. »Wenn er kein Polizist war, woher kannte er dann Eileens Adresse? Und woher hatte er einen Dienstausweis?«

»Wahrscheinlich gestohlen oder gefälscht«, sagt Lenny und fügt leise hinzu: »oder ein Bibliotheksausweis.«

Wir fahren durch Salford, eine ehemalige Fabrikstadt, die früher berühmt war für ihre Baumwollspinnereien und Seidenwebereien – bis sie von Greater Manchester geschluckt wurde. Jetzt ist sie bekannter für Gangs, rassistische Angriffe und postindustriellen Verfall. Wenn Manchester trostlos ist, dann ist Salford noch trostloser.

Als wir in die Nähe der Siedlung Seedley Park kommen, weichen verrammelte Ladenfassaden Rangierbahnhöfen und Apartmenthochhäusern. Ein einzelner Backsteinschornstein überragt die Dächer wie ein einsamer Baum im nuklearen Winter.

»Biegen Sie an der nächsten Kreuzung links ab«, sagt Jack.

Wir fahren auf einen Parkplatz neben einem U-förmigen Gebäude um einen zentralen rechteckigen Hof. An beiden Enden gibt es Außentreppen, die durch Gänge mit Blick auf die Gemeinschaftsfläche verbunden sind.

»Harley muss noch hier sein«, sagt Jack und zeigt auf einen ramponierten weißen Transporter. »Wir wohnen im zweiten Stock.«

Wir drängen durch den Eingang, hasten vorbei an

angeschlossenen Fahrrädern und zusammengeklappten Kinderwagen und steigen die Treppe hinauf. Auf dem Absatz hat jemand einen Sessel entsorgt.

»Die vierte Tür den Gang runter«, sagt Jack.

Lenny geht voran, gefolgt von mir. Wir kommen an einer Wohnung vorbei, in der sich ein Paar streitet. Ein Nachbar hat den Fernseher so laut gestellt, dass er den häuslichen Disput übertönt.

Wir haben Jack und Suzies Wohnung erreicht. Die Tür steht ein Stück weit offen. Lenny stößt sie mit dem Fuß auf und tastet nach einem Lichtschalter.

»Rufen Sie Ihren Freund an«, sagt sie und geht weiter ins Wohnzimmer. Jack zieht sein Handy aus der Tasche und tippt auf Tasten. Ein anderes Telefon antwortet. Der Klingelton ist »Wonderwall« von Oasis. Er kommt aus dem Schlafzimmer.

»Er ist noch hier«, ruft Jack. »Hey, Harley!«

Lenny hält ihn zurück, versperrt mit dem Arm den Türrahmen und erklärt ihm, er solle bleiben, wo er ist.

Sie sieht mich an. »Ist das okay für dich?«

Ich nicke.

Sie schickt mich mit einer Geste in die Küche, während sie sich an der gegenüberliegenden Wand entlang in Richtung des Klingeltons bewegt. Die Wohnung ist nicht groß. Das Licht aus dem Wohnzimmer fällt auf den Linoleumboden in der Küche und in einer Diagonalen über die Beine eines bärtigen jungen Mannes, der mit dem Rücken zu mir auf einem Stuhl sitzt. Seine Hand- und Fußgelenke sind mit Plastikbändern gefesselt.

»Harley?«, frage ich und gehe um ihn herum. Sein Kopf ist zur Seite gesackt, seine Augen und sein Mund stehen offen. Einen Moment lang denke ich, er ist im Begriff etwas zu sagen, doch er ist anscheinend erdrosselt worden, die Luftröhre zerstört.

Lennys Name bleibt mir im Hals stecken. Ich drehe mich um. Sie steht in der Tür. Mein Schock ist von ihrem Gesicht abzulesen.

»Krankenwagen?«, fragt sie.

Ich schüttle den Kopf.

Sie betritt den Raum, zieht mich weg und hat schon ihr Handy am Ohr. Ich bekomme nur vereinzelte Worte mit. »Tot. Männlich. Mord. Spurensicherung.«

Harleys Gesicht blitzt immer wieder vor meinem inneren Auge auf, die hervorquellenden Augen, der verzerrte Mund. Im Spülbecken lagen Farbpinsel, die er gewaschen haben muss, als jemand an der Tür klopfte. Er öffnete. Der Besucher präsentierte eine Polizeimarke. Harvey bat ihn herein, wandte ihm den Rücken zu.

Ich gehe durch die anderen Zimmer. Die meisten sind frisch gestrichen und noch mit Bodenplanen ausgelegt. In dem kleinsten Schlafzimmer gibt es ein Einzelbett, an einer Kleiderstange hängen Hemden und Hosen. Hier hat Hamish Whitmore gewohnt. In einer Ecke steht ein kleiner Schreibtisch unter einem Fenster. Die Schubladen sind aufgerissen und durchsucht worden. Leere Aktenordner liegen auf dem Boden verstreut. Das Netzkabel eines Computers steckt noch in der Steckdose, doch der Rechner ist verschwunden.

An der Wand über dem Schreibtisch hängt ein Whiteboard mit abgerissenen Fotoecken unter Klebeband. Linien verbinden die fehlenden Bilder. Unter einigen stehen Namen. Samantha Doyle. Abbie Harper, Arjan Kulpa – alles Opfer von Eugene Green. Die anderen Namen kenne ich nicht. Gina Messud und Patrick Comber. Vermisste vielleicht. Unaufgeklärte Verbrechen.

Ich lasse den Blick über das Whiteboard wandern und wünsche mir, ich hätte eine Tabelle oder ein Inhaltsverzeichnis, das erklärt, was das alles bedeutet. Ohne die Fotos und die anderen Notizen haben die Pfeile keinen Kontext und keine Bedeutung. Erst dann fällt mir ein weiterer Name auf, der in der unteren linken Ecke geschrieben steht. Ich lese die mit einer einzelnen roten Linie verbundenen Worte:

Angel Face.
London.
2013.

Cyrus

Die Uhr am Armaturenbrett des Polizeiwagens zeigt nach Mitternacht an. Flackerndes Blaulicht fällt auf Vorgärten und geparkte Autos. Jack sitzt auf der Rückbank und stützt den Kopf in beide Hände.

»Wir kennen uns seit der Grundschule. Wir sind zwei Straßen voneinander entfernt aufgewachsen. Wir haben zusammen unser erstes Bier getrunken. Sind zu unserem ersten Konzert gegangen ...«

»Ist Harley verheiratet?«, frage ich.

»Noch nicht.« Die Worte bleiben ihm fast im Hals stecken. »Er und seine Freundin Nicole wollten nächsten Monat Urlaub in Sri Lanka machen. Harley wollte ihr bei Sonnenuntergang am Hikkaduwa Beach einen Antrag machen. Er hat mir den Ring gezeigt.« Jack lässt den Kopf sinken. »Oh, verdammte Scheiße! Wer wird es ihr sagen?« Er öffnet die hintere Tür, spuckt in den Rinnstein und wischt sich mit dem Ärmel den Mund ab.

Lenny kommt aus dem Apartmentblock, die Hände tief in den Taschen vergraben. Sie joggt über die Straße.

»Ich werde hier noch eine Weile zu tun haben«, sagt sie zu mir. »Ich lass dich von jemandem bei deinem Auto absetzen.«

»Was ist mit mir?«, fragt Jack.

»Sie sollten zurück zum Haus der Whitmores fahren und bei Ihrer Frau bleiben.«

Ich steige aus dem Wagen und ziehe Lenny ein Stück beiseite. Ihre Gesichtszüge wirken fest und entschlossen, wie eingefroren. Ein Doppelmord, der die Handschrift eines Profikillers trägt. Das riecht nach Ärger.

»Was war in diesen Akten?«, frage ich. »Whitmore muss auf irgendetwas gestoßen sein.«

»Bei Sonnenaufgang ist der Fall ohnehin nicht mehr meiner«, sagt sie. »Das werden die Erwachsenen übernehmen wollen. Xcalibre wahrscheinlich, die Spezialeinheit für Bandenkriminalität.«

»Und wenn es nichts mit Bandenkriminalität zu tun hat?«

»In Manchester passiert kaum etwas, ohne dass die Gangs davon wissen oder daran beteiligt sind.«

»Du hast das Whiteboard gesehen. Er hat den Fall Eugene Green untersucht.«

»Der Fall ist abgeschlossen.«

»Warum sollte sich ein Detective im Ruhestand für einen einsamen verurteilten Kinderschänder interessieren?«

Lenny beißt nicht an. Normalerweise hört sie gerne eine neue Sichtweise auf einen Fall – von jemandem, der kein Polizist oder Anwalt ist –, aber diesmal will sie nicht, dass ich mich in die Sache einmische.

»Damit würde er sich bei seinen alten Kollegen nicht gerade beliebt machen«, sage ich.

»Das war kein Polizist.«

»Er hatte einen Dienstausweis.«

»Mag sein«, knurrt sie mit einem scharfen Unterton, den sie jedes Mal anschlägt, wenn ich die Integrität oder das Vorgehen der Polizei infrage stelle. Sie kreist um die Wagenburg und verteidigt die Ihren.

Ich möchte über die Namen reden, die auf dem Whiteboard standen. Sechs Kinder. Zwei Namen, die ich nicht kannte, aber wahrscheinlich sind es ebenfalls vermisste Kinder. Der letzte Name war Angel Face. Ich habe Evie Cormacs Akten gelesen – es gibt mehrere Bände davon –, und in keiner von ihnen wird Eugene Green erwähnt.

Lenny winkt einen jungen uniformierten Beamten heran und trägt ihm auf, uns zurück zu Eileen Whitmores Haus zu fahren und mich dann bei meinem Wagen vor dem Lagerhaus abzusetzen, wo Hamish Whitmore gestorben ist.

Jack und ich schweigen, bis wir das Haus erreicht haben. Im Erdgeschoss brennt noch Licht. Als der Wagen bremst, wird eine Gardine beiseitegeschoben, und im Erkerfenster steht eine schwangere Silhouette im Gegenlicht.

»Ich wusste, dass sie noch wach ist«, sagt Jack.

»Wann soll das Kind kommen?«

»Praktisch jeden Tag.« Er zögert, bevor er die Wagentür öffnet.

»Was soll ich ihr sagen?«

»Die Wahrheit. Sie wird sie sowieso erfahren.«

»Hat Hamish je über Eugene Green gesprochen – darüber, warum er Zweifel hatte?«

»Er sagte, es sei ein Rätsel, das gelöst werden müsse. Kein Puzzle. Für ihn war es mehr wie ein Zauberwürfel, Sie wissen schon, dieser Würfel, wo man die Seiten so lange drehen und alle Kombinationen durchprobieren muss, bis jede Seite einfarbig ist.«

»Er hat für Eugenes Verurteilung gesorgt.«

»Es war der größte Fall seiner Karriere, aber er wollte ihn nicht loslassen. Als Green gestorben ist, ist Hamish zur Beerdigung gefahren. Außer ihm war niemand gekommen, abgesehen von Greens Mom und irgendeinem Typen, mit dem sie zusammenlebt. Hamish hat hinterher mit ihr gesprochen. Sie war nicht wütend. Sie wusste, dass Eugene schreckliche Dinge getan hatte, aber sie sagte, jemand habe ihm den Kopf verdreht. Ihn manipuliert.«

»Alle Mütter suchen Ausreden für ihre Kinder.«

»Das dachte Hamish auch, aber sie hat ihn angefleht, sie zu besuchen, und er kam mit einem Karton voller Sachen zurück, überzeugt, dass er etwas übersehen hatte.«

»Was für Sachen?«

Jack hebt und senkt die Schultern. »Was immer es war, er sagte, es wäre zu groß für ihn. Es gebe zu viele Teile. Zu viele Beteiligte. Jedes Mal, wenn er einem Strang gefolgt ist, verzweigte der sich in sechs weitere Richtungen.«

Die Haustür geht auf. Suzie steht da, eine Hand an der Hüfte, die andere auf ihrem Bauch.

»Er hat den Namen eines Ortes erwähnt«, sagt Jack, als er die Wagentür öffnet. »Ein Kinderheim in Wales.«

»Warum war das wichtig?«

»Er sagt, Eugene Green wäre dort gewesen.«

Ich gebe ihm meine Visitenkarte mit der Nummer von meinem Pager. Er blickt auf das kleine Stück Karton und streicht mit dem Daumen über die Ränder. »Das hätte auch ich sein können, wissen Sie; ich hätte derjenige in der Wohnung sein können, nicht Harley.«

Er sieht mich an wie ein Mann, der das Vertrauen in seinen eigenen Schatten verloren hat. »Erwischen Sie diese Schweine, ja? Geben Sie mir etwas, das ich Nicole sagen kann.«

Evie

Normalerweise werde ich vorgewarnt, wenn Cyrus mich in Langford Hall besucht. Er schickt eine Nachricht, oder Davina ruft quer über den Flur und macht einen Witz darüber, dass mein Freund da ist. Heute taucht er einfach auf und kommt, ohne zu klopfen, in mein Zimmer geschlendert.

»Du kannst hier nicht einfach so reinplatzen«, sage ich wütend.
»Ich hätte nackt sein können.«

»Die Tür stand offen.«

»Ich hätte etwas Privates tun können.«

»Zum Beispiel?«

»Ich weiß nicht. Masturbieren.«

»Hast du masturbiert?«

»Iiih! Nein.«

»Ich könnte wiederkommen, wenn du fertig bist.«

»Sei nicht so eklig. Ich bin noch nicht geschminkt.«

»Für mich brauchst du kein Make-up.«

Ich spüre, wie ich rot werde, und hasse das Gefühl. Dummes Mädchen. Dummes, dummes Mädchen.

Cyrus lacht, was es noch schlimmer macht. »Auf dem Polizeirevier hast du dir keine Sorgen wegen deiner Nacktheit gemacht.«

»Das Miststück hat es dir erzählt.«

»Caroline hat angerufen und gesagt, dass du irrtümlich verhaftet worden bist, sich jedoch alles geklärt hat.«

»Die Bullen sind Schweine.«

»Ich arbeite für die Polizei.«

»Tja, nun, das sagt wohl alles.«

Er sieht mich an wie ein enttäuschter Vater, obwohl er nicht mein Vater ist und auch nicht mein Vormund. Das war er mal, aber wir haben es geschafft, das zu vermässeln.

»Hast du Poppy mitgebracht?«, frage ich.

»Was denkst du denn?«

Ich nehme mein Hoodie.

»Zieh dir Schuhe an«, sagt er.

»Brauch ich nicht.«

Ich laufe barfuß den Flur hinunter bis zur Schwesternstation. Ich klopfe an die Scheibe. Davina blickt von ihrem Computer auf. Ich forme mit den Lippen das Wort »bitte« und zeige nach draußen. Cyrus hat mich eingeholt. Davina lächelt ihn an. Es ist so verdammt offensichtlich, dass sie auf ihn steht. Dabei hat sie einen Mann zu Hause und einen kleinen Jungen.

»Wie geht's dir so?«, fragt Cyrus, als ich mich endlich neben ihm auf die Bank setze.

»Wie immer.«

»Schläfst du?«

»Und selber?«

So fangen wir immer an. Cyrus kann nicht anders, als sich wie ein Psychologe zu benehmen, selbst wenn er versucht, normal zu sein. Von hier aus sieht Langford Hall aus wie ein Drei-Sterne-Motel an der Autobahn oder ein Pflegeheim für Demenzpatienten, die dazu neigen, wegzulaufen. Ich werfe einen Stock. Poppy jagt ihm nach.

»Hast du je einen Mann namens Eugene Green getroffen?«, fragt Cyrus. Er lässt die Frage fallen, als würden wir Kieselsteine in einen Teich werfen.

»Wer ist das?«

Er zieht das Bild eines Mannes mit fettem Gesicht, Haaren wie Stahlwolle, roten Wangen und herabgezogenen Mundwinkeln aus der Tasche. Es ist eins dieser Fotos, die die Polizei macht, wenn man verhaftet wird, mit einem Zentimetermaß an der Seite.

»Erkennst du ihn?«

»Nö.«

Er hat weitere Fotos. Er zwingt mich, jedes Bild anzusehen.

»Warum zeigst du mir die?«

Er legt ein weiteres Foto auf den Stapel. Ich schnappe nach Luft, wende den Blick ab und kneife die Augen zu. Als ich sie wieder öffne, ist das Bild immer noch dasselbe: ein kleiner Junge, der auf einer Betonrampe steht, einen Fuß auf ein Skateboard gestellt. Er

trägt Jeans und bunte Sportschuhe mit Schnürsenkeln in unterschiedlichen Farben.

»Du hast ihn gesehen.« Ich höre die Erregung in Cyrus' Stimme.

Ich schüttele den Kopf.

»Du hast reagiert, Evie.«

»Nein.«

Er berührt meinen Arm. Ich ziehe ihn weg.

»Er heißt Patrick Comber. Er wird seit sieben Jahren vermisst. Eugene Green wurde verdächtigt, ihn entführt zu haben.«

»Warum fragst du nicht diesen Eugene Green?«

»Das würde ich, aber er ist tot.«

Ich zucke zusammen.

»Wo hast du diesen Jungen gesehen?«, fragt er.

»Gar nicht.«

»Du lügst.«

»Woher willst du das verdammt noch mal wissen?«, explodierte ich. »Ich bin diejenige, die das erkennen kann, schon vergessen?«

Er ignoriert meinen Ausbruch. »Patrick hat eine Familie ... Menschen, die ihn lieben.«

Familie. Davon bekomme ich einen schlechten Geschmack im Mund. Ich will ihn anschreien, dass er mich in Ruhe lassen soll; dass er aufhören soll, mich zu analysieren und in meine Vergangenheit zu blicken. Ich will nicht, dass er die Wahrheit über mich entdeckt – was man mir angetan hat, was ich geworden bin. Die Leute glauben, Terry Boland wäre ein Monster gewesen, der mich in eine geheime Kammer gesperrt hat. Für sie ist er ein bössartiger Perverser, der mich vergewaltigt und mit Zigarettenkippen verbrannt hat. Nichts davon ist wahr. Sie kennen nicht die ganze Geschichte. Die wirkliche Geschichte. Wie es angefangen hat ...

Als ich Terry zum ersten Mal getroffen habe, dachte ich, er wäre ein Riese. Er war der größte Mann, den ich je gesehen hatte, mit Armen wie Schinkenkeulen, bedeckt mit verblassten Tätowierungen, die zu einem blauen Durcheinander verschmiert waren. Er hatte eine schiefe Nase, buschige Augenbrauen und so kurze Haare, dass sie aufrecht standen wie die Haare einer Bürste.

Wenn Terry den Mercedes fuhr, sollte er Jackett und Krawatte

tragen wie ein richtiger Chauffeur, aber sobald wir außer Sichtweite des großen Hauses waren, streifte er die Jacke ab, löste die Krawatte und knöpfte den obersten Knopf seines Hemds auf. Um den Hals trug er eine Kette mit einem silbernen Medaillon. Später hat er mir erzählt, dass es ein Medaillon des heiligen Antonius ist, des Schutzheiligen für verlorene Dinge. »Man betet zu ihm, wenn man seine Autoschlüssel, seine Brieftasche oder sein Handy verloren hat, und er hilft einem, sie wiederzufinden.«

Ich wollte ihn fragen, ob der heilige Antonius auch verschwundene Familien wiederfindet, aber für sehr lange Zeit habe ich gar nicht mit Terry gesprochen. Ich habe ihn nicht mal angesehen. Stattdessen habe ich mich auf der Rückbank zusammengerollt und mein Gesicht bedeckt. Terry schien das nichts auszumachen. Er redete, als würden wir eine richtige Unterhaltung führen, machte Bemerkungen über das Wetter und die Landschaft oder verkündete aus heiterem Himmel irgendwelche Weisheiten, wie einmal, als ich geniest habe und Terry »Gesundheit« sagte und mir erklärte, wenn man beim Niesen die Augen offen hält, könnten sie herausspringen. Wer findet bloß so was heraus?

Mit der Zeit begann ich, ihn verstohlen anzusehen, während er fuhr. Manchmal ertappte er mich im Rückspiegel, und ich tat so, als würde ich meine Fingernägel sauber machen. Er hatte einen weichen Blick. Nicht wie die anderen Männer, die harte oder gierige Augen hatten.

Eines Tages bin ich eingeschlafen, bevor Terry mich abgeholt hat. Er hat mich zu dem Mercedes getragen. Ich habe seinen Geruch eingesogen, Schweiß und Öl und Pfefferminz. Ich habe meine Nase an sein Hemd geschmiegt und tief eingeatmet.

Wenn er nicht mit dem Mercedes unterwegs war, fuhr Terry ein Motorrad. Ich hörte ihn immer, wenn er auf den Hof neben der Küche kam und es unter dem großen Baum parkte. Dort nahm er seinen Helm ab und schnallte seine Lederjacke auf. Während er sich umzog, wartete ich unten. Adrett und hübsch gemacht. Manchmal trug ich ein Pinafore-Kleid, manchmal ein Kittelkleid, manchmal eine Schuluniform. Mrs Quinn machte mir Zöpfe, flocht Bänder hinein oder band mein Haar zu einem Pferdeschwanz, der über den Rücken fiel.

Mrs Quinn war die Haushälterin. Sie bereitete meine Mahlzeiten zu, doch ich aß nicht sehr viel. Nichts wollte in meinem Magen bleiben. Manchmal kam Terry in die Küche und trank einen Kaffee oder machte sich einen Toast. Das übrige Haus durfte er nicht betreten.

»Hallo, Scout«, sagte er immer. »Bist du bereit?«

Er nannte mich Scout, weil es der Name eines Mädchens in seinem Lieblingsbuch war, über eine Nachtigall, die gestorben war.

Beim Fahren redete Terry. »Hey, Scout, guck mal die Kühe!«, sagte er, als hätte ich noch nie Kühe gesehen.

Ich sagte nichts. Das Lenkrad sah klein aus in seinen Händen, und an seinem kleinen Finger trug er einen Ring mit einem kleinen silbernen Totenkopf und roten Steinen als Augen.

Wenn wir an der Adresse ankamen, sprang Terry aus dem Wagen und öffnete mir die Tür, als wäre ich ein Filmstar auf einem roten Teppich. Er trug meine Reisetasche und klingelte.

»Ich hol dich morgen wieder hier ab«, sagte er, wenn die Tür aufging, und vergewisserte sich, dass ich in dem richtigen Haus war. Am nächsten Morgen stand er vor der Tür, nahm mir die Tasche ab und fragte nie danach, was drinnen passiert war.

Einmal haben wir auf der Rückfahrt angehalten und Hamburger und Pommes gekauft. Terry aß beim Fahren und stopfte sich die Pommes aus einer Tüte in seinem Schoß in den Mund. Mein Essen wurde kalt, weil ich zu viel Angst hatte zu schlucken.

»Vielleicht möchtest du dein Essen auf einem Teller«, sagte er zu mir. »Wie eine richtige Prinzessin.«

Als er mich das nächste Mal abholte, nahm er einen Teller, Messer und Gabel aus dem Handschuhfach. Er legte meinen Hamburger und meine Pommes frites auf den Teller und blickte immer wieder in den Rückspiegel, weil er hoffte, dass ich etwas essen würde, aber ich rührte nichts an.

Terry wurde nicht wütend. Und er hörte nicht auf zu reden. Er erzählte, dass er früher als Türsteher in einem Strip-Club gearbeitet und aufpasst hatte, dass die Mädchen nicht von den Freiern »angetatscht« wurden.

»Was ist ein Strip-Club?«, fragte ich. Es waren die ersten Worte, die ich je zu ihm gesagt hatte.

Er wirkte verlegen. »Es ist ein Lokal, wo Frauen tanzen.«

»Wer sind Freier?«

»Kunden.«

»Berühren sie die Tänzerinnen?«

Er sah mich im Spiegel an. »Nein. Es ist nicht ... es ist ... kompliziert.«

An einem anderen Tag hielten wir bei einem Park, wo Kinder schaukelten und auf einer bunten Pyramide aus bemalten Metallstangen herumturnten.

»Möchtest du klettern?«, fragte er.

»Ich trage ein Kleid.«

»Oh. Richtig.«

»Und ich bin ein bisschen alt für Spielplätze.«

»Richtig. Gut. Tut mir leid. Ich sollte das besser wissen. Ich hab zwei Jungs, Jonno und Dean. Sie sind neun und sieben.«

»Wo wohnen sie?«

»Bei ihrer Mutter.«

Terry zufolge waren sie perfekte Kinder, brav und gut in der Schule. »Alles, was ich nicht war«, sagte er. »Ich war nicht dumm. Ich hab bloß nicht zugehört.«

Jedes Mal, wenn wir an einem Motorrad vorbeikamen, erklärte er mir, welche Marke und welches Modell es war, wie groß der Motor war und wie schnell es fahren konnte.

Ich fragte ihn, wie es aufrecht blieb.

»Wie meinst du das?«

»Warum fällt es nicht um?«

»Man balanciert. Du bist doch bestimmt schon mal Fahrrad gefahren?«

»Nein.«

»Du willst mich hochnehmen.«

»Wie soll ich dich denn hochheben? Du bist viel zu schwer.«

Er lachte, und ich kam mir dumm vor. Ich war wütend. Auf der restlichen Fahrt sprach ich kein Wort mehr mit ihm, und als wir bei dem großen Haus ankamen, ging ich rein, ohne auf Wiedersehen zu sagen.

Als Terry mich das nächste Mal abholte, öffnete ich die Wagentür, ohne auf ihn zu warten, und setzte mich direkt hinter ihn, sodass er

mich nicht im Rückspiegel sehen konnte. Ich antwortete auf keine seiner Fragen und lachte nicht über seine dummen Witze. Und ich bin auch nicht eingeschlafen und hab mich von ihm zum Wagen tragen lassen, als es Zeit war, nach Hause zu fahren.

Als ich dann das nächste Mal in den Mercedes stieg, lag ein glänzender Plastikhelm auf der Rückbank. Wir fahren. Ich schwieg und strich mit dem Finger über den Helm. Er bemerkte es, sagte jedoch nichts.

»Wohin fahren wir?«, fragte ich.

»Es ist eine Überraschung, aber du musst dich umziehen.«

»Warum?«

»In den Klamotten kannst du nicht Fahrrad fahren.«

Er warf eine Tasche nach hinten. Darin waren eine Jeans, ein Pullover, Socken und Sportschuhe.

»Ich guck auch nicht«, sagte er und drehte den Rückspiegel zur Seite.

Ich zog mich um und setzte mich auf den Beifahrersitz, bis wir vor einem Fahrradgeschäft in einer kleinen Stadt mit einer Steinbrücke über einen Fluss hielten.

»Ist das Ihr kleines Mädchen?«, fragte die Frau hinter dem Tresen.

»So hübsche Haare.« Sie streckte die Hand aus, um mir über den Kopf zu streichen.

Terry stellte sich ihr in den Weg, weil er wusste, dass ich es nicht mag, von Menschen berührt zu werden. »Wir möchten zwei Fahrräder mieten.«

Sie führte uns in den hinteren Teil des Ladens, wo Dutzende von Fahrrädern auf Ständern standen oder an ihren Vorderrädern aufgehängt waren. Sie stellte mich neben ein Zentimetermaß und stellte Sattel und Lenker eines lila Fahrrads mit einem weißen Korb ein. Ein Fahrrad für Terry zu finden dauerte länger, weil er so groß war. Die Frau pumpte zusätzliche Luft in die Reifen, die zusammenzusacken schienen, sobald er seinen Hintern auf den Sattel setzte.

Die Frau zeigte uns eine Landkarte mit verschiedenen Radwegen am Kanal entlang oder um die Burg. Terry faltete die Karte, steckte sie in die Tasche seiner Jeans, und wir schoben unsere Fahrräder zu dem Pfad am Kanal.

Er lehnte sein Rad an einen Baum, nahm meins, hob das Hinterrad an und drehte die Pedale, bis sie auf gleicher Höhe waren.

»Das ist die Bremse, okay? Aber der Trick ist, nicht stehen zu bleiben. Man muss immer weiter strampeln. Wenn man langsamer wird, wird das Rad wackeliger. Je mehr Tempo man draufhat, desto leichter ist es.«

»Und wenn ich irgendwo gegen fahre?«

»Lenk Richtung Wasser.«

Ich riss die Augen auf.

»Das war bloß ein Witz. Ich pass auf, dass du nirgendwo gegen fährst.«

Ich setzte mich auf den Sattel. Terry hatte eine Hand am Lenker, die andere an der Gürtelschlaufe meiner Jeans.

»Fertig?«

»Nein.«

»Eins ... zwei ... drei.«

Er gab mir einen Schubs, und ich rollte wild schlingernd vorwärts. Er hielt mich fest und richtete mich auf dem Weg aus.

»Tritt in die Pedale ... schneller.«

Er rannte neben mir her, hielt den Sattel fest und korrigierte manchmal den Lenker, damit ich aufrecht blieb. Ich schaffte ungefähr fünfzig Meter, sauste spritzend durch Pfützen, bis Terry stolperte und losließ. Ich krachte in einen Busch und schürfte mir das Knie auf.

»Alles okay?«

»Ja.«

»Willst du aufgeben?«

»Nein.«

Wir versuchten es noch einmal. Ich strampelte, und Terry lief keuchend und schwitzend neben mir her. Als ich in Fahrt kam, wurde er langsamer, bis ich merkte, dass er mich nicht mehr festhielt. Ich drehte mich um und wäre beinahe in den Kanal gesteuert, konnte jedoch noch rechtzeitig gegenlenken.

»Weiter«, rief er. »Nicht stehen bleiben.«

Ich strampelte weiter. Es war, als würde man über dem Boden schweben. Bäume, Büsche, Zäune und Kanalboote flogen an mir vorbei. Ich war frei. Ich wollte immer weiter in die Zukunft fahren,

weg von Mrs Quinn und den Onkeln und Tanten und »besonderen Freunden«.

Ich hörte Terrys Stimme. Er war hinter mir und kam näher. Er überholte mich und machte *Brmmmm-Brmmmm* -Geräusche, als würde er auf einem Motorrad fahren. Er hatte den Hintern vom Sattel gehoben, und seine Knie standen beim Strampeln in einem seltsamen Winkel ab. Ich lachte. Er sah aus wie ein Zirkusclown auf einem Dreirad.

Wir fuhren mit unseren Fahrrädern kilometerweit über den Pfad am Kanal, dann ließen wir uns, ohne das nasse Gras zu beachten, unter einem Baum auf den Boden fallen und starrten in den Himmel.

»Wie heißt du wirklich?«, fragte er.

»Wie immer es dir gefällt.«

»Du musst nicht so mit mir reden – ich bin nicht wie diese anderen Männer.«

Er sah mich mit seinem weichen Blick an, aber ich glaubte ihm nicht. Noch nicht.

Cyrus

Gänsehaut. Brennende Haut. Blutige Haut. Jeder Stich der Nadeln löst ein eigenartiges Gefühl aus, eine Mischung aus Lust und Schmerz, während die Endorphine Signale an mein Gehirn senden. Wenn ich mich genug konzentriere, habe ich manchmal das Gefühl, dass ich spüren kann, wie die Tinte sich unter der Epidermisschicht ausbreitet und mich innerlich und äußerlich bemalt. Ich frage mich, wie ein Tattoo von innen aussieht. Ist es ein Spiegelbild? Oder ist es wie ein Baum, der unter der Haut Wurzeln geschlagen hat? Der lebt und wächst?

Badger arbeitet an einem Kolibri auf der Innenseite meines rechten Oberarms. Ich habe das Muster aus einem Buch abgepaust, das ich in der Bibliothek entdeckt habe. Ich weiß nicht, was es bedeutet. Ich könnte bestimmt irgendeinen symbolischen Sinn finden, aber so ticke ich nicht.

Ich kenne Badger, seit ich siebzehn war. Badger ist nicht sein richtiger Name. Vielleicht heißt er John Smith, was nicht unpassender sein könnte. Badger ist kein Klischee. Er ist ein Purist. Ein Künstler. Er arbeitet ohne Maschine mit einer in Mull gewickelten Nadelstange, die er zwischen den Fingern hält wie einen Pinsel. Er taucht die Nadel in Tinte, beugt sich vor und punktiert meine Haut mit fester und sicherer Hand.

Mit seinem geflochtenen Bart, den stechenden blauen Augen und dem kahl rasierten Schädel sieht er aus wie ein Wikingerkrieger. Seine Arme und sein Hals sind von Tätowierungen bedeckt, einige so fein wie Spitze, als würde er unter dem engen T-Shirt einen zusätzlichen Satz Kleidung tragen.

Nach dem Tod meiner Eltern haben meine Großeltern ihr Bestes gegeben, um mir das Gefühl zu vermitteln, dass ich geliebt und geschützt war, aber sie konnten mich nicht vor der Schuld des

Überlebenden retten. Ich wurde ein Ritzer, der mit Rasierklingen, Cutter- und Winkelmessern Beleidigungen in seine Haut kratzte.

*FEIGLING
VERRÄTER
LÜGNER
SCHWINDLER*

Ich schrieb in Großbuchstaben. Immer auf einem Stück Haut, das man unter Kleidung verbergen konnte.

*BLENDER
HEUCHLER
NIETE*

Diese selbst gemachten Tattoos waren Schandflecken, bis Badger einen Weg fand, die Spuren meiner problembeladenen Jugend mit richtigen Kunstwerken zu überdecken. Ich kenne die verschiedenen Theorien über Tätowierungen, aber bei mir geht es nicht um Bestärkung meiner Identität, eine Form der Selbstreflexion, die Feier einer Kernüberzeugung oder darum, aufzufallen. Für mich sind Tattoos keine Symbole von Rebellion oder Trotz, kein Ruf nach Aufmerksamkeit und kein Bekenntnis eines alternativen Lebens, genauso wenig wie Ausdruck von Minderwertigkeitsgefühlen oder Masochismus. Ich möchte nicht dazugehören, nicht protestieren und auch nicht Teil einer Bewegung sein; mein Körper ist keine Reklametafel und keine Botschaft. Die Nadel ist mein Ausweg und meine Rettung. Die Nadel verwandelt Kunst in Leiden und Leiden in Kunst und spricht zu niemandem außer mir.

Im Moment bin ich in Badgers Studio im Lace-Market-Viertel von Nottingham. *Maverink* sieht aus wie eine Kreuzung aus einem Barber Shop und einer Zahnarztpraxis, mit kippbaren Lederstühlen und Sterilisationsschränken. Der einzige Unterschied sind die Pinnwände, an denen Zeichnungen und Fotos hängen, alte und neue Designs.

Badger hat eine Wohnung im ersten Stock, wo er mit seiner Frau Tilda lebt, die makellose Haut hat. Ungezeichnet. Unbefleckt.

Tintenfrei. Tilda wollte nie ein Tattoo, aber sie liebt Badger mit geradezu besessener Leidenschaft. Sie ist die Enkeltochter eines konservativen Parlamentsabgeordneten und ehemaligen Ministers, der Badger einmal beschuldigt hat, sein einziges Enkelkind entführt und entjungfert zu haben. Das könnte auch erklären, warum das Studio schon zweimal von der Polizei auf Drogen und Diebesgut durchsucht wurde, aber Badger weigert sich, Anschuldigungen zu erheben oder einen Groll zu hegen. Es sei nur eine Frage der Zeit, sagt er, bis Tildas Familie ihn akzeptieren würde.

Er rollt seinen Hocker zurück. »Willst du eine Pause?«

»Mir geht's gut.«

»Also, ich brauch eine.«

Ich blicke auf meinen Arm und sehe die blutigen Umrisse eines Vogels im Flug, der unter meinem Bizeps schwebt.

»Wie geht es Tilda?«

»Sie will ein Baby.«

»Ist das so schlimm?«

»Ich bin ein Anti-Natalist.«

»Ein was?«

»Ich glaube, dass wir vermeiden sollten, Kinder in diese Welt zu bringen, weil jedes menschliche Leben Leid und Tod umfasst.«

»Aber weil Leute Babys bekommen, sind wir hier.«

»Ja, das ist das biologische Paradox«, sagt Badger und wischt die Nadel ab. »Wir sind die einzigen Wesen, die ein Bewusstsein entwickelt haben, was bedeutet, dass wir unser Schicksal analysieren können. Wir wollen leben, aber es ist uns bestimmt zu sterben. Die Hoffnung auf einen anderen Ausgang ist Selbsttäuschung, und man kann nur vermeiden, anderen dieses Schicksal aufzubürden, indem man sich der Fortpflanzung enthält.«

Ich weiß nicht genau, ob das ein Witz sein soll.

»Willst du keinen kleinen Badger, der hier rumläuft?«

»Kant hat gesagt, ein Mensch sollte nie Mittel zu einem Zweck sein, sondern immer ein Zweck an sich.«

»Was sagt Tilda dazu?«

»Sie findet, dass ich einen Haufen Unsinn rede.«

»Du kannst dich glücklich schätzen, sie zu haben.«

»Sehr wahr.«

Badger betrachtet sein Kunstwerk. »Das reicht für heute. Mit der Kolorierung fang ich beim nächsten Mal an.« Er klebt ein großes Rechteck aus Mull über das Tattoo und versiegelt die Ränder. »Du solltest direkte Sonneneinstrahlung vermeiden und versuchen, es trocken zu halten. Wechsele täglich den Verband.«

Vorsichtig streife ich mein Hemd über Arme und Schultern.

»Hat der Herr sonst noch einen Wunsch fürs Wochenende?«, spult Badger seine Barber-Shop-Routine ab.

»Du könntest jemanden für mich finden«, sage ich.

»Eine Freundin?«

»Nein. Eine Person.«

Er runzelt die Stirn. »Ich mach so Sachen nicht mehr.«

»Nichts Illegales.«

Badger war mit Anfang zwanzig Mitglied einer Gruppe digitaler Aktivisten namens Anonymous, die für ihre Guy-Fawkes-Masken und Online-Posts mit verfremdeter Stimme berühmt waren. Eine lockere Ansammlung von Computer-Nerds und Hackern, die Cyberattacken gegen Regierungen, Konzerne, Institutionen und die Scientology Church ausführten, aufgrund einer langen Liste von Beschwerden, die jeden Monat länger wurde. Deswegen ist Badger ausgestiegen. Er sagt, die Ziele seien nie klar gewesen. Einige waren gegen den Kapitalismus und die Gier der Konzerne, gegen Ungleichheit, institutionalisierte Religion, Demokratie oder Zensur, während andere bekennende Anarchisten waren, die die Welt niederbrennen wollten, um zu gucken, was danach passieren würde.

»Wen möchtest du finden?«, fragt er.

»Zwei Personen«, sage ich, mein Glück strapazierend. »Erinnerst du dich an Eugene Green?«

»Der Pädophile?«

»Ich suche seine Mutter. Sie hat in Yorkshire gelebt, als Green vor Gericht stand. Sie hat jeden Tag auf der Besuchergalerie gesessen. Aber ich finde keine Telefonnummer oder Adresse von ihr.«

»Und der andere Name?«

»Terry Boland wurde vor sieben Jahren in London ermordet. Ich suche seine Ex-Frau, Angela Boland. Als sie noch verheiratet waren, hat sie in Ipswich gelebt.«

»Warum kann die Polizei dir nicht helfen?«

»Es ist eine persönliche Bitte.«

Badger versteht den Subtext.

»Ich erstatte dir alle Kosten«, füge ich hinzu.

»Wann habe ich dich je um Geld gebeten?«, erwidert er abschätzig. »Du kannst am Samstag zum Abendessen kommen. Tilda hat gefragt. Sie mag dich.« Er klingt, als fände er das überraschend. »Wahrscheinlich wird sie versuchen, dich mit irgendwem zu verkuppeln. Ihre Freundinnen sind ziemlich nett. Ein paar von ihnen sind auch komplett verrückt, aber du bist der richtige Mann, das zu erkennen.«

»Meine Freundinnen sind nicht komplett verrückt«, ruft Tilda die Treppe hinunter.

»Bitte hör auf zu lauschen«, ruft Badger zurück.

»Kommt er?«, fragt sie.

»Ja.«

»Gut.«

Evie

Matschig gekochtes Gemüse, mysteriöses graues Fleisch und Kartoffelbrei, der aussieht wie das Porridge vom Vortag. Ich wette, Laborratten essen besser als wir.

Ruby hat mir einen Platz freigehalten und schaufelt sich Essen in den Mund.

»Wie verträgst du nur diesen Dreck?«, frage ich.

»Du kennst die Kochkünste meiner Mutter nicht.«

Davina blickt auf meinen unangerührten Teller. »Du musst essen, Evie.«

»Ich hatte ein üppiges Mittagessen.«

»Dann nimm wenigstens einen Apfel.«

»Kann ich einen Joghurt haben?«

Sie stibitzt einen Becher vom Frühstückswagen.

»Du bist zu gut zu mir.« Ich werfe ihr einen Handkuss zu. Ein Apfel und ein Joghurt. Das reinste Festmahl.

Nach dem Essen müssen wir eine Stunde mit Schulaufgaben in der Bibliothek verbringen, die eigentlich eine überdachte Werkstatt mit Staffeleien und Brettspielen statt Büchern ist. Bei den Puzzles fehlen so viele Teile, dass wir ein Spiel haben, das wir *Scheiße, was ist das denn?* nennen.

Während wir lernen sollen, sitzt Ruby neben mir. Sie ist ein guter Mensch, und das sagt sich nicht leicht über jemanden, der an diesem Ort wohnt. Ich finde, sie ist hübscher als ich, doch Ruby scheint es egal zu sein, wie sie aussieht, deshalb hält sie sich nicht mit Schminken oder Haarewaschen auf. Sie glaubt, Cyrus will mich heiraten, was lachhaft ist. Niemand wird mich je heiraten wollen.

Auf der Verkorkst-Skala rangiert Ruby knapp unter einer vollen Zehn, aber sie ist nicht grausam oder schikaniert andere Leute. Als sie jünger war, hat sie sehr viel Gras geraucht, deshalb ist ihr

Kurzzeitgedächtnis gestört. Außerdem leidet sie unter Stimmungsschwankungen und etwas, das sie den »schwarzen Hund« nennt. Niemand weiß, was der Auslöser dafür ist, dass sie sich an ihren dunklen Ort begibt, doch meistens verletzt sie eher sich selbst als andere. Ich habe die Narben an ihren Handgelenken gesehen, und ich weiß, dass sie ein Taschenmesser im Futter ihrer Jacke versteckt hat. Wahrscheinlich sollte ich das Davina erzählen, aber Ruby würde nie wieder ein Wort mit mir reden; und sie hat mir versprochen, es nicht zu benutzen, ohne mir vorher Bescheid zu sagen.

Sie wurde nach Langford Hall geschickt, weil sie ihre Schule angezündet hat. Und davor hat sie mit dem Auto ihres Stiefvaters einen Unfall gebaut und wurde mit einer Flasche OxyContin erwischt, die sie ihrer Mutter gestohlen hatte, weil ihre Mutter von dem Zeug abhängig war.

»Warum hast du die Tabletten nicht einfach im Klo runtergespült?«, habe ich sie gefragt.

Ruby sah mich überrascht an, als wäre ihr der Gedanke gar nicht gekommen.

In manchen Nächten hat sie so heftige Alpträume, dass es sie von ihrem Bett zu heben scheint; ihr ganzer Körper wölbt sich nach oben, und ihr Mund ist aufgerissen wie zu einem Schrei. Wie jemand, der Elektroschocks kriegt oder wie das Mädchen aus *Der Exorzist*, dessen Kopf sich dreht.

Deswegen lasse ich sie manchmal in meinem Zimmer schlafen – auch wenn das verboten ist. Sie schleicht sich rein, kurz bevor abends die Türen abgeschlossen werden, und schläft an der Wand, damit jemand, der durchs Observationsfenster blickt, nur eine Person in meinem Bett sehen kann. Wir sind nicht lesbisch oder so was. Nicht, dass ich finde, irgendwas wäre verkehrt daran, wenn Mädchen was mit Mädchen haben oder Jungs mit Jungs oder Divers mit Divers. Was immer einen anmacht.

Nach der Lernzeit dürfen wir noch ein paar Stunden in unseren Zimmern abhängen und Fernsehen gucken, bevor das Licht ausgemacht wird.

»Kann ich in deinem Bett schlafen?«, fragt Ruby.

»Wir werden bestimmt erwischt.«

»Nicht, wenn wir vorsichtig sind.«

»Aber keine Löffelchenstellung«, sage ich. »Und du musst im Badezimmer bleiben, bis das Licht ausgeht.«

Um viertel vor zehn wird es dunkel im Zimmer. Ruby schlüpft in mein Bett, legte sich an die Wand und schlingt die Arme um mich.

»Ich hab gesagt, keine Löffelchenstellung.«

»Das ist Umarmen.«

Den ganzen Sommer und Herbst fuhr Terry mich zu meinen Pyjama-Partys, wie Mrs Quinn sie nannte. An solchen Morgen weckte sie mich, zog die Vorhänge auf und flutete das Zimmer mit Licht. »Heute gehst du aus«, sagte sie immer, öffnete meinen Kleiderschrank und wählte meine Sachen aus. Manchmal musste ich mich jünger kleiden, manchmal älter. Manchmal so alt, wie ich war.

Wenn ich keine Pyjama-Partys hatte, gab Mrs Quinn mir Bücher zum Lesen und ließ mich Fernsehen gucken oder prüfte meine Rechenkünste und meine Rechtschreibung.

»Kommt Onkel heute?«, fragte ich immer. So sollte ich den Mann nennen, in dessen Haus wir lebten, was ich komisch fand, weil Papa immer gesagt hatte: »In Zeiten der Not nennt man ein Schwein Onkel.« Das habe ich nie jemandem erzählt.

»Du wirst es erfahren, wenn ich es weiß«, sagte Mrs Quinn.

Wenn Terry mich nicht herumfuhr, war er zuständig für den Lebensmitteleinkauf. Mrs Quinn gab ihm eine Liste, und Terry bekam jedes Mal Ärger, weil er etwas vergessen oder die falsche Marke gekauft hatte oder so.

Ich hörte den Wagen kommen und beobachtete von meinem Fenster, wie er die Einkäufe ins Haus trug. Er winkte. Ich winkte zurück. Es musste unser Geheimnis bleiben. Mrs Quinn ließ ihn herein und sagte, er solle sich die Stiefel abputzen. Dann studierte sie den Kassenzettel und zählte das Kleingeld, um sicherzugehen, dass er sie nicht »übers Ohr haute«.

Ich schlich nach unten und beobachtete die beiden durch einen Spalt in der Tür. Terry versuchte Mrs Quinn zum Lächeln zu bringen und neckte sie. Dann setzte er sich an den Tisch und aß Reste einer Mahlzeit, während sie die Lebensmittel wegpackte. Aus irgendeinem Grund wollte ich ihn umarmen. Ich wollte mein Gesicht in seinem

Hemd vergraben und seinen Geruch einatmen.

An einem Morgen, als er nicht wusste, dass ich lauschte, hörte ich ihn fragen: »Woher ist sie gekommen?«

Mrs Quinn erklärte ihm, er solle »seine Klappe halten«.

»Ich bin neugierig«, sagte er.

»Sie stecken Ihre Nase in Sachen, die Sie nichts angehen. Besser, Sie fragen nicht nach ihr. Sie berühren sie nicht. Sie sprechen nicht mit ihr. Verstanden?«

»Was ist, wenn sie einschläft? Jemand muss sie ins Haus tragen.«

»Hmmpf«, machte Mrs Quinn.

»Ist sie seine Tochter?«, fragte Terry.

»Seine Nichte.«

»Wirklich?«

»Sind Sie taub?«, flüsterte Mrs Quinn barsch. Sie blickte zu der halb geöffneten Tür, als hätte sie Angst, jemand könnte lauschen. Sie ging darauf zu und streckte die Hand nach der Klinke aus. Wenn sie die Tür geöffnet hätte, hätte sie mich entdeckt, doch sie schloss die Tür, und ich konnte nichts mehr hören.

Als ich wieder in meinem Zimmer war, reihte ich meine Sammlung von Murmeln und bunten Scherben auf der Fensterbank auf, nahm den Knopf vom Mantel meiner Mutter in die Hand, drückte ihn fest und versuchte mich zu erinnern, wie sie ausgesehen und wie ihre Stimme geklungen hatte. Aber die Bilder in meinem Kopf verschwammen immer wieder.

Als Mrs Quinn mich später zum Abendessen rief, war Terry verschwunden. Sein Motorrad stand immer noch neben der Garage, also musste er mit dem Wagen unterwegs sein. Warum hatte er mich nicht mitgenommen?

Mrs Quinn hatte Cupcakes gebacken, mit pinkem und blauem Tortenguss und gekrönt von einer Jellybean. Ich aß zwei und steckte ein weiteres in die Tasche, um es für Terry aufzubewahren, weil er Törtchen mochte. Er sagte, er wäre ein Leckermaul. Als ich ihn fragte, was das ist, lachte er und sagte: »Es bedeutet, dass ich gerne süße Dinger mag wie dich.«

Ich bin nicht süß, dachte ich. Ich bin schmutzig und widerlich. Aber ich sagte nichts.

Cyrus

Eine Nacht ohne Träume. Welch ein Luxus. Wach, frisch geduscht und rasiert mache ich mich früh auf den Weg nach Manchester, durch Farmland und Satellitenstädte, wo Dunst über den Tälern hängt wie herabgesunkene Wolken.

Ich folge einer Karte, die ich mir am Abend zuvor ausgedruckt habe, und verfare mich zweimal, bevor ich einen Farmer nach dem Weg frage. Auf der Rückseite grenzt das Haus an offene Felder. Zwei Pferde mit Winterdecken beugen sich über einen Zaun und mustern mich mit träger Geringschätzung.

Eine Frau öffnet die Tür. Sie ist mittleren Alters, stämmig mit Falten um die Augen, und trägt eine Schwesternuniform in Blautönen und eine Uhr am Revers, die so ausgerichtet ist, dass sie sie ablesen kann.

»Ich hoffe, Sie haben mich nicht zugeparkt«, sagt sie und blickt an mir vorbei zu meinem Wagen.

»Nein, Ma'am.«

»Ist das eine Abkürzung für Madame?«, fragt sie mit funkelnden Augen. »Eine Madame führt ein Bordell. Eine Madame ist ein herrisches kleines Mädchen. Ich hoffe, Sie wollen nicht andeuten ... «

»Natürlich nicht«, beeile ich mich zu versichern und versuche, angemessen gemäßregelt auszusehen. »Darf ich Sie Mrs Menken nennen?«, frage ich.

»Ich bin nicht Mrs Menken, weil wir nicht verheiratet sind. Meine Entscheidung, nicht seine. Wir sind seit dreißig Jahren zusammen und haben drei Kinder großgezogen. Dafür braucht man kein Stück Papier.«

»Enkelkinder?«

»Werden Sie nicht frech. Ich bin zu jung, um Großmutter zu sein.«

Darüber muss ich lachen.

»Ich bin Marcie. Wer sind Sie?«

»Cyrus Haven. Ist Ihr Mann zu Hause? Ich meine, Ihr Partner, ähm, DI Menken ... «

Sie dreht sich um. »Weiß seine Gnaden, dass Sie kommen?«

»Nein.«

»Das ist sehr mutig. Er mag es nicht, an seinen freien Tagen gestört zu werden.« Sie nimmt ihren Autoschlüssel. »Ich verdrücke mich. Er ist draußen in seiner Männerhöhle und produziert Sägespäne.«

»Verzeihung?«

»Er versucht, absolut perfektes Brennholz in Möbel zu verwandeln. Nehmen Sie ein paar mit nach Hause, ja? Wir haben hier nicht genug Platz.«

Sie tritt an mir vorbei, hängt eine Tasche über die Schulter, blickt auf die Uhr an ihrem Revers und murmelt: »Wieder zu spät.«

Bob Menken trägt einen blauen Overall, der aussieht wie aus Polizeibeständen, dazu eine Sicherheitsbrille mit Rundumvisier. Sägespäne fliegen in hohem Bogen durch den Raum, während er einen Beitel an einen rotierenden Holzblock hält. In der Ecke steht ein halb zusammengesetzter Esstisch, dem ein Bein fehlt.

Als Menken mich bemerkt, lässt er die Drehbank leerlaufen, nimmt die Brille ab und spuckt Sägespäne aus. »Ich hoffe für Sie, dass es wichtig ist.«

»Es geht um Hamish Whitmore«, sage ich und gebe ihm meine Visitenkarte. »Ich weiß, dass er ein Freund war. Mein Beileid.«

Er betrachtet die Karte. »Ein Psychologe? Ich brauch keinen Seelenklompner.«

»Ich bin auch nicht hier, um Ihnen irgendeinen Rat zu erteilen. Ich wollte Sie fragen, womit Hamish beschäftigt war?«

Menken starrt mich wortlos an und schaltet die Maschine ab.

»Wann haben Sie die Neuigkeit erfahren?«

»Gestern Morgen waren zwei Detectives hier. Sie haben mir die Phantomzeichnung eines Typen gezeigt, der sich als Detective ausgegeben hat. Er hat Eileen Whitmore erzählt, Hamish hätte Selbstmord begangen. Was für ein kranker Irrer macht so was?«

Er erwartet keine Antwort.

»Wieso hatte Hamish Whitmore Zweifel an Eugene Greens Verurteilung?«

»Das ist eine unsinnige Frage.«

Aber keine überraschende.

Menkens buschige Brauen sacken tiefer und schirmen seine Augen ab. »Die Verurteilung war stichhaltig. Green hat bekommen, was er verdiente.«

»Er wurde zu Tode geprügelt.«

»Gefängnishof-Gerechtigkeit. Damit hat die Polizei nichts zu tun.«

»Der falsche Detective hat Hamishs Akten gestohlen. Wonach hat er gesucht?«

»Wie kommen Sie darauf, dass ich das weiß?«

»Sie waren Partner.«

»Hamish war im Ruhestand.«

»Erst seit sechs Monaten.«

Menken starrt mich einen Moment lang wütend an, dann atmet er aus, zieht eine Tonne heran und setzt sich. Er weist auf einen vor kurzem fertiggestellten Stuhl, der schon abgeschliffen, aber noch nicht lackiert ist. Ich setze mich. »Hamish und ich haben Eugene Green acht Jahre lang gesucht«, setzt er an. »Wir haben Überstunden gemacht. Wochenenden durchgearbeitet. Wir haben nicht lockergelassen, bis wir das Schwein festgenagelt hatten. Für Hamish war es ein Kreuzzug, müssen Sie wissen. Eine juckende Stelle, die er nicht kratzen durfte. Erinnern Sie sich noch, wie wir ihn gefasst haben?«

»Nein.«

»Green hat seinen Van in einer SB -Waschanlage in der Nähe von Preston gewaschen. Das war im Oktober 2018. Dabei fiel ihm ein Mädchen auf, das auf dem Nachhauseweg von der Schule war. Cassie McGrath, elf Jahre alt, beide Eltern berufstätig. Ein Schlüsselkind, wissen Sie.«

Ich nicke.

»Green folgte ihr nach Hause und klopfte an die Tür. Er sagte, er wolle Pakete zustellen, und fragte sie, ob sie ihm tragen helfen könnte. Als Cassie den Van erreicht hatte, zerrte Green sie in den Wagen und hielt ihr ein mit Chloroform getränktes Stück Stoff vor den Mund. Eine Frau, die gegenüber wohnte, beobachtete alles und

alarmierte die Polizei. Innerhalb einer Viertelstunde hatten wir das gesamte Dorf mit Straßensperren abgeriegelt. Wir haben ihn eingekesselt. Alle Fluchtwege blockiert. Man hat Cassie gefesselt im Laderaum gefunden. Kaum noch atmend.«

»Wie haben Sie Green die Verbindung zu den anderen Morden nachgewiesen?«

»Kreditkartenbelege. Aufnahmen von Überwachungskameras. Wir konnten für jede Entführung nachweisen, dass er sich im Umkreis von fünf Meilen um den Tatort aufgehalten hatte.«

»Und DNA -Spuren?«

»Wir haben eine Strähne von Samantha Doyles Haaren auf der Bodenmatte des Transporters und Kleiderfasern ihrer Schuluniform auf einer Decke im Laderaum gefunden. Nicht, dass das eine Rolle gespielt hätte – er hat gestanden.«

»Hamish Whitmores Schwiegersohn Jack hat gesagt, es habe vielleicht lose Enden gegeben.«

»Nicht, soweit es mich betrifft.«

»In Hamishs Zimmer stand ein Whiteboard, auf dem zwei weitere Kinder erwähnt wurden: Gina Messud und Patrick Comber.«

»Sie galten als mögliche Opfer von Green, doch wir konnten es nicht beweisen. Gina ist 2014 auf dem Parkplatz eines Supermarkts in Brighton verschwunden. Patrick Comber wurde zuletzt am 29. November 2012 in Meadowhall gesehen, einem überdachten Einkaufszentrum in Sheffield. Die Aufnahmen der Überwachungskamera zeigen, wie er auf dem Parkplatz mit einem Mann redet. Wir haben jedes Fahrzeug nachverfolgt, das die Schranke passiert hat, doch wir konnten Patrick nicht finden.«

»Warum sollte Green drei Morde gestehen, aber nicht diese beiden?«

Menken zuckt mit müder Beiläufigkeit die Schultern. »Wir haben ihn in die Mangel genommen. Er hat es hartnäckig bestritten.«

»Haben Sie ihm geglaubt?«

»Gina Messud ist in Brighton verschwunden, was ein ganzes Stück weiter südlich liegt als das Gebiet, in dem Green normalerweise aktiv war.«

»Was ist mit Patrick Comber?«

»Ich wünschte, ich könnte es Ihnen sagen.« Er blickt durch die

offene Tür in den Garten. »Eugene war ein komischer Kauz. Manchmal hat er sich förmlich in Details gesuhlt und genau geschildert, wie er seine Opfer entführt, was er zu ihnen gesagt und wie er sie in seinen Van gelockt hat. Aber er hat nicht darüber gesprochen, was er ihnen angetan hat, wohin er sie gebracht hat und wie sie gestorben sind.«

»Hat Sie das beschäftigt?«

»Es hat Hamish beunruhigt. Er war besessen von den fehlenden Wochen.«

»Welche fehlenden Wochen?«

Menken steht auf, geht durch die Werkstatt und greift in ein Regal mit Farbdosen. Er schüttelt eine von ihnen, blickt hinein und zieht eine zerknüllte Packung Zigaretten heraus.

»Marcie mag es nicht, wenn ich rauche«, erklärt er. »Sie arbeitet auf der Onkologie-Station.«

Er nimmt wieder Platz, zündet sich eine Zigarette an und bläst Rauch aus dem Mundwinkel und den Nasenlöchern.

»Abbie Harper, das erste Opfer, ist am 4. August verschwunden. Ihre Leiche wurde Mitte Oktober gefunden, abgelegt in einer Sickergrube neben einem Klärwerk, zurückgelassen für Insekten und Tiere. Sie war einen Monat tot, als wir sie gefunden haben. Damit blieb ein Fenster von fünf, vielleicht sechs Wochen zwischen ihrer Entführung und ihrem Tod.«

»Green muss sie irgendwo gefangen gehalten haben.«

»Genau. Aber Eugene Green wohnte in einem möblierten Zimmer in Leeds, und wir haben kein Indiz dafür gefunden, dass Abbie dort war. Derweil hat Green gearbeitet – er hat Waren im ganzen Land und auf dem europäischen Kontinent ausgeliefert.«

»Was hat er gesagt?«

»Nichts. Wir haben ihn zu allen Orten geführt – zu der Sickergrube, dem Rastplatz bei Preston, dem Abflusskanal außerhalb von Newcastle ... Er hat uns rein gar nichts gegeben. Er hat uns nicht auf die Orte aufmerksam gemacht. Er hat nicht erklärt, wie er die Leichen dort abgelegt hatte. Es war, als würden wir ihm zeigen, was er getan hat.«

»Hamish glaubte, dass er einen Komplizen hatte.«

»Das würde einige Dinge erklären, andere jedoch nicht.«

»Was dachten Sie?«

»Ich hab ihm gesagt, er soll es auf sich beruhen lassen.«

»Aber wenn Green einen Komplizen hatte ... ?«

»Ist er entweder tot oder im Gefängnis.«

»Wie können Sie da so sicher sein?«

»Sie sind der Psychologe. Sie wissen, dass Pädophile nicht einfach plötzlich aufhören. Einmal ein Kinderschänder, immer ein Kinderschänder. Wenn Eugene Green einen Komplizen hatte, hätten wir mittlerweile Belege dafür gesehen. Weitere vermisste Kinder. Weitere Leichenfunde.«

Der Detective starrt auf die Zigarette, als wäre er angewidert von sich selbst, zieht aber trotzdem daran.

»Wann haben Sie Hamish zuletzt gesehen?«

»Vor drei Wochen. Er wollte, dass ich ein paar Namen in den PNC füttere.«

»Welche Namen?«

»Ich kann mich nicht mal an Marcies Geburtstag erinnern – wie soll ich mir da willkürliche Namen merken?«

»Haben Sie sie in die Datenbank der Polizei eingegeben?«

Ich sehe ein Flackern in seinen Augenwinkeln. Er räuspert sich, als wolle er ein Geheimnis preisgeben, und seufzt.

»Ich habe Hamish erklärt, dass ich nicht meine Karriere aufs Spiel setzen würde, um ihm dabei zu helfen, Kaninchen in ihren Löchern zu jagen. Er stellte eine äußerst erfolgreiche Ermittlung, ein begründetes Urteil infrage. Er hat sich auf allen Ebenen unbeliebt gemacht. Bei Ex-Kollegen, früheren Chefs, bei der Staatsanwaltschaft, dem Richter, den Geschworenen. Ich hab ihm gesagt, er solle mit dem Unsinn aufhören und seinen Ruhestand genießen. Golf spielen. Die Rosen beschneiden. Zeit mit Eileen verbringen ... «

Die Zigarette wird unter dem Absatz seines Arbeitsschuhs ausgetreten. Er hebt die Kippe auf und wirft sie in eine andere Dose.

»Das ist alles, was ich zu sagen habe.«

Er streift seine Handschuhe über, zieht die Sicherheitsbrille herunter und setzt die Drehbank mit einem Schalter wieder in Bewegung. Ich bin schon fast an der Tür des Schuppens, als ich mich noch einmal umdrehe.

»Als Sie gegen Green ermittelt haben, haben Sie je die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass er etwas mit Angel Face zu tun gehabt haben könnte?«

»Das Mädchen aus der Kammer?«

»Ja.«

»Nein. Warum?«

»Nur so eine Idee.«

Ich betrachte sein Gesicht und versuche zu sehen, ob er lügt. Ich wünschte, Evie wäre hier. Sie würde die Zeichen erkennen.

Menken runzelt die Stirn. »Ich hab mich immer gefragt, was aus dem Mädchen geworden ist. Haben Sie sie je getroffen?«

»Wieso fragen Sie?«

»Sie haben den Namen aufgeworfen, nicht ich.«

Sein Blick bleibt noch einen Moment an mir kleben, bevor er den Beitel nimmt und vor einen Metallschutz hält. Als er das Holz berührt, regnet es Sägespäne, die durch die Luft trudeln wie Konfetti und hundert Jahre Sonnenschein und Fotosynthese in das Bein eines Esstischs verwandeln.

Evie

»Es geht nicht ab«, sage ich, während ich mit einer strapazierfähigen Bürste und Seifenwasser, das aus einem Eimer auf meine Füße schwappt, eine Backsteinmauer abschrubbe.

»Das liegt daran, dass du dich nicht richtig anstrengst«, sagt Davina, die den Einsatz von einem Liegestuhl aus überwacht.

Drei von uns durften Langford Hall verlassen, weil jemand die Außenmauern zur Straße mit Graffiti beschmiert hat. Einigen Anwohnern missfällt die gesicherte Kinder- und Jugendeinrichtung in der Nachbarschaft, weil sie die Immobilienpreise drückt. Sie haben uns mit roter Farbe eine Botschaft hinterlassen, in der sie uns *Abschaum*, *Verbrecher* und *Kriminele* nennen.

Immerhin beherrsche ich die Rechtschreibung.

»Findest du es nicht ironisch?«, frage ich und schrubbe mit der Bürste hin und her. »Wir sind wegen antisozialem Verhalten hier, und die Leute gehen hin und machen so was.«

»Was bedeutet ironisch?«, fragt Ruby, die neben mir arbeitet.

»Es bedeutet verkorkst.«

»Und was ist antisoziales Verhalten?«

»Krimineller Scheiß.«

»Ich habe kein Verbrechen begangen.«

»Du hast deine Schule angezündet.«

»Nein, ich habe meine Haare angezündet. Dadurch ist ein Feuer in der Toilettenkabine ausgebrochen, das sich irgendwie ausgebreitet hat.«

»Hört auf zu trödeln«, sagt Davina und blickt von ihrem Handy auf.

»Warum können wir es nicht einfach überstreichen?«, schlage ich vor. »Oder wir machen ein richtiges Wandgemälde daraus, so wie Banksy.«

»Wer?«, fragt Carl, der uns hilft.

»Banksy. Der Straßenkünstler. Eins seiner Bilder wurde bei Sotheby's für eine Million Pfund verkauft, und er hat es im Auktionsraum geschreddert.«

»Warum?«, fragt Ruby.

»Er hat gesagt, Zerstörung sei Teil des kreativen Prozesses.«

»Er ist ein Vollidiot«, sagt Carl, der im Gras liegt und nicht mithilft.
»Ich hätte die Kohle genommen.«

»Und was hättest du damit gemacht?«, fragt Ruby.

»Scheiß kaufen und in die Luft jagen«, sagt er grinsend. Carl wurde nach Langford Hall geschickt, weil er mit einer selbst gebastelten Bombe einen Würstchenstand vor dem Stadion von Manchester City gesprengt hat.

»Du sollst helfen«, sagt Davina.

Er hält einen Finger hoch. »Ich hab einen Splitter.«

»Krieg deinen Arsch hoch.«

»Warum ist das unser Job? Wir waren das nicht.«

»Wir werden diesen Leuten zeigen, dass wir besser sind als sie.«

»Aber das sind wir nicht«, wendet Ruby ein. »Sie denken, wir sind Abschaum.«

»Ihr seid kein Abschaum«, sagt Davina.

»Ich bin stolz, Abschaum zu sein«, sagt Carl. »Ich bin erbärmlich.«
Ich stoße mit dem Fuß gegen den Eimer, sodass Wasser auf den Schritt seiner Hose schwappt. Er springt auf und will mich schlagen, überlegt es sich jedoch anders, weil ich ihm Angst mache.

»Miss, ich hab einen nassen Fleck. Ich muss eine frische Jeans anziehen.«

»Er hat sich vollgepisst«, sagt Ruby.

»Leck mich!«

Ich werde abgelenkt durch Gelächter auf der anderen Straßenseite. Zwei Typen lehnen an Mountainbikes mit schlammigen Reifen, um uns bei der Arbeit zu beobachten, und finden es urkomisch. Ich werfe meine Bürste in den Eimer und gehe auf sie zu. Davina bemerkt es erst, als ich die Straße schon halb überquert habe. Sie ruft meinen Namen, doch ich beachte sie nicht. Sie ist nicht gerade die Schnellste auf den Beinen, nicht mehr seit ihrer Schwangerschaft, in der sie ihr Körpergewicht noch einmal in Nutella dazugefüttert hat.

Die Jungen sehen mich kommen und stellen sich in Positur.

»Was macht ihr?«, frage ich.

»Wir genießen die Aussicht«, sagt der Dünnere der beiden und lispelt dabei leicht.

Er wirft anzügliche Blicke in Rubys Richtung, die ihre Jacke ausgezogen hat. Ihre Baumwollbluse klebt an ihrem Busen.

»Wer ist deine Freundin?«, fragt der Größere. »Ruf sie rüber. Wir könnten eine Spritztour mit euch beiden machen.«

»Irgendeine Ahnung, wer die Wand beschmiert haben könnte?«, frage ich.

»Nö«, sagt der Lispler.

»Wart ihr das?«

Er sticht sich ein imaginäres Messer ins Herz und tut so, als hätte ich ihn tödlich verwundet.

»Was für ein Schwachkopf beschmiert erst eine Mauer und kommt dann zurück, um schadenfroh zu gaffen?«

»Wir sind nicht die Idioten, die sie sauber machen«, sagt sein Kumpel.

»Wie buchstabiert man Kriminelle?«

Beide runzeln die Stirn.

»Ich fange für euch an: K ... r ... i ... m ... i ... n ... e ... l ... «

Sie starren mich mit leerem Blick an.

Davina hat mich keuchend eingeholt. »Lass die Jungen in Ruhe, Evie.«

»Sie haben unsere Mauer beschmiert«, sage ich und zeige auf ihre Schuhe.

Davina nimmt die roten Farbspritzer zur Kenntnis, will jedoch eine Szene vermeiden.

»Tut uns leid, dass wir euch behelligt haben«, sagt sie und packt meinen Arm.

Ich reiße mich aggressiv los.

»Oooh«, sagt der Dünne, »wie temperamentvoll.«

Mein Blickfeld verengt und verdunkelt sich, als hätte jemand einen Dimmer betätigt.

»Bist du noch Jungfrau?«, frage ich.

Er reißt die Augen auf. »Was? Nein!«

»Womöglich bist du schwul. Vielleicht stehst du ja auf deinen

Kumpel. Er sieht nicht besonders gut aus, aber vielleicht lässt er dich seinen Schwanz lutschen.«

Beide fordern mich auf, mich zu verpissen.

»Oh, wie temperamentvoll«, äffe ich ihn nach. »Also, für mich hört sich das an, als wärt ihr beide schwuler als Lachgas. Wenn du auf deinen Kumpel stehst, solltest du es ihm sagen. Unterdrück deine Gefühle nicht. Vielleicht empfindet er genauso. Es ist nichts verkehrt daran, Jungs zu mögen.«

Der Dünne holt zu einem Haken aus. Ich sehe es kommen. *Ich sehe es immer kommen*. Ich sehe es so früh, dass ich mich ducken könnte, aber darum geht es nicht. Ich spüre den Schlag und einen blitzenden Schmerz. Ich schmecke das Blut auf meinen Lippen.

»Ich rufe die Polizei«, sagt Davina und zerrt mich eilig weg.

Ich lächele und rufe ihm über die Schulter zu: »Jetzt bist du einer von uns. Ein beschissener Krimineller.«

Cyrus

Besuchszeit im Rampton Secure Hospital ist wochentags von zwei bis vier. Beruflich bedingte Besuche sind während der Bürozeiten erlaubt, doch ich habe nie behauptet, mehr zu sein als ein Verwandter, wenn es um meinen Bruder geht.

Rampton ist eine forensische psychiatrische Klinik, eine von nur dreien in ganz Großbritannien, in denen die gefährlichsten Patienten untergebracht sind: Mörder. Vergewaltiger. Entführer. Einige wurden gefasst, bevor ihre Fantasien real wurden, aber andere haben Verbrechen begangen, die so schrecklich sind, dass sie sich ins öffentliche Bewusstsein gebrannt haben.

Im Empfangsbereich hängt ein Schild mit der Aufschrift: *Willkommen im Rampton Hospital. Wir wünschen Ihnen viel Freude bei Ihrem Besuch*. Darunter ist ein Foto von Prinzessin Diana auf einer königlichen Visite.

Ich stehe auf einer Liste genehmigter Besucher, muss mich aber ausweisen und einen Stapel Formulare unterschreiben. Meine Sachen werden durchleuchtet. Große Umhänge- und Reisetaschen sind ebenso wenig erlaubt wie Handys, Funkgeräte, USB -Sticks, CDs, Feuerzeuge, Streichhölzer, Nahrungsmittel, Kaugummi, Süßigkeiten, Sicherheitsnadeln, Drogen oder Medikamente, Tabak sowie scharfe Gegenstände.

Zwanzig Minuten später erscheint mein Begleiter. Er heißt Nigel, und wir kennen uns schon. Ich folge ihm über einen überdachten Gang zwischen den einzelnen Stationen. Insgesamt sind es neunundzwanzig, die meisten rote Backsteinkästen, aber auf den achtundsechzig Hektar sind auch einige einzeln gelegene »Villen« verteilt.

Nach seiner Überstellung kam Elias zunächst nach The Peaks, einer Station für Männer mit schweren Persönlichkeitsstörungen, wo

er wegen seines gewalttätigen Verhaltens elf Monate in Einzelunterbringung war, doch mittlerweile ist er in einen neuen Komplex mit mehr Privilegien verlegt worden. Trotzdem muss er immer noch von mindestens vier Aufpassern begleitet werden, wenn er sich auf dem Klinikgelände bewegt.

Ich werde in einen schmalen Aufenthaltsraum geführt, in dem sich zwei Sofas gegenüberstehen, dazwischen ein schmaler Couchtisch, der unverrückbar am Boden festgeschraubt ist.

»Er kommt gleich«, sagt Nigel.

Ich hocke mich auf die Lehne des Sofas und blicke aus dem Fenster auf den »Ring aus Stahl«, der die Klinik umgibt. Die letzte Flucht aus Rampton gelang 1994, als jemand mit einer provisorischen Leiter über den Zaun kletterte. Danach wurden eine zweite Barriere und weitere Sicherheitsanlagen errichtet, außerdem mehr als neunhundert Überwachungskameras montiert. Eine von ihnen beobachtet mich jetzt, ein gewölbtes Auge in einer Ecke an der Decke.

Die Besuche bei Elias lösen bei mir immer gemischte Gefühle aus. Ich bin nicht mehr der Junge, der seinen älteren Bruder verehrte, der ihm hinterherlief und stolz seine abgelegten Sachen trug. Ich bin ein Besucher, der einzige Überlebende, der Junge, der in einer gewalttätigen Stunde seine ganze Familie verloren hat.

Ich habe glücklichere Erinnerungen an meinen Bruder, bevor man bei ihm Schizophrenie diagnostizierte. Ich weiß noch, wie wir im Garten Fußball gespielt haben, wie er mich auf seinem Fahrrad mit zur Schule genommen hat und einmal zu einem Spiel von Manchester United gegen Nottingham Forest im City-Stadion. Forest war meine Mannschaft, und wir verloren eins zu acht. Ich wollte heulen, aber Elias erklärte mir, dass es bloß ein Spiel sei, und ich glaubte ihm.

Auf der weiterführenden Schule gründete er sein eigenes Unternehmen und mähte gegen Bezahlung Rasen im Viertel. Die Klingen des Mähers schärfte er in der Garage mit einer Schleifmaschine und einem Schleifstein. Später begann er, auch Äxte und Küchenmesser für die Nachbarn zu schleifen, und freute sich daran, wie scharf er sie kriegte.

Mit knapp sechzehn hatte Elias Geld in der Tasche, und Mädchen

versuchten, seine Aufmerksamkeit zu erregen, doch er zog sich mehr und mehr von uns und allem anderen zurück. Im Laufe der Monate wurde er zunehmend geheimniskrämerisch und eremitenhaft, verbrachte Stunden in seinem Zimmer, wo er mit sich selbst diskutierte. Ich dachte, er würde telefonieren, doch der Apparat lag noch im Wohnzimmer.

Er hörte auf, Rasen zu mähen und Messer zu schleifen. Stattdessen schlief er das ganze Wochenende, spielte in seinem Zimmer Videospiele oder guckte Filme. Wenn er herauskam, machte er seltsame Bemerkungen. So warf er Mum vor, ihn vergiften zu wollen, und erklärte mir, die Regierung würde ihn beschatten. Er sagte, er würde über Superkräfte verfügen, mit denen er die Planeten kontrollierte; ohne ihn würden der Mond und die Erde kollidieren, und die Menschheit würde ausgelöscht werden wie die Dinosaurier.

Die Diagnose machte es leichter für meine Eltern, weil Antworten besser sind als Ungewissheit, doch es dauerte Monate, die Medikamentierung richtig einzustellen, seine »Zombie-Pillen«, wie Elias sie nannte. Seine Schulnoten waren im freien Fall, und an ein Abitur war nicht zu denken. Mum und Dad ließen ihn die Schule abbrechen und besorgten ihm einen Job als Gärtner für einen von Dads Geschäftspartnern, einen Immobilienentwickler. Eine Weile bekamen wir den alten Elias zurück, mit seinem skurrilen Humor und seinem beunruhigenden Lachen. Er aß mit der Familie zu Abend, schmetterte Songs auf der Karaoke-Maschine der Zwillinge und tanzte mit meiner Mutter durch die Küche, bis sie drohte, sie würde sich in die Hose machen, wenn er nicht aufhörte.

Er fing an, wie besessen zu trainieren, und baute sich eine Hantelbank aus Holzbrettern und alten Sägeböcken. Die »Gewichte« waren mit Steinen gefüllte Farbdosen, die er an die Enden eines Besenstiels hängte, oder Plastikkanister für Milch, die er mit Sand füllte und stemmte, bis seine Unterarme anschwellen.

Die guten Zeiten dauerten nicht an. Werkzeuge verschwanden ... dann Geld. Niemand konnte beweisen, dass es Elias gewesen war, trotzdem wurde er entlassen. Danach zog er sich wieder in sein Zimmer zurück, surfte im Internet, guckte Horrorfilme und Pornos.

Als Dad ihm den Fernseher wegnahm, schlug Elias Löcher in die

Wände. Er schleuderte meine Mutter so heftig herum, dass sie sich das Handgelenk brach. Sie hielt sich weinend den Arm und flehte ihn an: »Bitte, Elias, sag mir, was los ist!«

Er sah sie mit leerem Blick an. »Sie lassen mich nicht mit dir reden.«

»Wer?«

»Die Stimmen.«

So lebten wir fast zwei Jahre – auf und ab –, hatten gute und schlechte Wochen und wussten nie, was als Nächstes kommen würde. Das Haus mit einem paranoiden Schizophrenen zu teilen ist, als würde man eine Zeitbombe mit sich herumtragen, die man ticken hört, manchmal schneller, manchmal langsamer, aber immer ticken.

Elias kommt und wird ein letztes Mal abgetastet, bevor er den Aufenthaltsraum betreten darf. Er grinst mich freundlich an und tappt durch den Raum wie ein lebhafter Red Setter, der seine Beine noch nicht ganz unter Kontrolle hat.

Genauso plötzlich bleibt er stehen, unsicher, ob er mich umarmen oder mir die Hand schütteln soll. Wir geben uns die Hand. Er ist nervös.

»Du bist gekommen.«

»Natürlich. Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag.«

»Sie backen einen Kuchen, aber der ist erst zum Abendessen fertig. Das verpasst du.«

»Schon in Ordnung.«

»Es ist ein Schokoladenkuchen.«

»Dein Lieblingskuchen.«

Ich ziehe ein Geschenk hinter dem Rücken hervor. Die Verpackung ist aufgerissen, weil das Sicherheitspersonal den Inhalt überprüft hat. Ich wollte ihm einen iPod mit seiner Lieblingsmusik schenken, aber elektronische Geräte sind nicht erlaubt. Stattdessen habe ich mich für einen grob gestrickten Pullover entschieden, der wahrscheinlich zu dick ist, weil Elias nicht oft rausgeht und das Klinikgelände nie verlässt.

Außerdem schenke ich ihm einen ganzen Packen Comics, von denen ich weiß, dass er sie mag. *Black Panther. Spider-Man. Venom. Deadpool Titans*. Man kann leicht vergessen, dass Elias

heute sechsenddreißig wird, weil er sich benimmt wie ein zu groß geratener Teenager.

»Setz dich. Setz dich«, sagt er. »Nicht dort. Hierhin. Auf diesen Stuhl.«

Er hat ein Bild im Kopf, wie die Szene aussehen soll.

»Kann ich dir die Jacke abnehmen? Ist dir heiß? Kalt? Ich kann die Temperatur anpassen lassen.«

»Alles gut.«

»Ich habe uns Tee und Möhrenkäsekuchen bestellt, er ist wirklich gut. Die Leute beklagen sich immer über das Essen hier, aber es ist erstklassig.«

Er hat einen volltönenden Bariton und redet viel, wenn er nervös ist, wobei er sich hin und wieder die Hände an den Oberschenkeln abwischt – eine Nebenwirkung der Medikamente. Er nimmt mir gegenüber Platz und beugt sich vor. Sein Gesicht ist wie ein offenes Buch. Er lächelt, er möchte gefallen. Er hat zugenommen seit meinem letzten Besuch und sollte sich mal wieder die Haare schneiden lassen.

Nigel beobachtet uns weiter von der anderen Seite des Raumes. Er sitzt zusammen mit einem zweiten Begleiter, der ein Schachbrett aufgebaut hat. Zwei weitere Pfleger warten draußen auf dem Flur.

»Wie geht es dir?«, frage ich.

»Besser.«

»Das sehe ich.«

»Es kann nur noch Tage dauern, bis ich entlassen werde.«

»Das ist gut.«

Er runzelt die Stirn, als würde ich ihn gönnerhaft behandeln. Theoretisch ist nichts von dem, was er sagt, unwahr, aber in siebzehn Jahren habe ich nie jemanden darüber sprechen hören, ihn zu entlassen.

Aufgrund verminderter Zurechnungsfähigkeit wurde er wegen Totschlags verurteilt und in eine Klinik eingewiesen. Das bedeutet, ohne Genehmigung des Innenministeriums kann er nicht verlegt oder entlassen werden. Diese Entscheidung beginnt mit einem Tribunal zur Feststellung seines Geisteszustands, das Elias' Fall alle paar Jahre begutachtet. Bei jeder Anhörung erklärt Elias, dass seine Schizophrenie unter Kontrolle ist, und er drückt sein Bedauern aus,

was aufrichtig sein könnte oder eine auswendig gelernte Antwort.

Eine Frau mit dunkler Hose und geblümter Bluse rollt einen Teewagen herein. Elias springt auf und inspiziert die Fracht, listet im Kopf alle Gegenstände auf, als würde er Inventur machen. Tassen, Untertassen. Milch, Zucker.

»Wo ist der English-Breakfast-Tee?«, fragt er.

»Der ist aus«, sagt die Frau. »Ich habe Earl Grey mitgebracht.«

»Aber ich habe um English-Breakfast-Tee gebeten.«

»Ich nehme auch gerne einen Earl Grey«, sage ich.

»Aber du hast gesagt, er schmeckt wie Potpourri«, widerspricht er.

»Niemand trinkt Earl Grey außer Touristen und Amerikanern, das hast du gesagt.«

Wie erinnert er sich an so etwas?

»Das war nur ein Witz.«

Er zittert und wiegt den Oberkörper vor und zurück.

»Beruhige dich, Elias«, sagt Nigel. »Denk an deine Übungen. Atme.«

Elias inhaliert durch die Nase und hält die Luft an. Er atmet langsam aus, als würde er Taktschläge zählen, während er gegen seine Gefühle kämpft. Das ist ein flüchtiger Blick auf den alten Elias; den Elias, der mir Angst macht, der allen Angst macht.

Seine Atmung beruhigt sich.

»Vielen Dank, dass Sie den Möhrenkuchen gebracht haben«, sagt er zu der Serviererin und verbeugt sich leicht, als würde er die Queen begrüßen. Die Serviererin macht einen Knicks, lächelt und schenkt Tee aus. Milch. Zucker.

Nigel steht immer noch neben Elias. »Warum erzählst du Cyrus nicht, was du studiert hast.«

»Pssst«, macht Elias.

»Du studierst?«

»Du lachst mich bestimmt aus.«

»Wieso?«

»Es ist eigentlich nichts.«

»Dann erzähl es mir.«

»Elias studiert, um Anwalt zu werden«, sagt Nigel. »An der Manchester Law School kann man ein juristisches Examen online machen. In Teilzeit.«

Ich sehe Elias an, damit er das bestätigt. Seine Wangen sind rot geworden.

»Die Bücherei kommt kaum mit seinen Bestellungen nach«, sagt Nigel. »Was studierst du gerade?«

»Menschen- und Grundrechte«, antwortet Elias zunehmend selbstbewusster. »Ich will Anwalt bei Gericht werden.«

»Das ist fantastisch«, sage ich und versuche, die Neuigkeit zu verdauen. Es ist doch bestimmt unmöglich, dass ein paranoider Schizophrener Anwalt wird ... jedenfalls einer, der seine Familie getötet hat.

»Wie lange geht der Kursus?«, frage ich.

»Vier Jahre. Ich bin im zweiten.«

»Warum hast du mir nicht vorher davon erzählt?«

»Ich dachte, du würdest mich auslachen.«

»Das würde ich nie machen.«

Er ist jetzt ganz aufgeregt. »Wenn ich hier rauskomme, muss ich meinen Lebensunterhalt verdienen. Ich möchte Menschen wie mir helfen. Sie vertreten.«

»Das ist sehr nobel«, sage ich und weiß, wie unaufrichtig es klingt. »In der Schule hast du es immer gehasst zu lernen.«

»Das ist was anderes. Jetzt lerne ich wichtige Dinge – nicht Shakespeare und Auden.« Er setzt eine vornehme Stimme auf. »*Sein oder nicht sein. Die Uhren stoppt, reißt aus das Telefon.*« Er lacht. »Wen interessiert's, was? Aber das ist wichtig, und ich bekomme einen akademischen Titel.«

Mir fehlen die Worte, deshalb lasse ich Elias weiterreden, sein breites Wissen demonstrieren und Fallrecht zitieren wie eine neue Sprache, die er gelernt hat. Elias hatte schon immer ein gutes Gedächtnis, war jedoch ein schlechter Schüler. Und bis jetzt schien Rampton ihn auch eher infantilisiert als weitergebildet zu haben.

Er berührt meinen Arm. Der körperliche Kontakt überrascht mich. Nigel beobachtet uns sorgfältig.

»Seit ich nach Rampton gekommen bin, sprechen die Ärzte über Fortschritte«, sagt Elias. »Sie haben gesagt, es gebe Wege, wie ich gesund werden könnte. Das ist mein Weg. Ich werde Anwalt werden und hier rauskommen.«

Evie

Der junge Arzt sieht aus wie Harry Styles oder wie Harry Styles aussehen würde, wenn er Spanier wäre und ein Grübchen im Kinn hätte. Ich bin in der Notaufnahme, weil Davina darauf bestanden hat, dass ich untersucht werde.

»Folgen Sie meinem Finger«, sagt der heiße Arzt.

»Wieso? Wohin wollen Sie ihn denn stecken?«

»Sei nicht eklig«, sagt Davina.

»Was hab ich denn gesagt? Nichts. Du bist diejenige mit der schmutzigen Fantasie.«

Der heiße Arzt lächelt nervös und bewegt den Finger von links nach rechts.

»Nun, ich kann keine Symptome für eine Gehirnerschütterung feststellen, und die Lippe muss auch nicht genäht werden, also denke ich, es ist alles in Ordnung.« Er gibt mir ein Coolpack. »Kühlen Sie die Lippe mit Eis, bis sie abschwilt.«

Ich wusste, dass ich nicht genäht werden muss, aber Davina wollte mich aus dem Weg haben, bevor die Polizei in Langford Hall eintraf. Entweder das, oder sie hofft, ein Krankenhausbesuch wird helfen, die Leute zu überzeugen, dass ich Opfer eines nicht provozierten Angriffs war, bla ... bla ... bla ...

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«, fragt der Arzt.

»So etwas sollten Sie mich lieber nicht fragen.«

»Lass es, Evie«, sagt Davina. »Vielen Dank, Herr Doktor, alles bestens.«

Wir gehen zu ihrem Wagen, einem Mini, was angesichts ihres Umfangs lächerlich ist.

»Du hast den jungen Mann in Verlegenheit gebracht«, sagt sie.

»Ich?«

»Du hast ihn provoziert. Damit solltest du vorsichtig sein. Nicht alle

Männer mögen Frauen, die so freizügig sind.«

»Was bedeutet freizügig?«

»Nuttig.«

»Du denkst, ich bin nuttig?«

»Nein, ich denke, du bist wie ein Hund, der nur bellt und nicht beißt, Evie Cormac. Du tust bloß ganz keck und selbstbewusst, aber wenn ein Junge versuchen würde, dich zu küssen, würdest du auf der Stelle Reißaus nehmen.«

»Das käme vermutlich darauf an, wie gründlich ich ihn vorher gefesselt habe«, sage ich, und sie lacht.

Auf der Fahrt zurück nach Langford Hall hören wir Musik. Ich blicke auf die Lichter, die Leute in den Bussen und an den Bushaltestellen, und ich denke, dass sie keine Ahnung haben, wer ich bin und was ich getan habe. Nicht den leisesten Schimmer ...

Wenn Onkel in dem Haus eintraf, tat Mrs Quinn jedes Mal überrascht, als wäre sie überrumpelt worden, doch sie hatte die ganze Zeit gewusst, dass er kommen würde, denn ich musste immer baden, die Haare waschen und ein frisches Kleid anziehen.

»Vergiss nicht, ihn Onkel zu nennen«, sagte sie.

Ich antwortete nicht.

»Hast du mich gehört?«

»Aber er ist nicht mein Onkel.«

»Er kümmert sich um dich.«

Onkel kam immer spät. »Wie hübsch du aussiehst«, sagte er, zog mich in seine Arme und roch an meinem Haar. Dann strich er mit einem Finger über meine Wange unter meinem Kinn entlang und zwang mich, ihn direkt anzusehen. »Bist du ein braves Mädchen gewesen?«

»Ja, Onkel.«

»Tut mir leid, dass ich so lange weg war. Hast du mich vermisst?«

»Ja, Onkel.«

»Das ist ein reizendes Kleid. Wer hat dir das gekauft?«

»Du, Onkel.«

»Dreh dich mal. So ist gut.«

Mrs Quinn wurde ganz kribbelig, weil ich seine ganze Aufmerksamkeit abbekam.

»Das Abendessen ist fertig«, verkündete sie. »Ich habe Ihnen Ossobuco gemacht.«

»Ah, Queenie, Sie sind zu gut zu mir«, sagte er und entfaltete mit einem Zucken des Handgelenks die Serviette auf seinem Schoß. Er zog meinen Stuhl näher heran und sagte: »Setz dich zu mir.«

Mrs Quinn servierte das Essen.

Ich aß nichts. Ich konnte nicht schlucken. Eine Weile sagte niemand etwas. Essen verschwand in Onkels Mund. Gemüse. Polenta.

»Iss dein Abendessen«, sagte er.

»Ich hab keinen Hunger.«

»Mrs Quinn hat dir dieses köstliche Essen bereitet.«

»Sie hat es für dich gekocht.«

Er warf mir einen Blick zu, der mich hätte warnen sollen. Ich nahm meine Gabel und schob einen Haufen Polenta weg von dem Fleisch und der Soße. Ich versuchte, ihm eine Botschaft zu senden: *Schau mich nicht an*.

Er schlug mit der flachen Hand neben meinem Teller auf den Tisch. »Iss dein verdammtes Essen!«

Ich hielt die Gabel in der Hand. Ich hätte sie ihm am liebsten ins Auge gestochen, doch stattdessen legte ich sie ab.

»Hast du mich gehört?«, brüllte er mit verzerrem Gesicht. Spuckefetzen flogen. Er nahm einen Löffel, häufte ihn voll mit Polenta, Gemüse und Soße und führte ihn zu meinem Mund. Ich wandte mich ab. Essen verschmierte auf meiner Wange, tropfte in meinen Schoß und machte Flecken auf mein neues Kleid.

Er häufte den Löffel erneut voll. Ich biss die Zähne zusammen. Der Löffel schlug gegen meine Lippen. Ich wollte schreien, doch dafür hätte ich den Mund aufmachen müssen.

»Sie wird essen, wenn sie Hunger hat«, sagte Mrs Quinn.

Onkel ließ mich los und wandte sich ihr zu. »Was haben Sie gesagt?«

Sie wurde bleich. »Nichts.«

»Wollen Sie mir erklären, wie ich in meinem Haus meine Nichte zu disziplinieren habe?«

»Nein, Sir, aber ... «

»Aber was?«

»Ich wollte nicht ... «

Onkel schob seinen Teller von sich. »Es ist versalzen. Sie überwürzen alles.«

»Es tut mir leid.«

Mrs Quinn begann den Tisch abzuräumen. Onkel leerte sein Glas und goss sich Wein nach.

»Was gibt's zum Nachtsch?«

»Oh, ich habe keinen gemacht. Normalerweise nehmen Sie nie Dessert ... ich kann Ihnen etwas zubereiten.«

Er zwinkerte mir zu und lachte. »Seien Sie nicht so empfindlich, Queenie. Das war nur ein Scherz.«

Er zündete sich eine Zigarre an und trank noch mehr Wein. Die Teller wurden abgeräumt.

Später am Abend kam er, um mich zu holen. Ich war noch wach und lauschte auf seine Schritte. Die Tür öffnete sich, und der Mond warf seinen Schatten auf den Boden. Ich spürte, wie er seine Arme unter meinen Körper schob und mich in sein Bett trug, während er meinen richtigen Namen flüsterte.

Ich habe nie jemandem erzählt, was mir geschehen ist ... was sie getan haben. Onkel und der Mann mit den schiefen Zähnen und der mit den milchigen Augen und der Fette mit den beiden Dackeln und die Frau, für die ich mich wie ein Junge anziehen musste. Die Tanten. Die Onkel. Die Väter. Die Lehrer. Die Anfasser.

Cyrus

Die Rückfahrt nach Nottingham verschwimmt in meiner Erinnerung. Ich sage mir immer wieder, dass ich Elias liebe und das Beste für ihn will, doch das geht nicht so weit, dass ich möchte, dass er freikommt. Ich weiß, dass ich Person und Tat trennen soll, die Sünde hassen, doch dem Sünder vergeben. Ich habe es versucht und bin gescheitert. Ein besseres Ich, eine sanftere Seele, ein Empath, ein Heiliger könnte Elias die Absolution erteilen, die er sucht. Aber ich nicht.

Poppy hört, wie ich die Haustür öffne, und fängt in der Waschküche an zu bellen. Als ich sie ins Haus lasse, drängt sie an meinen Beinen vorbei und läuft auf der Suche nach Evie von Zimmer zu Zimmer. Sie lebt in der Hoffnung, dass Evie zurückkommen und wieder bei mir wohnen wird. Nach dem Brand ist der größte Teil des Erdgeschosses wiederaufgebaut und eingerichtet worden. Ich habe eine neue Küche, eine neue Bibliothek und ein neues Wohnzimmer. Ein paar Möbelstücke wurden gerettet und restauriert, darunter mein antiker Schreibtisch und ein Chesterfield-Sofa, das meinen Großeltern gehört hat. Dies war einmal ihr Haus, doch sie haben es mir überlassen, als sie an die Südküste gezogen sind.

Nur drei Fotos haben den Brand überlebt, darunter das, was ich am wenigsten mag – ein offizielles Familienporträt, aufgenommen in einem Fotostudio in Nottingham. Meine Mutter hatte darauf bestanden, dass die ganze Familie zueinander passende karierte Pullover trug, in denen wir aussehen wie die Bay City Rollers.

Die Zwillinge waren sieben, ich war neun und Elias gerade fünfzehn geworden. Dad hatte ein Grinsen aufgesetzt, das eher wie eine Grimasse aussah, und Mum murmelte Drohungen, unseren Urlaub in Frankreich abzusagen, wenn wir nicht aufhörten »rumzualbern«. Der Auslöser wurde gedrückt, der Verschluss

klickte, und der Moment wurde für die Nachwelt festgehalten. Vier Jahre später waren alle auf dem Foto tot außer Elias und mir. Manche Bilder erzählen Geschichten, die nie erzählt werden sollten, nicht einmal flüsternd.

Es ist Freitagabend, das bedeutet ein Sixpack Bier und ein Curry zum Mitnehmen. Der Taj of Beeston, mein lokaler Inder, hat meine Bestellung im Computer abgespeichert: Butter Chicken, Vegetarisches Korma, Reis-Pilaw, Chapati und Raita. Während ich warte, hole ich Bier, nie mehr als ein Sixpack. Ich nehme meinen zukünftigen Alkoholismus ernst und gehe es langsam an.

Gerade, als ich das Curry aus der Aluminiumschale auf einen Teller gebe, klingelt es an der Tür. Ich kleckere Soße auf den Kieferntisch, wische sie fluchend auf und hoffe, dass das Kurkuma keine Flecken im Holz hinterlässt.

Ich blicke durch den Spion, doch vor der Haustür wartet niemand. Ich öffne sie und sehe eine einsame Gestalt, die gerade wieder gehen will.

»Kann ich Ihnen helfen?«, frage ich.

Die Gestalt dreht sich um und schlägt eine Kapuze zurück.

»Ich dachte, es wäre niemand zu Hause«, sagt Sacha Honeywell.

»Sie haben nicht besonders lange gewartet.«

Sie blickt über die Schulter die Straße hinunter. »Ich habe es mir anders überlegt.«

»Kann ich Sie noch mal umstimmen?«

Sie zögert.

»Bitte. Kommen Sie rein.«

Über ihrer Schulter hängt eine kleine Segeltuchtasche. Sie überlegt noch einen Moment länger und geht dann über den Pfad zurück und die Stufen zu meiner Haustür hinauf. Ich halte ihr die Tür auf. Sie trägt eine Latzhose, Timberlands und eine Öljacke.

Sie bemerkt die neuen Bodendielen und fängt an, ihre Stiefel auszuziehen. Ich sage ihr, dass das nicht nötig ist, doch sie tut es trotzdem.

»Sind Sie reich?«, fragt sie und blickt die Treppe hinauf.

»Es war das Haus meiner Großeltern.«

Sie schnuppert. »Sie haben renoviert.«

»Es hat gebrannt.«

Sacha geht im Erdgeschoss von Zimmer zu Zimmer. Manche Menschen betreten das Haus eines Fremden, als wären sie in einem Museum oder einer Kirche, sprechen flüsternd und fassen nichts an. Nicht Sacha. Sie nimmt Dinge in die Hand und stellt sie wieder ab, blättert durch Bücher, klappt meinen Plattenspieler auf und begutachtet meine Plattensammlung.

Ihr rotes Haar ist zu Zöpfen geflochten und zu einem überdimensionierten Ballerina-Dutt hochgesteckt. Eine einzelne Locke hat sich gelöst, die sie sich hinters Ohr streicht.

»Wie sind Sie hierhergekommen?«, frage ich.

»Mit zwei Bussen.«

»Sie müssen den ganzen Tag unterwegs gewesen sein.«

Sie antwortet nicht, bemerkt jedoch die Essensbehälter.

»Haben Sie Hunger? Bedienen Sie sich. Ich bestelle immer zu viel. Meine Augen sind größer als mein Magen.«

»Das hat meine Mutter auch immer gesagt«, erwidert sie.

Ich biete ihr einen Stuhl an, nehme einen Teller aus dem Schrank und serviere ihr Curry, weil ich weiß, dass sie sich zu wenig nehmen würde.

»Möchten Sie ein Bier?«

»Nein.«

Sie hat ihren Mantel ausgezogen und über ihren Stuhl gehängt, doch ihre Tasche steht direkt neben ihr, als wollte sie jederzeit zum Aufbruch bereit sein.

Ich mache Smalltalk, frage nach ihren Eltern. War sie schon mal in Nottingham? Hat sie Geschwister? Sie antwortet mit Ja oder Nein, ohne es weiter auszuführen, weil sie mir noch nicht traut.

»Was haben Sie in Cornwall gemacht?«, frage ich.

»Spielt das eine Rolle?«, fragt sie scharf zurück.

»Tut mir leid ... ich wollte ... ich wollte nicht aufdringlich sein.«

Gabeln schaben über Teller und lassen die Stille irgendwie lauter klingen.

Sacha atmet aus. »Ich arbeite in Teilzeit als Aushilfslehrerin an einer örtlichen Grundschule. Außerdem bin ich freiwilliges Mitglied der Küstenwache. Wir retten Menschen auf den Klippen und auf See.«

»Das kann gefährlich sein.«

Sie zuckt die Schultern, und wir verfallen in ein weiteres langes Schweigen. Ihre nächste Bemerkung kommt unerwartet.

»Als ich Evie ins Krankenhaus gebracht habe, hat sie sich von niemandem anfassen lassen. Sie hat zwei Schwestern gekratzt und einem Arzt gegen das Schienbein getreten. Wir brauchten ihre Kleidung für die forensische Untersuchung. Es hat Ewigkeiten gedauert, bis ich sie überreden konnte, sich auszuziehen. Sie sah aus wie ein Kind aus einem Hungerreport – ihre Rippen standen hervor. Sie wollte den Krankenhauskittel nicht anziehen. Schließlich haben wir eine Jeans und eine Bluse gefunden, die zu groß für sie waren, die sie jedoch getragen hat. Alles war ein Kampf. Jede Untersuchung. Jedes Wort, das wir ihr entlocken konnten. Die ersten drei Tage hat sie nur Schokolade gegessen.

Immer wenn sie jemand Neuen traf – einen Sozialarbeiter oder Psychologen –, bedachte sie ihn mit einem bodenlosen Blick, als könnte sie direkt in seine Seele schauen. Es hat die Schwestern zur Verzweiflung getrieben. Sie haben sich solche Mühe gegeben, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie wollten Umarmungen und Lächeln. Evie gab ihnen gar nichts.

Eine von ihnen kaufte ein Stofftier für Evie, einen Hasen mit Schlappohren. »Wie sollen wir ihn nennen?«, fragte ich, in der Hoffnung, sie würde einen Hinweis auf ihren eigenen Namen fallen lassen.

»Agnesa«, sagte sie.

»Das ist ein hübscher Name. Kennst du jemanden, der Agnesa heißt?«

Evie schüttelte den Kopf. Ich legte den Hasen neben sie ins Bett, aber am nächsten Morgen fand ich ihn auf dem Fußboden. Am Morgen danach lag er mit Wollmäusen unterm Bett. Danach entdeckte ich ihn im Mülleimer. Und schließlich war er ganz verschwunden.«

Sie nimmt einen weiteren Bissen.

»Ich kenne niemanden, der so leise ist wie Evie. Ich habe in einem Klappbett im selben Zimmer geschlafen wie sie, und manchmal habe ich befürchtet, dass sie aufgehört hatte zu atmen. Dann bin ich aufgestanden und habe den Kopf an ihre Brust gehalten, um mich zu vergewissern. Manchmal hat sie alle Decken von sich gestrampelt,

und ich hatte Angst, dass sie frieren könnte; oder ich fand sie auf dem Boden neben der Tür schlafend, näher am Fluchtweg.

Wenn ich dachte, sie sei eingeschlafen, habe ich manchmal versucht, mich rauszuschleichen. Ich wollte nach Hause, mir frische Sachen anziehen, meinem Chef Bericht erstatten. Da richtete Evie sich kerzengerade im Bett auf und fing an, am ganzen Körper zu zittern, als hätte sie panische Angst, allein gelassen zu werden.«

Ich mache noch ein Bier auf.

»Ich habe es mir anders überlegt«, sagt Sacha.

Ich schiebe ihr die Flasche über den Tisch zu. Sie trinkt schnell und stößt lachend einen verlegenen Rülps aus.

»An manchen Tagen hat Evie sich komplett geweigert zu sprechen. Die Therapeuten glaubten, sie sei langsam. Zurückgeblieben, wissen Sie. Sie fingen an, mit Bilderbüchern und Puppen zu arbeiten, wenn sie mit ihr redeten, aber ich habe beobachtet, wie Evie ihre Gespräche belauschte. Ich konnte sehen, wie sie Informationen gesammelt und abgelegt hat.

Einmal habe ich ein paar Lernkarten mitgebracht – mit denen man Kindern Buchstaben, Zahlen und geometrische Formen beibringt. Ich fing an, das Alphabet durchzugehen. A für Apfel, B für Bär, Evie verdrehte seufzend die Augen, zeigte auf ein Schild an der Tür und las: »Notevakuierungsplan. Im Falle eines Feuers oder eines anderen Notfalls folgen Sie den Ausgang-Schildern, um das Gebäude zu verlassen ...« Sie las den kompletten Text fehlerlos vor. Am nächsten Tag brachte ich ihr richtige Bücher mit, darunter ein paar Rechenaufgaben und Rätsel.

Irgendwann wurde Evie aus dem Krankenhaus in ein sicheres Haus verlegt. Es war die Rede davon, sie in eine Pflegefamilie zu geben, doch die Polizei brauchte Informationen über den Mord an Terry Boland.«

»Hat sie den Mord mit angesehen?«

»Sie hat nichts dazu gesagt. Kein einziges Wort.«

Ich schiebe meinen Teller weg, wische mir den Mund mit einem Stück Küchenpapier ab und falte es. »Sie haben erwähnt, dass Sie mit Evie ein Spiel gespielt haben.«

»Feuer und Wasser«, sagt Sacha jetzt lebhafter. »Ein Mitspieler wird aus dem Zimmer geschickt, und die anderen verstecken etwas.

Wenn der Spieler zurück ins Zimmer kommt und anfängt zu suchen, rufen die anderen ›Wasser, Wasser‹, wenn er sich von dem gesuchten Gegenstand entfernt, und ›Feuer, Feuer‹, wenn er näherkommt. Wie unser Heiß-Kalt-Spiel.«

»Ich habe ein bisschen recherchiert. Feuer und Wasser ist ein beliebtes Kinderspiel, das im gesamten Balkan und in Griechenland gespielt wird.«

Ich klappe meinen Laptop auf dem Küchentisch auf und rufe ein körniges, unscharfes Video auf, das eine Gruppe von Leuten zeigt, die sich in einem vollen Raum in einer langen Reihe zwischen den Tischen hindurchschlängeln.

»Der Pinguin-Tanz!«, ruft Sacha.

»Das wurde bei einer albanischen Hochzeit gefilmt, doch der Tanz ist auch populär in Rumänien, im Kosovo, in Bulgarien, Moldawien, Mazedonien ... «

»Sie glauben, sie wurde nach Großbritannien eingeschmuggelt.«

»Sie könnte auch mit ihrer Familie hergekommen sein. Rumänien ist seit 2007 Mitglied der EU .«

Ich sammele unsere Teller ein und räume sie in die Spülmaschine – eine neue Ergänzung meiner Küche.

»Hat Evie mit Ihnen je über Terry Boland gesprochen?«

»Er hat sie nicht missbraucht.«

»Aber in den Berichten stand ... «

»Er ist gestorben, um sie zu beschützen.«

»Vor wem?«

»Genau.«

Cyrus

Ich wache früh auf. Die Straßen sind noch still, das Gras ist taufeucht. Ich ziehe meine Laufkleidung an und binde auf der Treppe zum Garten meine Joggingschuhe zu, während Poppy um mich herumtanzt. Ich leine sie an, öffne das Seitentor, laufe an der Parkside entlang und biege in den Wollaton Park. Poppy hält mit mir Schritt. Sie hat gelernt, meinen Weg nicht zu kreuzen und mich nicht in ihrer Leine zu verheddern. Bergab werden ihre Schritte länger, und ihre Zunge rollt von einer Seite zur anderen.

Sacha hat in Evies altem Zimmer gegenüber der Treppe im ersten Stock geschlafen. Ich habe ihr Bett so gemacht, wie Evie es mir beigebracht hat, mit fest eingeklemmten Laken. Evie sagt, wenn man im richtigen Winkel hineinschlüpft, fühlt es sich an, als würde man von jemandem zugedeckt. Ich erinnere mich, dass ich das traurig fand.

Es ist seltsam, jemanden im Haus zu haben – der erste Mensch seit Evie. Ich hatte gelegentlich Freundinnen oder One-Night-Stands oder Kumpel hier, die zu betrunken waren, um noch nach Hause zu fahren, doch ich habe mich daran gewöhnt, allein zu leben, einseitige Unterhaltungen oder Debatten mit mir selbst zu führen, in denen ich es trotzdem schaffe zu unterliegen.

Heute renne ich nicht wegen der frischen Luft oder zum Training. Ich reinige mich von negativen Gedanken über Elias. Es ist derselbe Grund, aus dem ich Gewichte hebe und mich tätowieren lasse; derselbe Grund, aus dem ich früher Beleidigungen in meine Haut geritzt habe. Ich möchte meinen Kopf leeren und mich von dem Gift in mir befreien.

Als ich nach einer Stunde zurück in meine Straße komme, parkt ein Rolls-Royce Silver Shadow vor dem Haus. Ich kenne den Besitzer. Den Grund seines Hierseins kenne ich nicht. Jimmy Verbic

ist normalerweise kein Frühaufsteher. Jimmy ist ehemaliger Bürgermeister von Nottingham, Ratsherr, Geschäftsmann, Unternehmer, Wohltäter und Lebemann. Er ist prominent in einer Stadt mit herzlich wenigen Prominenten und ein Freund, auf den ich immer zählen konnte.

Die Wagentüren öffnen sich, und zwei Männer steigen aus. Keiner von beiden ist Jimmy. Sie haben die Statur einer Abrissbirne, gehüllt in einen schlecht sitzenden Anzug, wie Gangster aus einem Guy-Ritchie-Film.

»Mr Verbic möchte Sie sehen«, sagt der Ältere mit dem grau melierten Bürstenhaarschnitt. Sein Name fällt mir wieder ein: Steptoe.

Poppy knurrt und zerrt an der Leine. Ich halte sie zurück.

»Ist das eine Einladung oder eine Anweisung von Ratsherrn Verbic?«, frage ich.

Mit solcher Haarspalterei kann Steptoe nichts anfangen.

Sacha steht in der offenen Haustür und beobachtet uns.

»Sie sind seit zwanzig Minuten hier«, flüstert sie, als ich an ihr vorbeigehe. »Was wollen sie?«

»Das ist schon okay. Ein Geschäftstermin.«

Sie runzelt die Stirn. »Was für Geschäfte?«

»Familienangelegenheiten.«

Zehn Minuten später sitze ich frisch geduscht und umgezogen im Fond des Rolls-Royce, der scheinbar lautlos durch die Straßen von Nottingham gleitet. Ich blicke aus dem Fenster und bemerke, wie die Leute uns anstarren, wenn wir vorbeifahren, manche voller Neid, andere mit neugierigem Interesse, als würden sie hinter den getönten Scheiben einen Filmstar oder einen Hollywood-Mogul vermuten.

Schließlich rollen wir zwischen Steinsäulen durch die Einfahrt des Country Clubs und folgen einer gewundenen, von Bäumen gesäumten Straße zwischen mit Sandbunkern und Teichen gesprenkelten Fairways. Das Clubhaus im Pseudo-Tudor-Stil steht auf einer Anhöhe mit Blick auf den Golfplatz. Ich fühle mich an das Groucho-Marx-Zitat erinnert, dass er nie Mitglied eines Clubs werden wolle, der Leute wie ihn aufnimmt.

Der Rolls bleibt stehen, Steptoe öffnet meine Tür und begleitet

mich vorbei an dem Pro-Shop zu einer Driving Range, wo Jimmy mit einer Profi-Golflehrerin in kurzem weißem Rock und himmelblauer Bluse an seinem Schwung feilt.

Sie steht hinter Jimmy, hat seine Hüften gefasst und zeigt ihm, wie er sie drehen muss. Jimmy trägt eine beigefarbene Hose und einen karierten Pullover. Sein Haar ist nach hinten gegelt, seine Haut eierschalenglatt.

Die Golf-Trainerin macht zufrieden zwei Schritte nach hinten, und Jimmy katapultiert einen Ball mühelos in den Himmel, wo er scheinbar höher steigt als eine Rakete und von den Wolken abprallt.

Jimmy bemerkt mich und lächelt mit perfekten Zähnen. Weißer als ein frisch ausgepackter Golfball.

»Du bist gekommen.«

»Hatte ich eine Wahl?«

Er tadelt Steptoe mit einem Stirnrunzeln, bevor er mich umarmt und an beiden Schultern festhält. »Wie geht es dir?«

»Gut, danke.«

»Hast du schon gefrühstückt?«

»Nein.«

»Komm, ich lade dich ein.«

Er bedankt sich mit Wangenküsschen bei der Trainerin und vereinbart einen Termin für die nächste Woche um die gleiche Zeit. Dann marschiert er auf einen Golf-Buggy zu und erwartet, dass ich ihm folge. Ich sitze neben ihm, während er uns über einen von Blumen gesäumten Weg chauffiert, vorbei an Bäumen auf einem Hügel und Gruppen von Spielern. Er fragt nach der Arbeit und der Renovierung des Hauses. Smalltalk. Zeitverschwendung. »Hast du Elias besucht?«

»Gestern.«

»Er hatte Geburtstag.«

»Ich weiß.«

Ich will ihm sagen, dass er sich um seine Angelegenheiten kümmern soll, doch ich weiß, dass Jimmy es gut meint. Seit ich meine Familie verloren habe, hat er es übernommen, mein Gewissen zu sein, wenn es um Elias geht.

Jimmy kam in den Tagen nach den Morden in mein Leben. In seiner ersten von drei Amtszeiten als Bürgermeister von Nottingham

organisierte er die Beerdigungen. Er kannte weder meine Familie noch mich, doch Jimmy übernahm die Rolle meines Beschützers und Wohltäters und wachte den Rest meiner Kindheit über mich. Ich könnte ihn meinen Schutzengel nennen, aber er war eher jemand, der die Schlaglöcher und Unebenheiten auf meinem Weg gefüllt und geglättet hat.

Jimmy ist zwar nicht mehr Bürgermeister, aber immer noch Ratsherr und Sheriff von Nottingham, eher ein zeremonielles Amt als Hüter von Recht und Ordnung. Er begrüßt Touristen, posiert für Fotos und macht Werbung für die Legende von Robin Hood.

Als wir das Clubhaus betreten, schüttelt er allenthalben Hände und fragt mit Vornamen nach Frauen und Kindern. Ich werde der Nettigkeiten allmählich überdrüssig.

»Worum geht es, Ratsherr?«

Sein Lächeln wird entspannter, und er führt mich zu einem Tisch mit Blick auf das achtzehnte Loch, wo irgendjemand in einem Sandbunker herumdrischt. Eine Kellnerin kommt, um unsere Bestellung aufzunehmen. Ich habe keinen Hunger mehr und bitte nur um Kaffee und Wasser. Jimmy wirkt enttäuscht. Er räuspert sich leise.

»Diese Woche ist ein alter Bekannter von mir gestorben. Hamish Whitmore.«

»Du kanntest ihn?«

»Er hat mir vor ein paar Jahren einen großen Dienst erwiesen. Mir wurden einige Dinge gestohlen, Gegenstände von geringem Wert, einmal abgesehen von dem nostalgischen, aber ich war ihm sehr dankbar, dass er dafür gesorgt hat, dass sie mir zurückgegeben wurden. Danach haben wir Kontakt gehalten. Es war nützlich, jemanden in Polizeiangelegenheiten um Rat fragen zu können.«

»Du hast den Chief Constable auf Kurzwahl gespeichert.«

»Hamish war ein Freund, kein Kontakt. Und meiner Erfahrung nach wissen die Leute an der Spitze einer bürokratischen Organisation nur selten, was vor Ort los ist.« Jimmys Zunge taucht auf und befeuchtet seine Oberlippe.

»Wann hast du Hamish Whitmore zum letzten Mal gesehen?«, frage ich.

»Ich war bei dem Essen anlässlich seiner Pensionierung im

vergangenen Oktober. Arbeitest du an dem Fall?«

Er streut die Frage so nonchalant ein, als würden wir über das Wetter plaudern.

»Lenny Parvel hat mich gebeten, den Tatort anzusehen.«

»Bist du sicher, dass es Mord war?«

»Ja.«

»Irgendeine Ahnung warum?«

»Noch nicht.«

»Aber du hast eine Theorie.«

Ich zögere und frage mich, wie viel ich Jimmy erzählen soll und warum es ihn überhaupt interessiert.

»Hamish hat einen seiner alten Fälle hervorgekramt. Er glaubte wohl, dass er etwas übersehen haben könnte.«

»Einen bestimmten Fall?«

»Eugene Green.«

»Der Pädophile! Ich dachte, er wäre tot.«

»Hamish glaubte, dass Green vielleicht einen Komplizen hatte, weil das bestimmte Diskrepanzen im zeitlichen Ablauf erklären würde.«

»Gab es weitere Opfer?«

»Kinder werden vermisst.«

Jimmys Nicken ist kaum wahrnehmbar, doch ich spüre, dass ich ihm nichts erzähle, was er nicht schon vorher wusste.

Wir verfallen in ein Schweigen, das zu lange andauert.

»Ich würde gern helfen«, sagt er schließlich. »Ich kenne Mrs Whitmore nicht, aber ich möchte mich vergewissern, dass jemand sich um sie kümmert. Vielleicht könntest du uns bekannt machen ... «

»Hast du sie nicht bei dem Pensionierungssessen kennen gelernt?«

»Dort waren zweihundert Leute. Hamish war ein beliebter Mann.«

Ich sage Jimmy, dass ich seine Bitte weiterleiten werde, und stehe auf, als die Kellnerin gerade mit meinem Kaffee und meinem Wasser kommt.

»Hatte Eugene Green einen Komplizen?«, fragt Jimmy.

»Ich weiß es nicht.«

»Ich habe das Gefühl, du hast ein persönliches Interesse an dem

Fall.«

»Und was sollte das für eins sein?«

»Angel Face.«

Wie konnte Jimmy das wissen?

Wir sehen uns einen Moment zu lang in die Augen. Er lacht und legt eine Hand auf meinen Arm. »Entspann dich, Cyrus. Ich bin seit zwölf Jahren Ratsherr dieser Stadt. Es ist mein Geschäft, Dinge zu wissen, die andere Menschen nicht wissen – nicht meine Gegner, nicht meine politischen Freunde, nicht einmal meine Freunde.«

»Ihre Identität ist geheim«, sage ich.

»Und das sollte sie auch sein«, erwidert er. »Ich weiß, dass Angel Face in ein Kinderheim in Nottingham verlegt wurde. Ich kenne ihre Identität nicht, aber angesichts ihres Alters vermute ich, dass sie nach wie vor in staatlicher Obhut ist.«

»Und weshalb die Verbindung zu mir?«

Er zuckt die Achseln. »Eine Ahnung. Geraten. Du warst selbst ein beschädigtes Kind. Deshalb bist du Psychologe geworden. Wenn irgendjemand auf Angel Face stoßen würde, dann du, habe ich mir gedacht.«

Seine Miene ist offen und doch unergründlich. Ich wünschte, Evie wäre hier, um mir zu sagen, was ich übersehe. Andererseits hatte ich nie einen Grund, an Jimmys Aufrichtigkeit oder an seinen Motiven zu zweifeln.

»Ich muss los«, sage ich.

»Aber das Frühstück.«

»Nächstes Mal.«

Er streckt die Arme aus und erwartet, dass ich zu ihm komme wie ein Sohn zu seinem Vater.

»Und du sprichst mit Eileen Whitmore?«

»Ja.«

Evie

Früher habe ich Leuten erzählt, ich wäre in einem Schuhkarton im Postraum eines Bahnhofs zurückgelassen worden. Bei anderen Gelegenheiten war es ein Altkleidercontainer oder ein Schließfach in Heathrow. Ich habe den Leuten erzählt, meine Familie wären Zigeuner, Zirkusakrobaten, Perlentaucher, Großwildjäger oder Trickbetrüger. Keine Geschichte ist zu weit hergeholt, zu ungeheuerlich.

Cyrus sagt, ich lüge, weil ich möchte, dass die Menschen mich mögen. Er sagt, ich versuche jemand Interessanten zu verkörpern, doch es ist mir egal, ob man mich mag oder mir glaubt. Die Dinge hören sich besser an, wenn ich lüge. Authentischer.

Ich höre Schritte im Flur und korrigiere meine Haltung, fasse mir ans Haar. Cyrus taucht auf.

»Was ist mit deiner Lippe passiert?«, fragt er. Sie ist abgeschwollen, aber der Bluterguss ist noch sichtbar.

»Ich bin zu vielen Leuten in den Arsch gekrochen«, sage ich.

Er lächelt nicht mal. *So viel zu meinem genialen Spruch.*

Jemand ist bei ihm, eine Frau, die sich im Hintergrund hält, als würde sie auf eine Erlaubnis warten, mein Zimmer zu betreten. Zuerst erkenne ich sie nicht, doch dann stürzt alles auf mich ein, und ich bekomme einen Kloß im Hals, der jedes Mal größer wird, wenn ich versuche zu schlucken.

Sie lächelt mich an.

»Hallo, Evie.«

Ich weiß nicht, was ich sagen oder tun soll. Genauso wenig wie sie. Sie streckt ihre Hand aus, doch ich will nicht angefasst oder umarmt werden.

»Was machst du hier?«, frage ich mit kratzender Stimme.

»Ich wollte dich besuchen.«

»Du darfst meinen neuen Namen nicht kennen.«

»Es ist okay«, sagt Cyrus. »Du kannst ihr vertrauen.«

Woher willst du das wissen ?, möchte ich sagen. Ich habe ihr einmal vertraut, und sie hat mich im Stich gelassen. Wie alle.

Sacha sieht mich an, als wäre ich ein Krüppel im Rollstuhl.

»Du bist jetzt eine junge Frau«, stellt sie das Offensichtliche fest.

»Ungefähr so alt, wie ich war, als ich dich gefunden habe.«

Ich möchte kotzen.

Ihr Haar ist länger, und sie ist älter, doch sie ist immer noch hübsch, und ihr Grübchen verschwindet auch nicht ganz, wenn sie aufhört zu lächeln. Als wir uns zum ersten Mal begegnet sind, wollte ich ihr die Augen ausstechen. Danach wollte ich mich selbst erstechen. Sie hat mich überredet, das Messer fallen zu lassen. Sie hat mir Schokolade gegeben, mich hochgehoben und aus dem Haus zum Krankenwagen getragen. Es war mein erster menschlicher Kontakt seit Monaten.

Jetzt ist sie wieder hier und tut so, als hätte sich nichts verändert, plaudert über den Pinguin-Tanz und die Spiele, die wir gespielt haben, als hätten wir einen Mordsspaß gehabt. Nur Tee und Gebäck und Ginger Ale bis zum Abwinken. Bullshit! Sie hat mich verlassen. Sie ist weggegangen.

»Man hat deine Familie nicht gefunden«, sagt Sacha. »Wie schade.«

Was soll ich dazu sagen?

Sie versucht es erneut. »Cyrus hat mir erzählt, dass du bald achtzehn wirst.«

Die Stille ist quälend.

Schließlich wende ich mich an Cyrus. »Warum ist sie hier?«

»Sie wollte dich wiedersehen.«

»Bullshit!«

Mein Zorn macht alle verlegen.

»Vielleicht sollten wir eine Tasse Tee holen«, sagt sie.

»Ich will keinen Tee.«

»Lass uns in den Speisesaal gehen. Dort können wir uns setzen, und du kannst Sacha erzählen, was in den letzten Jahren passiert ist.«

»Nachdem sie mich verlassen hat, meinst du.«

»Ich habe dich nicht verlassen«, entgegnet Sacha verletzt. »Man hat mich angewiesen, mich von dir fernzuhalten. Man hat gesagt, ich würde alles nur noch schlimmer machen. Man hat gesagt, du würdest eine zu starke Bindung zu mir aufbauen ... und das würde es schwerer für dich machen, nach vorn zu schauen.«

»Nun, hier bin ich«, sage ich und breite die Arme aus. »Das hat ja bestens geklappt.«

Der Sarkasmus trifft sie unvorbereitet, und ich spüre, wie das Zimmer schrumpft, während meine Wut jede Ecke und jeden freien Raum füllt. Ich kann nicht erklären, woher sie kommt, doch das Wiedersehen mit Sacha ruft alte Erinnerungen wach, den Anblick, Klang und Geruch von Tod und Verwesung. Die ungewollten Berührungen. Die gesichtslosen Männer. Warum ist sie hier? Cyrus hat mir versprochen, dass er nicht nach ihnen suchen würde. Sie werden ihn umbringen – genauso wie sie Terry umgebracht haben.

»Ich will, dass ihr geht«, sage ich mit zitternder Stimme und geballten Fäusten.

»Oh, komm schon, Evie, sei nicht so«, sagt Cyrus. »Das ist nicht fair.«

Fair!, will ich schreien. Fair bedeutet gleich. Gleich bedeutet kein Unterschied. Gerecht geteilt. Halbe, halbe. Wann hat das je für mich gegolten?

Ich konzentriere mich auf Sacha. »Du hast deine Zahnbürste liegen lassen. Deshalb dachte ich, du würdest zurückkommen. In jener Nacht bin ich schreiend aufgewacht, aber du warst nicht da.«

»Man hat mir gesagt, ich solle mich nicht verabschieden«, erwidert sie sichtlich erschüttert. »Sie wollten nicht, dass du dich aufregst, aber ich habe nie aufgehört, mich zu fragen, wie es dir geht und was geschehen war.«

»Du konntest gar nicht schnell genug von mir wegkommen.«

»Das ist nicht wahr.«

»Das kannst du jetzt gerne noch mal tun. Da ist die Tür. Pass auf, dass sie dir beim Rausgehen nicht in den Arsch knallt.«

»Ich hatte keine Wahl.«

»Du lügst.«

Sie wirft mir einen erbärmlichen Blick zu. »Es tut mir leid, Evie. Wenn ich die Zeit zurückdrehen könnte ... «

»Was? Dann würdest du mich adoptieren und dich um mich kümmern.«

Cyrus versucht dazwischenzugehen. »Wie wär's mit einem Tee?«

»Nein! Ich will, dass ihr beide geht.«

»Sacha hat einen weiten Weg hinter sich.«

»Ja, und sie hat sieben Jahre gebraucht, um es bis hierher zu schaffen.«

Sacha steht auf. »Ich gehe.«

Cyrus will widersprechen. Beinahe hätte er noch einmal das Wort »fair« benutzt, doch er hält sich zurück.

»Ich weiß, was du machst«, sage ich. »Du versuchst herauszufinden, wer ich bin. Du hast mir versprochen, dass du nicht suchen würdest, doch du konntest nicht anders. Du denkst, wenn du nur genügend Teile von mir findest, kannst du mich wieder zusammensetzen. Aber ich bin nicht zerbrochen, Cyrus.«

Er macht einen Schritt auf das Bett zu und fasst den Aufschlag meiner Jeans, wo er meinen Knöchel streift.

»Es geht nicht nur um dich, Evie. Es gab noch andere.«

Ich will, dass er die Klappe hält.

»Erzähl mir von Patrick Comber.«

Bitte sei still.

»Du warst nicht die Erste. Und du warst nicht die Letzte.«

Wie kannst du es wagen, mir damit zu kommen. Du hast kein Recht.

Cyrus

Seit wir Langford Hall verlassen haben, hat Sacha kein Wort gesagt. Sie geht mit hochgeschlagenem Kragen und gesenktem Kopf neben mir her und wischt sich mit dem Handballen die Augen.

»Evie hat das nicht so gemeint«, sage ich.

Schweigen.

»Ich hätte sie vorwarnen sollen, dass du kommst.«

Wir sind am Wagen angekommen. Sacha öffnet die Tür, bevor ich es für sie tun kann. Sie zieht sie hinter sich zu und starrt durch die Windschutzscheibe. Ich setze mich ans Steuer, stecke den Schlüssel ins Zündschloss und weiß nicht genau, was ich als Nächstes machen soll.

Sacha atmet tief ein und flüstert. »Ich *habe* gelogen.«

»Was?«

»Ich habe ihr erzählt, dass ich keine andere Wahl hatte, als sie zu verlassen, aber das stimmt nicht. Der Psychiater, der Angel Face behandelt hat, wollte, dass ich dabeibleibe, doch ich habe mich entschieden zu gehen, weil ich Angst hatte, ihr zu nahe zu kommen. Alles, was Evie über mich gesagt hat, ist wahr.« Sacha wendet sich mir zu. »Woher wusste sie, dass ich gelogen habe?«

»Ah«, sage ich und überlege, wie ich darauf am besten antworte.

»Evie ist nicht wie andere Menschen.«

»Was soll das heißen?«

»Sie kann erkennen, ob jemand lügt.«

Sacha sieht mich skeptisch an.

»Ich weiß nicht, wie sie es macht. Es könnte visuell oder akustisch sein. Vielleicht liest sie die Körpersprache oder hört etwas in der Stimme. Ich weiß nur, dass sie eine Lüge riechen oder in den Knochen spüren kann.«

»Ist das überhaupt möglich?«

»Ich habe meine Doktorarbeit über sogenannte Truth-Wizards geschrieben. Sie sind selten, aber es gibt sie. Etwa ein Mensch von fünfhundert hat eine achtzigprozentige Erfolgsquote beim Erkennen von Unwahrheiten. Evie ist ein statistischer Ausreißer. Absolut singulär. Sie irrt sich fast nie – jedenfalls nicht, wenn sie die Person vor sich hat.«

»Aber wenn du recht hast ... wenn sie ... «

»Niemand darf davon erfahren. Wenn die Menschen entdecken, wozu Evie fähig ist, wird man sie niemals freilassen.«

»Das ist es nicht«, sagt Sacha und runzelt die Stirn. »Wenn du recht hast ... «

»Ich habe recht.«

Sacha verfällt in Schweigen und stellt sich vielleicht vor, wie es ist, Evie zu sein, immer zu wissen, wann jemand lügt. Vielleicht zählt sie im Kopf auch die Lügen, die sie anderen erzählt hat, mir, ihren Eltern, ihren Freunden ...

Mein Pager vibriert. Ich nehme ihn von meinem Gürtel und lese die Nachricht. Badger hat die Adresse von Terry Bolands Ex-Frau gefunden. Sie lebt immer noch in Ipswich, etwa drei Stunden Fahrt entfernt.

Sachas Reisetasche steht auf der Rückbank.

»Ich kann dich am Bahnhof absetzen«, sage ich. »Oder du könntest ... «

Der Halbsatz hängt in der Luft.

»Oder ich könnte was?«, fragt sie.

»Mit mir kommen. Bolands Ex-Frau ist vielleicht in Besitz einiger fehlender Puzzleteile, und du weißt mehr über den Fall als ich.«

»Das ist nicht wahr.«

»Nur noch diese eine Tour. Danach fahre ich dich zurück nach Cornwall.«

Sacha sieht mich aus dem Augenwinkel an. »Musst du nicht arbeiten? Patienten besuchen oder empfangen?«

»Es ist Wochenende.«

Nach einer Ewigkeit schnallt sie sich an. »Weißt du, woher der Begriff vergebliche Liebesmüh kommt? Von einem Shakespeare-Stück, eigentlich heißt es ›Verlorene Liebesmüh‹. So bezeichnet man eine aussichtslose Mission, die Suche nach etwas

Unerreichbarem oder Nicht-Existentem. Ein hoffnungsloses Unterfangen.«

»Ich war schon immer ein hoffnungsloser Fall.«

Die Fahrt nach Ipswich führt uns durch die Midlands, durch Peterborough und Cambridge. Sacha fährt gern mit offenem Fenster, und das Haar flattert ihr ums Gesicht. Wir füllen die Zeit mit einem Gespräch über Terry Boland, das heißt, wir brüllen wegen des Rauschens einander zu, was wir wissen und nicht wissen. Seine stark verwesene Leiche wurde entdeckt, sechs Wochen bevor Sacha Evie gefunden hat. Seine Mörder hatten das Haus gesäubert, die Fußböden abgespritzt, die Arbeitsflächen mit Bleichmittel abgeschrubbt und jede Spur ihrer Anwesenheit getilgt.

Mit digitaler Gesichtsrekonstruktion erstellte die Polizei ein Bild von Boland, dessen Veröffentlichung einen Anruf seiner Ex-Frau auslöste. Nachdem man den Namen hatte, setzte man eine Geschichte zusammen. Boland war in Watford geboren und im Alter von acht Jahren verwaist, als seine Eltern bei einem Frontalzusammenstoß ums Leben kamen. Er war in verschiedenen Pflegefamilien und -einrichtungen untergebracht und wurde mit sechzehn zum ersten Mal wegen Fahrzeugdiebstahls verhaftet. Später arbeitete er auf Ölbohrplattformen in der Nordsee, als Kurierfahrer, Barkeeper und Rausschmeißer und wohnte in Ipswich und Glasgow.

Mit sechszwanzig heiratete er Angela Harris, die Tochter eines Wirtes. Sie hatten zwei Söhne, bevor sie sich acht Jahre später wieder scheiden ließen. Gründe dafür waren weder notwendig noch angegeben. Seine zweite Frau, eine Kosmetikerin aus Glasgow, brannte mit einem Bodybuilder aus dem hiesigen Fitnessstudio durch. Sie räumte das gemeinsame Konto leer und nahm seinen Wagen. Boland spürte sie auf und holte sich sein Auto zurück; nicht ohne ihren neuen Mann mit einem Montiereisen zu verprügeln. Er wurde der vorsätzlichen Körperverletzung angeklagt, bekannte sich schuldig und saß acht Monate einer zweijährigen Haftstrafe ab.

Niemand weiß, wie er Evie Cormac begegnete, doch im Februar 2013 mietete er ein Haus im Norden Londons und zahlte die Miete für ein halbes Jahr im Voraus bar. Er benutzte Einweg-Handys und

fuhr einen zehn Jahre alten Vauxhall Astra, den er über eine Anzeige in einer Lokalzeitung gebraucht gekauft hatte.

Anfangs spekulierte die Polizei, Boland sei im Rahmen einer Fehde zwischen rivalisierenden Gangs gefoltert und ermordet worden. Als dann Angel Face aus ihrem Versteck kam, schlussfolgerten sie, er sei wegen seiner Vorliebe für Kinder Opfer von Selbstjustiz geworden. Indizien, die eine der beiden Behauptungen untermauert hätten, fanden sich nicht, doch es gab Gerüchte, dass man auf einer Festplatte in dem Haus Kinderpornografie gefunden hatte.

Die Adresse, die ich von Badger bekommen habe, gehört zu einem Reihenendhaus in einer Straße unweit des Alexandra Parks in Ipswich. Die Parkplätze vor dem Haus sind von Baucontainern belegt, das Nachbarhaus ist eingerüstet.

Ich drücke auf eine altmodische Klingel, die drinnen widerhallt. Wir warten.

»Vielleicht ist niemand zu Hause«, sagt Sacha.

Dann hört man ein näherkommendes Klappern.

Die Tür geht auf, und uns gegenüber steht eine alte Frau, beide Arme auf einen Rollator gestützt.

»Was wollen Sie?«, schreit sie.

»Ist Mrs Boland zu Hause?«, frage ich.

»Wer?«

Ich bemerke ihre Hörgeräte und hebe die Stimme. »Mrs Boland.«

»Sie heißt Angie und hat sich schon vor Jahren von dem Arschloch scheiden lassen.«

Die alte Frau starrt uns an, als wollte sie uns herausfordern. Im Hintergrund plärrt ein Fernseher. Eine Show.

»Sind Sie Ihre Mutter?«, fragt Sacha und lächelt höflich.

»Ich bin ihre Großmutter.« Sie blickt an uns vorbei auf die Straße.

»Sind Sie einer von denen?«

»Von wem?«, frage ich.

»Von den Leuten, die sie überall verfolgen.«

»Wir sind Angie noch nie begegnet.«

»Ja, also, sie ist nicht hier. Und sie wird auch nicht mit Ihnen reden.«

Im Flur hinter ihr steht ein kleiner Telefontisch mit einer Pinnwand aus Kork an der Wand. Daran hängt ein Kalender mit angekreuzten Daten sowie eine Postkarte von einem Pub namens Lord Nelson.

»Arbeitet Angie immer noch hinter dem Tresen?«, frage ich.

»Das geht Sie nichts an«, sagt die alte Frau. »Und jetzt lassen Sie mich in Ruhe. Ich verpasse meine Gameshow.«

Die Tür wird so heftig zugeknallt, dass die Fensterscheiben in der Nähe zittern.

Sacha zieht eine Augenbraue hoch. »Eine reizende alte Dame.«

»Eine Großmutter wie aus dem Märchenbuch.«

»Der böse Wolf kann einem leidtun.«

Wir gehen zurück zum Wagen, wo ich einen Stadtplan hervorziehe.

»Was suchst du?«

»Einen Pub.«

»Warum?«

»Angie ist die Tochter eines Wirts. Vielleicht gehört ihnen der Pub ja immer noch.«

Das Lord Nelson ist ein Fachwerkhaus einen Block vom Flussufer entfernt. Über einem Schieferdach, das in der Mitte durchzuhängen scheint, kann man den Turm der St. Clement's Church sehen.

Die Bar ist voller Charakter, aber nicht voller Menschen. Für den abendlichen Ansturm ist es noch zu früh, nur ein paar Mittagstrinker lungern herum. Im angrenzenden Restaurant deckt eine Frau die Tische ein. Sie ist im richtigen Alter, mit einer dichten Mähne gefärbten braunen Haars und einer sachlichen Art, sich zu bewegen, die gleichzeitig weich und hart wirkt.

»Angie?«, frage ich.

Sie dreht sich lächelnd um. »Nur noch einen Moment.« Ein weiterer Satz Messer und Gabeln wird aufgereiht. »Was kann ich Ihnen bringen?«

»Wir müssen über Terry reden.«

Das Lächeln verschwindet. Sie lässt den Kopf sinken. »Ich habe zu tun.«

»Es dauert nicht lange.«

»Ich habe mit niemandem gesprochen«, sagt sie offensichtlich erregt. »Ich habe getan, was Sie gesagt haben. Ich habe den Mund

gehalten.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Was?« Sie erkennt ihren Fehler. »Sie müssen gehen. Ich werde nicht reden.«

»Ich nehme ein Pint Bitter«, sage ich und setze mich auf einen Hocker. Sacha folgt meinem Beispiel. »Einen Weißwein bitte, trocken. Was empfehlen Sie mir?« Wir sitzen nebeneinander an der Bar.

»Ich bin Cyrus Haven«, sage ich. »Und das ist Sacha Honeywell.«

»Es ist mir egal, wer Sie sind – ich rede nicht mit Ihnen.« Aggressiv zapft sie mein Bier und zieht dabei am Holzgriff des Zapfhahns, als wäre es der Hebel einer Falltür, mit der sie uns durch den Boden stürzen lassen kann.

Sie macht einen Kühlschrank auf, nimmt eine Flasche Wein heraus und kleckert beim Eingießen. Sie flucht. Als sie das Glas vor Sacha abstellt, stutzt sie.

»Sie sind die Frau, die sie gefunden hat«, sagt sie. »Das kleine Mädchen.«

Sacha nickt.

Die Erkenntnis bewirkt eine Veränderung in Angie.

»Wissen Sie, wo sie ist? Hat man ihre Familie gefunden?«

»Ja und nein«, sagt Sacha.

Angie runzelt die Stirn. »Sie haben wenigstens eine Ahnung. Ich werde ständig gefragt, was mit dem Mädchen geschehen ist, und habe keinen Schimmer.«

»Wer fragt Sie das?«

Angie seufzt, als wäre das eine dumme Frage. »Ich kenne ihre Namen nicht. Sie kommen hier rein, setzen sich an die Bar und beobachten mich. Sie folgen mir nach Hause. Sie parken vor unserem Haus.«

»Wie oft?«, frage ich.

»Am Anfang täglich, dann jede Woche. Jetzt seltener. Wenn ich sie nicht sehe, denke ich, sie sind trotzdem da, verstecken sich in Hauseingängen oder beobachten mich aus Autos. Manchmal ist es nur ein Typ. Manchmal sind es zwei.«

»Hatte einer von ihnen eine mondsichelförmige Narbe auf der Stirn?«, frage ich und zeige auf einen Punkt über meinem rechten

Auge.

Als ich die Frage stelle, höre ich, wie Sacha vernehmlich nach Luft schnappt. Angie scheint es nicht zu bemerken.

»Ja. Immer todschick. Teurer Anzug und Krawatte. Und er hat so kalte blaue Augen, wissen Sie, als ob man ins Zentrum eines Eisbergs blicken würde.«

»Wann haben Sie ihn zum letzten Mal gesehen?«

»Vor ungefähr einem Monat.« Sie wischt beim Reden den Tresen ab. »Ich habe ihm das Gleiche gesagt wie der Polizei – Terry und ich haben uns vor Jahren getrennt, als unsere Jungs noch kurze Hosen getragen haben. Ja, wir haben Kontakt gehalten, aber ich wusste nichts über seine Arbeit oder über Angel Face. In einem bin ich mir allerdings sicher – Terry war kein Kinderfummeler. Er war ein beschissener Ehemann, aber er hat nie eine Hand gegen einen unserer Jungen erhoben. Er hat ihnen nicht mal eine geschmiert, wenn sie Mist gebaut hatten. Und das war seltsam, weil Terry sich sonst durchaus bereitwillig mit irgendwelchen Betrunkenen anlegte und ihnen eine verpasste, bloß weil sie Arschlöcher waren. Aber er hätte nie ein Kind angerührt. Deswegen habe ich auch nichts von dem geglaubt, was nach seinem Tod über ihn geschrieben wurde. Die Leute sagten, dass man Kinderpornos in dem Haus gefunden hätte und dass Terry das Mädchen entführt und als Sexsklavin gehalten hätte. Aber so ist er nicht. Er hätte nie ...« Sie lässt den Satz unvollendet.

»Warum haben Sie sich scheiden lassen?«, fragt Sacha.

Angie schüttelt ihre Mähne. »Die uralte Geschichte. Terry konnte seinen Schwanz nicht in der Hose behalten, er hat mit meiner besten Freundin geschlafen. Meiner *ehemaligen* besten Freundin. Ich hab ihn rausgeschmissen. Ich hab seinen Kram vor den Augen aller Nachbarn aus dem Fenster im ersten Stock geworfen. Einige haben gehöhlt und Beifall geklatscht.«

»Wann haben Sie zuletzt von ihm gehört?«, frage ich.

»Etwa vier Monate, bevor ich sein Bild in der Zeitung gesehen habe.« Sie zapft mir ungefragt ein weiteres Bier. »Er hat mich von irgendeiner Raststätte angerufen. Ich konnte im Hintergrund Lkw vorbeifahren hören. Später habe ich mich gefragt, ob dieses Mädchen vielleicht bei ihm war, Angel Face. Hat sie gewartet,

während er den Anruf gemacht hat?«

»Worüber hat er gesprochen?«

»Das war das Seltsame. Er hat nach den Jungen gefragt und wollte mit ihnen sprechen, doch sie waren beide in der Schule. Ich hab gespürt, dass irgendwas nicht stimmte, und ihn gefragt, ob alles okay sei. Er hat gelacht und gesagt: ›Du kennst mich doch. Ich mogele mich schon immer irgendwie durch.«

Die Tür des Pubs geht auf. Angie reißt ängstlich den Kopf herum. Ein Paar betritt das Lokal, Einheimische. Sie entspannt sich, bringt ihnen etwas zu trinken und macht Smalltalk über das Wetter und ein Gemeindefest an dem Tag.

Widerwillig wendet sie sich wieder uns zu.

»Wenn Terry Ärger hatte – oder Geld brauchte –, wohin hat er sich dann gewendet?«, frage ich.

»Wahrscheinlich hätte er ein Auto geklaut oder irgendwas ähnlich Dummes gemacht.«

»Hatte er Verwandte?«

»Seine Eltern sind gestorben, als er acht war. Verkehrsunfall. Terry und seine Schwester kamen in Pflege. Sie war jünger. Eine Familie in Felixstowe wollte ein kleines Mädchen adoptieren, aber Terry wollten sie nicht.«

»Wo ist seine Schwester jetzt?«

»Sie ist zu Terrys Beerdigung gekommen. Ich war völlig baff.«

»Wieso?«

»Sie war so ganz anders. Terry hat immer von der Hand in den Mund gelebt, aber Louise kreuzte in schickem Managerinnen-Kostüm und High Heels auf. Sie ist so eine Topanwältin geworden. Arbeitet in Cambridge.«

»Haben Sie ihre Telefonnummer?«

Angie greift hinter dem Tresen nach ihrer Börse und geht die Fächer durch, bis sie eine Visitenkarte findet. Mit Prägedruck, teuer.

»Die hat sie mir gegeben. Ich weiß nicht, warum. Eine Anwältin wie sie könnte ich mir eh nie leisten.«

Sacha hat die meiste Zeit geschwiegen, doch jetzt fragt sie nach dem Mann mit der Narbe.

»Wann ist er zum ersten Mal aufgetaucht?«

»Kurz nachdem Terry mich angerufen hatte. Ich hab sein teures

Auto vor dem Pub stehen sehen. Er hat da drüben gegessen.« Sie zeigt zu dem Ecktisch. »Vier Stunden bei einem Drink. Hat alles beobachtet. Schließlich hat er mich angesprochen. Er sagte, ein Freund habe ihm vom Lord Nelson erzählt. Er erwähnte Terrys Namen, fragte, ob ich ihn gesehen hätte, was ich verneinte. Dann fing er an, mir irgendeine Lügengeschichte darüber zu erzählen, dass er Terry noch Geld schulden würde und nicht wüsste, wie er ihn finden könne. Ich hab ihm kein Wort geglaubt.«

»Er ist wiedergekommen«, sagt Sacha.

»Ständig.«

»Und nach Terrys Tod?«

»Auch. Da fing er an, mich nach Angel Face zu fragen. Und wenn der es nicht war, war es ein anderer.«

»Haben Sie das der Polizei erzählt?«

»Die hat sich nicht dafür interessiert. Die Leute haben ja nichts Gesetzwidriges getan.«

Die Bar hat sich langsam gefüllt. Angie muss Gäste bedienen. Sie kommt mit einer letzten Bemerkung zu uns zurück.

»Ich weiß, dass ich Terry rausgeschmissen und mich von ihm habe scheiden lassen, aber ich hätte nie gedacht, dass ich ihn verliere. Er war wie eine dieser Gummienten für die Badewanne. Unsinkbar. Man konnte ihn eine Weile runterdrücken, doch er tauchte immer wieder auf ... bis zu dem Tag, als er nicht mehr aufgetaucht ist.«

Wir sitzen wieder in meinem Auto und essen Fish and Chips aus Wachspapiertüten und blicken auf die Neptune Marina, wo Yachten und Barkassen an Pontons vor Anker liegen und Navigationslichter auf dem offenen Wasser blinken.

Um uns herum sind Menschen auf dem Kopfsteinpflaster unterwegs zu einem frühen Abendessen in den Restaurants und Bars. Vier Jugendliche kommen lachend und drängelnd an unserem Wagen vorbei. Sie bleiben stehen und posieren für ein Selfie, stecken die Köpfe zusammen, während ein Mädchen ein Handy auf Armlänge entfernt hält. Die Jungen grinsen. Das Mädchen macht Schmolllippen. Sie betrachtet das Bild, ist unzufrieden und möchte noch ein Foto machen, doch die Jungen sind schon weitergegangen.

»Du hast mir nicht von dem Mann mit der Narbe auf der Stirn erzählt«, sagt Sacha. Ihr Haar ist ihr ins Gesicht gefallen und verdeckt ihre Augen.

»Du hast ihn getroffen«, sage ich.

Sie nickt, und ich unterdrücke den Drang, sie danach zu fragen, weil ich weiß, wie sehr sie es hasst, wenn ich in ihrer Vergangenheit herumstochere.

Als ich angefangen habe, nach Sacha zu suchen, habe ich ihre Eltern unter einer Adresse im Norden Londons aufgespürt. Zunächst wollten sie nicht mit mir reden und warfen mir vor, Sacha zu verfolgen und zur Flucht gezwungen zu haben. Widerwillig kooperierten sie dann doch mit mir und berichteten, wie Sacha von Reportern, True-Crime-Freaks und Internet-Trollen gestalkt worden war, die Informationen über Angel Face suchten.

Deswegen ist sie aus London geflohen und hat ihren Traum, Polizistin zu werden, aufgegeben. Ich dachte, eine posttraumatische Belastungsstörung könnte ebenfalls eine Rolle gespielt haben. Ich habe viele Polizeibeamte behandelt, die unter innerem emotionalem Aufruhr leiden, nachdem sie schreckliche Dinge mit angesehen haben. Oft ist ein kleines, beinahe zufälliges Detail der Auslöser – das Alter des Opfers, die Kleidung, die es trug, oder die Erinnerung an ein Gespräch.

»Was ist passiert, nachdem du Evie gefunden hattest?«, frage ich.

»Das habe ich dir doch erzählt.«

»Nicht die ganze Geschichte.«

Sie zieht ihre Füße auf den Sitz, schlingt ihre Arme um die Knie und starrt aus der Windschutzscheibe.

»Eine Zeitlang war ich berühmt«, flüstert sie. »Reporter wollten mich interviewen. Ich bekam Einladungen zu Fernsehtalkshows. Ein Agent sprach mich an und schlug vor, dass ich ein Buch über Evie schreiben sollte. Er redete von Filmrechten. Deswegen gab es auf der Polizeistation auch Probleme. Die Leute warfen mir hinter meinem Rücken übertriebene Selbstdarstellung vor. Dass ich sie in Verlegenheit gebracht hatte, war natürlich auch nicht hilfreich.«

»Wie das?«

»Die Öffentlichkeit hat sich gefragt, warum es einer Special Constable bedurfte, um Angel Face zu finden. Ohne jede Absicht

hatte ich das Ermittlungsteam inkompetent aussehen lassen.«

Sie atmet tief ein und hält die Luft an. Ich lasse ihr Zeit, sich die Antwort genau zu überlegen.

»Als Angel Face, ich meine Evie, das Krankenhaus verlassen hat, wurde sie in ein sicheres Haus gebracht. Irgendwo außerhalb von London. Ich bin gegangen, aber das bedeutete nicht das Ende der Anrufe und Besuche. Die Leute klopfen zu jeder Tages- und Nachtzeit an die Haustür meiner Eltern. Sie haben unsere Telefonnummer herausbekommen und dauernd angerufen. Wenn meine Mum oder mein Dad drangingen, hat der Anrufer meistens wieder aufgelegt. Wenn ich abnahm, blieb er in der Leitung, atmete schwer, zählte von zehn rückwärts oder sagte: ›Tick-tack, tick-tack.« Ich ließ unsere Nummer ändern und löschte mein Facebook-Konto. Ich fing an, mich über den Gartenzaun aus dem Haus zu schleichen, damit sie mir nicht folgten.«

»Der Mann mit der Narbe?«

»Mum nannte ihn Blue Eyes. Er war wie einer dieser White Walker aus ›Game of Thrones‹. Blondes Haar. Blasse Haut. Blaue Augen.«

»Hast du je mit ihm gesprochen?«

»Einmal bin ich mitten in einem Supermarkt stehen geblieben und habe ihn aus vollem Hals angeschrien, er solle mich in Ruhe lassen. Ein Mann vom Sicherheitspersonal kam. Ich erklärte ihm, dass ich verfolgt würde, und er befahl Blue Eyes, den Laden zu verlassen. Beim Gehen drehte er sich noch einmal um und sagte lächelnd: ›Tick-tack, tick-tack.««

»Du hast es der Polizei erzählt.«

»Selbstverständlich. Ich habe sein Autokennzeichen notiert und eine Fahrzeughalter-Abfrage gestartet. Es waren Leasing- oder Mietfahrzeuge von Firmen, die man nicht zu einem Namen oder einer Adresse zurückverfolgen konnte, mit Ausnahme einer Briefkastenfirma auf der Isle of Man.«

»Aber mit den Ressourcen der Polizei müsste man doch ... «

»Mein Sergeant warf mir vor, unter Verfolgungswahn zu leiden. Meine Kollegen dachten, es sei wieder nur mein Geltungsdrang.« Das letzte Wort setzt sie mit den Fingern in Anführungszeichen. »Deshalb bin ich weggelaufen. Ich dachte, wenn ich für ein paar Wochen verschwinde, bis Gras über die Sache gewachsen ist,

würde man mich in Ruhe lassen, aber es wurde nur noch schlimmer. Das Auto meines Vaters wurde mutwillig beschädigt, bei uns zu Hause wurde eingebrochen, Computer und Handys wurden gestohlen, Briefe geöffnet. Meine Eltern wurden verfolgt.«

Sie verstummt wieder und beißt sich auf die Unterlippe. »Ich hatte recht, mich zu fürchten, oder?«

»Ja.«

»Wer ist sie? Evie, meine ich. Warum wollen sie sie so unbedingt finden?«

»Ich weiß es nicht.«

Inzwischen ist die Windschutzscheibe beschlagen, Wasser und Jachten sind nicht mehr zu erkennen.

»Du wirst seine Schwester suchen, stimmt's?«, fragt sie.

»Ja.«

»Morgen ist Sonntag. Du hast nur eine Büroadresse.«

»Ich besuche sie am Montag. Du könntest mitkommen«, sage ich hoffnungsvoll. »Oder ich könnte dich morgen zurück nach Cornwall fahren.«

Sacha scheint den Vorschlag abzuwägen. »Und heute Nacht?«

»Wir könnten uns irgendeine Unterkunft suchen.«

»Ich kann mir kein Hotel leisten.«

»Ich zahle«, sage ich und füge unbeholfen hinzu: »Für getrennte Zimmer natürlich.« So klingt es noch schlimmer – als ob ich daran denken würde, das Bett mit ihr zu teilen.

Sacha unterdrückt ein Lachen, und ich komme mir noch idiotischer vor.

Auf dem Weg nach Ipswich sind wir an einem Budget-Hotel vorbeigefahren, das Zimmer für fünfundzwanzig Pfund die Nacht anbietet. Ich schlage vor, etwas Netteres zu finden, aber Sacha besteht darauf, dass es perfekt sei. »So müde, wie ich bin, könnte ich überall schlafen.«

Unsere Zimmer liegen nebeneinander. Als wir im Flur stehen, bin ich unsicher, ob wir uns gut genug kennen, um uns zu umarmen oder uns auf die Wange zu küssen. Sollten wir uns vielleicht die Hand geben oder nur winken? Schließlich begnügen wir uns mit einem schlichten »Gute Nacht«.

Im Zimmer werfe ich meinen Mantel aufs Bett, als mir einfällt, dass

ich weder Zahnbürste noch Rasierzeug dabei habe, weil ich nicht damit gerechnet hatte, auswärts zu übernachten. Ich gehe noch einmal zur Rezeption und frage nach einem Supermarkt oder einer Drogerie in der Nähe. Zwei Blocks weiter betrete ich die hell erleuchteten Gänge eines Tesco Express und kaufe Vorräte. In der Nähe des Eingangs gibt es einen Münzfernsprecher, und ich rufe Lenny an. Sie schaltet den Fernseher stumm, nachdem sie abgenommen hat.

»Was hast du getrieben, Cyrus?«, fragt sie, eher argwöhnisch als neugierig.

»Werde ich gebraucht?«

»Ich habe einen Anruf vom Büro des Chief Constable erhalten. Man hat mir gesagt, ich sollte ein Wörtchen mit dir reden.«

»Weshalb?«

»Jemand mit deinem Log-in-Code hat auf den Police National Computer zugegriffen, um Details über den ungeklärten Mord an Terry Boland abzufragen.«

»Wäre das ein Problem?«

»Nur wenn jemand versuchen würde, Angel Face zu finden – das Mädchen, das sich in dem Haus versteckt hat, als er gestorben ist. Es gibt eine gerichtliche Anordnung zum Schutz ihrer Identität.«

»Das ist mir bewusst«, sage ich.

Einen Moment lang hört man nur tote Luft. Ich kann mir vorstellen, wie Lenny ihre Lesebrille hochschiebt, wie sie es immer tut, wenn sie nachdenkt.

»Wem oder was jagst du nach, Cyrus?«

»Ich suche nach einer Verbindung zwischen Terry Boland und Eugene Green.«

»Wegen Hamish Whitmore?«

»Ja.«

»Versprich mir, dass du nicht nach Angel Face suchst.«

»Bestimmt nicht. Großes Pfadfinderehrenwort.«

Evie

Es ist Montagmorgen, und Adam Guthrie, mein Sozialarbeiter, will mich sehen. Ich warte vor seinem Büro, während er eine Beratung beendet. Gelangweilt blättere ich durch uralte Zeitschriften und entstelle mit einem Kuli die Fotos. Ein Penis hier. Ein Schnurrbart dort.

Guthrie ist ein dicker Mann mit Doppelkinn und Trinkernase. Er hat sich vor kurzem von seiner Frau getrennt, die ihren Chef im Call Center der Lloyds Bank gevögelt hat. Guthrie gibt mir die Schuld, weil er eher den Boten erschießen würde, als in den Spiegel zu schauen.

Woher wusste ich von der Affäre? Ich habe geraten. Ich habe den Keim eines Zweifels in seinen Kopf gepflanzt und ihn manipuliert. Mrs Guthrie ist Ukrainerin und sieht aus wie ein Model oder ein Porno-Star. Sie hat zwei Universitätsabschlüsse und spricht vier Sprachen; es war klar, dass sie früher oder später ihre Sachen packen oder Guthries Porridge vergiften würde.

Ich werde in das Büro gebeten und aufgefordert, Platz zu nehmen. Guthrie zieht seine Cordhose hoch, die zu weit ist, weil er keinen Arsch hat. Er hockt sich auf die Kante seines Schreibtischs.

»Nun, Evie, zwei Vernehmungen durch die Polizei in einer Woche – das muss ein neuer Rekord sein.«

»Ich wurde auf der Straße angegriffen.«

»Ich habe gehört, du hättest es provoziert.«

»Jungen sollten Mädchen nicht schlagen.«

Guthrie seufzt müde. »Das könnte der Tropfen sein, der das Fass zum Überlaufen bringt.«

Was soll das heißen – der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt? Ist das derselbe wie der auf dem heißen Stein? Und ist das dann der stete Tropfen, der den Stein höhlt? Ein edler oder ein

Wermutstropfen?

Guthrie hat weitergeredet.

»Die Leitung hat eine Begutachungskommission berufen, um zu entscheiden, ob du in eine Einrichtung für jugendliche Straftäter verlegt werden sollst.«

Er meint ein Gefängnis.

»Ich habe nichts Verkehrtes getan.«

»Du bist außer Kontrolle.«

»Ich wurde geschlagen.«

»Du hast gesagt, er wäre schwul.«

»Das ist keine Beleidigung.«

Guthrie hält inne. Er will sich nicht auf eine Diskussion mit mir einlassen. Er mag mich nicht, weil er weiß, dass ich erkenne, wann er lügt. Das ist meine Superkraft und mein Fluch. Ich weiß nicht mehr, wann es zum ersten Mal passiert ist – die erste Lüge, die ich entdeckt habe, die Erbsünde –, aber das ist der Grund, warum so viele Pflegefamilien mich zurückgeschickt haben und warum niemand mit mir befreundet sein will außer Ruby. Tiefgründig-wie-eine-Pfütze-Ruby; Dumm-wie-Brot-Ruby; ein beschädigtes kleines Entchen in einem Teich voller Entenjäger.

Guthrie blickt auf seine Uhr. »Gehen wir.«

»Wohin?«

»Dein Schicksal entscheiden.«

Sie treffen sich in Mrs McCarthys Büro. Sie ist die Leiterin oder Direktorin oder Kommandantin, eine dieser immer lächelnden, immer plappernden Frauen, die mit allen Leuten redet, als wären sie noch in der Vorschule. Jeder nennt sie Madge, aber nur hinter ihrem Rücken.

Guthrie führt mich durch die Flure und weist auf eine Bank vor Madges Büro. Ich soll warten. Derweil betritt er den Raum hinter der grün lackierten Tür, die er nicht ganz wieder schließt. Ich höre jemanden sagen: »Wir sollten sie nicht wegschicken. Sie braucht unsere Hilfe.«

Ich rutsche ein Stück auf der Bank, um besser verstehen zu können.

»Wir müssen an das Wohlbefinden der anderen Kinder denken«, sagt Guthrie. »Sie ist destruktiv, gefährlich und rachsüchtig.«

»Es war nicht Evies Schuld«, widerspricht Davina.

»Sie haben gesagt, sie hätte diese Jungen provoziert«, sagt Guthrie.

»Sie haben unser Eigentum beschmiert.«

»Angeblich.«

»Sie ist eine Soziopathin«, sagt Guthrie.

»Sie ist anders.«

Mrs McCarthy fordert beide auf, still zu sein. Sie spricht so leise, dass ich mich anstrengen muss, sie zu verstehen. Ich versuche, noch näher zu rutschen, doch Geraldine, die Empfangssekretärin, entdeckt mich und räuspert sich.

»Lauschst du etwa?«, fragt sie.

Ich schüttele den Kopf. Sie zeigt auf den Stuhl, der am weitesten von der Tür entfernt steht. Ich ziehe eine Grimasse. Sie streckt die Zunge raus. Wir grinsen beide.

Das hat Terry immer gemacht. Grimassen im Rückspiegel gezogen, wenn wir irgendwohin gefahren sind. An solche Kleinigkeiten erinnere ich mich. An nette Sachen. Er hatte eine Sommersprosse auf der Unterlippe, die aussah wie ein Schokoladenfleck. Den wollte ich immer abwischen, obwohl ich wusste, dass es eine Sommersprosse war. Er hat leicht gelispelt, weil er bei einem Motorradunfall einen Schneidezahn verloren hatte und eine Prothese trug, die er nachts herausnahm und in ein Wasserglas neben seinem Bett legte. Wenn er Durst kriegte, trank er das Wasser, was ich eklig fand, auch wenn ich nicht weiß, warum.

Als ich in dem großen Haus wohnte, durfte ich nur in Begleitung in den Garten. Ich glaube, sie hatten Angst, ich würde versuchen zu fliehen. Dabei waren die Mauern zweieinhalb Meter hoch, und wohin hätte ich auch fliehen sollen?

Manchmal ließ Terry mich in die Garage, wenn er die Autos wusch oder an seinem Motorrad herumschraubte, aber ich musste alte Klamotten tragen, oder er legte ein Laken auf den Stuhl, damit ich mein Kleid nicht schmutzig machte.

»Weiß Mrs Quinn, wo du bist?«

»Ja«, log ich.

Während er arbeitete, redete Terry und erklärte mir, wie Motoren funktionieren. Ich mochte den Klang seiner Stimme.

»Darf ich irgendwann mal auf dem Motorrad mitfahren?«, fragte ich einmal.

»Ich glaube, das ist keine gute Idee.«

»Warum nicht?«

»Ich kann nicht riskieren, dass dir was passiert.«

Ich hörte Mrs Quinn nach mir rufen. Terry hörte sie nicht, bis es zu spät war und der Türknopf gedreht wurde. Ich kroch zwischen Terrys Knien unter die Arbeitsbank.

Die Tür ging auf, doch es war nicht Mrs Quinn.

»Haben Sie meine Nichte gesehen?«, fragte Onkel. »Sie versteckt sich wieder vor mir. Manchmal glaube ich, sie mag es, bestraft zu werden.«

»Sie müssen sie nicht bestrafen.«

»Was haben Sie gesagt?«

»Nichts«, murmelte Terry.

»Was?«

»Nichts, Sir.«

Terry lehnte sich mit dem Rücken an die Arbeitsbank und verdeckte mich. Er wischte sich die Hände an einem Lappen ab. Ich konnte die Wut in Onkels Stimme hören.

»Als ich Sie angestellt habe, Terry, als ich Sie von der Schrotthalde gerettet und dafür gesorgt habe, dass Sie nicht ins Gefängnis kommen, habe ich Ihnen sehr strikte Anweisungen erteilt.«

»Ja, Sir.«

»Sie sehen nichts. Sie hören nichts. Und Sie sprechen mit niemandem.«

»Ja, Sir.«

»Keine Handys. Keine handschriftlich notierten Adressen. Sie lernen alles auswendig.«

»Genau.«

»Mrs Quinn hat Sie im Auge. Sie sagt, Sie kommen oft später nach Hause als geplant. Sie weiß, wie lange die Fahrt zu jeder Verabredung meiner Nichte dauert. Sie weiß, wann sie enden. Sie ist ein kostbares kleines Ding, mein Mädchen. Ich hoffe, Sie haben sich nicht irgendwelche Freiheiten mit ihr herausgenommen?«

Ich wusste nicht, was »Freiheiten« bedeutet, doch das Wort

schien ein Feuer in Terry zu entfachen, denn er richtete sich auf, wandte sich Onkel direkt zu und pflanzte die Füße gespreizt auf den Boden.

»Wir gehen in den Park«, sagte er.

»Was?«

»Ich gehe mit ihr in den Park. Zu den Schaukeln.«

»Warum machen Sie das?«

»Sie ist ein kleines Mädchen.«

Onkel lachte. »Sie ist zu alt für Schaukeln, Sie Schwachkopf.«

Terry machte einen Schritt vor. Ich dachte, er würde Onkel vielleicht schlagen, deshalb zupfte ich an seinem Bein, direkt unterhalb des Knies, wo seine Jeans mit Ölflecken bedeckt war. Ich wollte ihm sagen, dass es okay war; dass er sich nicht meinetwegen wehtun lassen musste.

Onkel bohrte ihm den Zeigefinger in die Brust. »Sie sprechen nicht mit ihr. Sie sehen sie nicht an. Sie sammeln sie ein. Sie setzen sie ab. Sie bringen sie wieder nach Hause. Kapiert?«

»Ja, Sir.«

»Und jetzt helfen Sie mir, das undankbare kleine Miststück zu finden. Sie muss sich irgendwo im Haus versteckt haben.«

Evie

»Bitte komm rein, Evie«, sagt Mrs McCarthy und hält die Tür auf. Sie versucht, meine Schulter zu berühren, als ich an ihr vorbeigehe, doch ich ducke mich.

Neben Guthrie und Davina ist noch ein Mann anwesend, ein Anwalt, der schon mal da war. Er arbeitet für die Stadt und sieht mit seinen buschigen schwarzen Augenbrauen und der dicken Brille aus wie eine Eule.

Ich nehme steif Platz und presse die Knie zusammen.

Mrs McCarthy fragt mich, wie es mir geht. Ich hatte immer den Eindruck, sie ist eine nette Frau, der von netten Eltern korrekte Manieren beigebracht wurden. Alles an ihr ist nett, von ihrem kurz geschnittenen dunkelroten Haar über ihren netten Rock bis zu dem passenden Blazer. Wahrscheinlich hat sie nette Kinder, einen netten Mann und ein nettes Haus.

»Danke, gut«, sage ich, bemüht, auch nett zu sein.

»Weißt du, warum du hier bist, Evie?«

»Nein.« Ich werfe Guthrie einen wütenden Blick zu.

»Wir haben das Gefühl, dass du dich schwertust im Moment, dass du innerlich mit dir ringst. Wäre das eine angemessene Einschätzung?«

»Nein.«

Guthrie grunzt. »Sie könnten ihr auch sagen, der Himmel ist blau, und sie würde widersprechen.«

»Überlassen Sie das mir, Adam«, sagt Mrs McCarthy.

Sie spricht weiter und redet mit mir wie mit einem kleinen Hündchen, das gerade auf ihren Teppich gekackt hat und zurechtgewiesen werden muss.

»Seit du nach Langford Hall gekommen bist, Evie, haben wir unser Bestes getan, dich auf ein Leben draußen vorzubereiten.

Doch jetzt haben wir den Eindruck, dass eine andere Umgebung vielleicht besser zu dir passen würde. Etwas Neues.«

»Sie können mich nicht ins Gefängnis schicken. Ich bin noch keine achtzehn.«

Das findet Guthrie komisch. »Du hast doch das ganze letzte Jahr versucht, hier rauszukommen.«

»Darum geht es nicht.«

»Du passt nicht hierher, Evie. Du hast kaum Freunde«, sagt Mrs McCarthy.

»Ich habe Ruby.«

»Du bist allerdings nicht das beste Vorbild für sie. Sie hat noch eine Chance, ihr Leben wieder in die richtige Bahn zu lenken.«

»Und ich bin wohl ein hoffnungsloser Fall.«

»Das glaubt niemand.«

»Ich möchte mit Cyrus sprechen.«

»Dr. Haven hat in der Angelegenheit kein Mitspracherecht.«

»Dann möchte ich einen Anwalt.«

»Ich bin dein Anwalt«, sagt der Mann, der bis jetzt kein Wort gesprochen hat.

»Ich will Caroline Fairfax. Sie ist meine Anwältin.«

Die anderen sehen sich an.

»Du kannst uns nicht zwingen, dich zu behalten«, sagt Guthrie.

»Ich werde mich gegen jeden Versuch wehren, mich zu verlegen. Ich beantrage eine einstweilige Anordnung. Ich schalte den Ombudsmann für Kinder ein. Ich habe Rechte, wissen Sie.«

Mrs McCarthy versucht, die Situation zu beruhigen. »Noch ist nichts entschieden, Evie. Wenn du vielleicht mehr Bereitschaft zeigen würdest, unsere Anliegen zu verstehen ... «

Ihre Anliegen! Was ist mit meinen Anliegen? , will ich schreien, doch die Worte bleiben in meinem Kopf. Ich bin schon länger hier als die meisten Mitarbeiter einschließlich Madge. Ich muss nicht verletzt werden. Und ich brauche auch keine besondere Aufmerksamkeit oder Therapie.

Aber ich sage nichts von all dem, sondern sitze wie erstarrt da, die Hände zwischen die Schenkel geklemmt.

Mrs McCarthy setzt neu an.

»Ich habe Erkundigungen wegen einer möglichen Verlegung in

eine andere sichere Einrichtung eingeholt, vielleicht Alnwood in Newcastle.«

»Das ist eine Irrenanstalt.«

»Es ist eine psychiatrische Spezialklinik.«

»Genau, eine Irrenanstalt.«

Sie ignoriert mich. »Ich bin geneigt, dir noch eine Chance zu geben, Evie, doch ich brauche ein paar Garantien. Ich möchte keine Gewalt mehr, kein ausfälliges Verhalten, keine unflätige Sprache, kein Ungehorsam. Und keine Lügen mehr.«

»Sie machen einen Fehler«, sagt Guthrie.

»Verpiss dich«, murmele ich.

»Haben Sie das gehört?«, fragt Guthrie. »So ist sie.«

»Warte draußen, Evie«, sagt Mrs McCarthy.

»Wir sollten sie sofort verlegen«, sagt Guthrie.

»Das ist nicht Ihre Entscheidung.«

»Ich bin der für ihren Fall zuständige Sozialarbeiter.«

»Du bist ein Arschloch«, murmele ich.

Es gibt Geschrei. Mrs McCarthy schlägt mit der Hand auf den Tisch, stellt die Ordnung wieder her und zeigt zur Tür. Ich nehme erneut auf dem Stuhl im Flur Platz.

Mir kommt es vor, als hätte ich den größten Teil meines Lebens gewartet, dass andere Menschen Entscheidungen über mich treffen: Psychologen, Gutmenschen und Männer mit Perücken, die mir einen neuen Namen gegeben und mich zum »Mündel des Gerichts« erklärt haben. Jetzt tun sie es wieder, geben ihre Stimme ab, um über mein Schicksal zu entscheiden wie die Vereinten Nationen der Ahnungslosen.

Ich lümmele mich auf den Stuhl und drücke Mitesser aus. Ich lasse die Füße baumeln, halte eine Hand ins Licht und betrachte die rosafarbene Haut zwischen den Fingern.

Ich döse vor mich hin. Ein Summer ertönt. Ein Besucher hat den Knopf der Gegensprechanlage betätigt. Geraldine drückt ihm auf. Zwischen uns ist eine Trennwand, deren obere Hälfte verglast ist. Ich kann Geraldine sehen, den Besucher jedoch nur von hinten.

»Hallo«, sagt eine Männerstimme. »Wie war Ihr Tag?«

Die Frage erwischt Geraldine auf dem falschen Fuß.

»Ich hatte schon bessere«, antwortet sie. »Wie kann ich Ihnen

helfen?«

»Ein Lächeln wäre ein Anfang.«

Sie verzieht die Lippen und zeigt ihre Zähne.

»Das ist reizend«, sagt er. »Ich suche jemanden. Ein Mädchen im Teenageralter. Sie kennt einen Freund von mir, einen Psychologen namens Cyrus Haven.«

Die Stimme des Mannes jagt mir einen Schauer über den Rücken, als würde jemand mit einem Eiswürfel über jeden Wirbel streichen und meine Haut zum Kribbeln bringen. Ich habe diese Stimme schon einmal gehört. Sie hat mich in meinen Träumen verfolgt und nach meinen Verstecken gesucht.

»Sie meinen Evie?«, fragt Geraldine.

»Ja, genau, das ist sie«, sagt der Mann und schnippt mit den Fingern, als hätte er meinen Nachnamen vergessen.

»Cormac«, sagt sie hilfsbereit.

»Ja, Evie Cormac. Ist sie hier?«

»Sind Sie ein Verwandter?«

»Nein.«

»Besuche müssen vorher angemeldet werden, sofern sie nicht ein Verwandter oder behandelnder Arzt sind.«

Ich rutsche zur Seite, um ihn zu sehen. Von hinten sieht er groß aus. Er trägt einen eng sitzenden Anzug. Eine Briefftasche beult seine Gesäßtasche aus.

»Was ist das für eine Einrichtung hier?«, fragt er.

»Langford Hall ist ein Heim für Kinder und Jugendliche.«

Er streckt die Hand aus, nimmt ein Pfefferminzbonbon aus der Schale auf dem Tresen und zieht an beiden Enden des Papiers.

»Die sind für einen wohltätigen Zweck«, sagt Geraldine.

Er steckt das Bonbon in den Mund, greift nach seiner Briefftasche und zieht einen Zehner heraus.

»Eine Münze reicht.«

»Ich bin ein großzügiger Mann«, erwidert er. »Wegen Evie Cormac. Wie lange ist sie schon hier?«

»Warum möchten Sie das wissen?«

»Um sicherzugehen, dass ich die richtige Person habe«, sagt er, als ob es eine völlig normale Frage gewesen wäre.

»Ich kann keine Informationen über Bewohner geben.« Sie blickt

den Flur hinunter. Unsere Blicke treffen sich. Sie sieht die Angst in meinen Augen. Ich schüttelte den Kopf.

»In welcher Angelegenheit sind Sie hier?«, fragt sie.

Er ignoriert ihre Frage. »Hat Evie einen zuständigen Sozialarbeiter?«

»Adam Guthrie.«

»Wo finde ich ihn?«

»Er ist zurzeit beschäftigt. Sie können ihm eine Nachricht hinterlassen.« Sie schiebt einen Block und einen Stift über den Tresen.

Er nimmt den Stift, betrachtet ihn eingehend und lässt ihn zwischen den Fingern wandern, als würde er überlegen, was er schreiben soll. Geraldine sieht mich wieder an. Sein Blick folgt ihrem. Ich ducke mich hinter der Trennwand, Panik schnürt mir die Luft ab.

Er klickt den Stift wieder zu.

»Ich melde mich doch lieber später bei Adam.«

»Soll ich ihm ausrichten, dass Sie vorbeigekommen sind?«

»Machen Sie sich keine Umstände.«

»Kann ich meinen Stift zurückhaben?«, fragt sie.

Der Mann betrachtet den Kuli. »Sie meinen den hier?«

Sie nickt zögernd.

»Sind Sie sicher, dass das Ihr Stift ist?«

»Ich habe Ihnen den Kuli gerade gegeben.«

»Aber ich hatte diesen Stift schon, als ich gekommen bin.«

»Das ist nicht wahr.«

»Nennen Sie mich einen Lügner?«

»Nein. Ich ... ähm ... ich wollte nicht ... ich dachte nur ... «

»Wollen Sie mir diesen Stift abnehmen?«

»Nein.«

Seine Stimme wird weicher, als er sich zu ihr beugt und ihr den Stift in gewölbten Händen hinhält wie eine Opfergabe.

»Wenn er Ihnen so viel bedeutet, bitte behalten Sie ihn«, sagt er.

Geraldine greift mit zitternden Händen nach dem Stift, fasst ihn vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger und steckt ihn in einen bunten Porzellanbecher voller anderer Stifte.

»Hey, das war mein Geschenk für Sie – mein besonderer Stift –

und Sie legen ihn weg.«

Sie scheint sprachlos.

»Nehmen Sie ihn heraus«, verlangt er.

Sie gehorcht.

»Ich möchte, dass Sie diesen Stift von nun an eng bei sich tragen«, sagt er. »Ich denke, Sie sollten ihn in Ihre Brusttasche stecken, direkt über Ihrem Herzen.« Er nimmt ihr den Stift ab, schiebt ihn in ihre Brusttasche und streicht dabei mit den Fingern über den Stoff ihrer Bluse.

»So ist besser«, sagt er. »Einen schönen Tag noch.«

Die automatische Tür öffnet und schließt sich wieder. Geraldine rührt sich nicht. Sie starrt mit leerem Blick ins Nichts.

Ich habe mich abgewandt und gehe den Flur hinunter. Sie ruft, dass ich zurückkommen soll, doch ich bin schon halb in meinem Zimmer, wo ich mich aufs Bett werfe, das Gesicht auf das Kopfkissen presse und in den weichen Stoff schreie.

Ich bin gefunden worden. Ich bin verloren.

Dummes Mädchen. Dummes, dummes Mädchen. Ungebildetes Mädchen. Hässliches Mädchen.

Cyrus

Ein Messingschild weist auf die Anwaltskanzlei hin; darüber und darunter sind ähnliche Schilder an die Backsteinmauer montiert. Die Fassade ist spätviktorianisch, doch das Innere des Gebäudes ist entkernt und in Glas und Chrom neu erschaffen worden, mit Oberlichtern, Zimmerpflanzen und Arbeitskabinen.

Die Empfangssekretärin untersucht meine Visitenkarte, als wäre sie in Braille gedruckt. »Sie sind forensischer Psychologe?«

»Ja.«

»Ein Gerichtssachverständiger?«

»Unter anderem.«

»Haben Sie einen Termin?«

»Nein.«

Anrufe werden gemacht, weitere Fragen gestellt. Nach dem Wesen unseres Anliegens. Ist es eine Rechtsangelegenheit? Eine polizeiliche Ermittlung?

»Wir machen keinen besonders professionellen Eindruck«, flüstert Sacha, die wegen ihrer Jeans und ihres Pullovers verlegen ist.

Schließlich werden wir nach oben vorgelassen, wo Louise Heyward, geborene Boland, uns am Fahrstuhl empfängt und auf ein Sofa in der Nähe weist.

»Wenn es um Terry geht, habe ich schon alles gesagt. Ich kannte meinen Bruder kaum. Wir wurden als Kinder getrennt. Wir haben uns in zwanzig Jahren weniger als sechsmal gesehen.«

Diese Aussage trägt sie mit solcher Endgültigkeit vor, dass ich erwarte, dass sie aufsteht und geht. Stattdessen fixiert sie Sacha, die stumm zugehört hat.

»Sie sind diejenige, die sie gefunden hat – das kleine Mädchen.«

»Ja.«

Ein Funken Interesse flackert in Louises Augen auf. »Hat man

herausgefunden, wer sie ist?«

»Nein.«

»Aber ihre Familie muss doch bestimmt ... « Sie runzelt traurig die Stirn, entspannt sich jedoch sichtlich und richtet sich mehr an Sacha als an mich. »Mein Bruder wurde zu Tode gefoltert, und niemanden hat es gekümmert. Weder die Polizei noch die Boulevardblätter noch die Öffentlichkeit. Für sie war er nichts weiter als degenerierter Abschaum, ein Kinderschänder, der bekommen hat, was er verdient hatte. Ein Pädophiler.«

»Er war kein Pädophiler«, sage ich.

Die Gewissheit in meiner Stimme überrascht sie, und sie hört auf zu protestieren.

»Ich habe mit Angel Face gesprochen. Sie hat mir erzählt, dass Terry ihr Leben gerettet hat. Er hat sie beschützt.«

»Vor wem?«

»Das hoffen wir herauszufinden.«

Louise scheint hin und her gerissen zwischen Vertrauen und dem Risiko einer Enttäuschung.

»Das hat der Letzte auch gesagt.«

»Wer?«

»Detective Whitmore.«

»Wann haben Sie mit Detective Whitmore gesprochen?«

»Vor ein paar Wochen. Er hatte angeblich neue Informationen über Terry und fragte nach Eugene Green, dem Perversen, der die Kinder umgebracht hat. Er meinte, Terry und Green hätten sich gekannt. Ich habe ihm gesagt, er solle verschwinden.«

»Detective Whitmore ist tot«, sage ich.

»Das habe ich gelesen« erwidert sie ohne jedes Mitgefühl.

Sacha wechselt das Thema. »Wie war Terry?«

Louise zögert und scheint nach einer Antwort zu suchen.

»Er hatte ein großes Herz und ein kleines Hirn«, sagt sie. »Als Kind war er immer groß für sein Alter. Stämmig. Breite Schultern, große Pranken. Manchmal hat ihn das vor Ärger bewahrt. Aber manchmal wurde er deswegen auch provoziert, weil er der größte Junge auf dem Spielplatz war.«

»War er leicht manipulierbar?«

»Ja. Vielleicht.«

»Warum wurden Sie und Terry als Kinder getrennt?«, fragt Sacha.

»Unsere Eltern sind gestorben, als ich vier war und Terry acht. Ein betrunkenen Fahrer. Ein regnerischer Abend. Die alte Geschichte. Wir wurden zur Adoption freigegeben, aber leider wollte die Familie nur ein Kind – ein Mädchen. Der Bezirk bestand darauf, dass sie auch Terry bei sich aufnehmen. Meine neuen Eltern waren gute Menschen, die mich liebten, aber sie haben uns auf tausend verschiedene Arten und Weisen zu verstehen gegeben, dass sie Terry eigentlich nicht wollten.«

Sie hält inne, seufzt, dann fährt sie fort:

»Eine Zeitlang war es okay, aber irgendwann fing Terry an, Ärger zu machen. Er geriet in Schlägereien, schwänzte die Schule. Meine Eltern sagten, er sei unkontrollierbar, und zwangen die Adoptionsagentur, ihn zurückzunehmen. Danach geriet Terry in die Mühlen des Systems. Er war zu alt, um noch adoptiert zu werden, und zu jung, um ihn einfach gehen zu lassen. Man schickte ihn in ein Kinderheim in Wales.«

»Hillsdale House.«

»Woher wussten Sie das?«

»Hamish Whitmore hat herausgefunden, dass Eugene Green in demselben Heim war.«

»Terry war nicht wie dieses Monster. Es ist mir egal, was irgendjemand sagt.«

»Ich glaube Ihnen.«

»Haben Sie Kontakt zu Ihrem Bruder gehalten?«, fragt Sacha.

»Eine Zeitlang haben wir uns Briefe und E-Mails geschrieben, aber im Laufe der Jahre haben wir uns immer mehr aus den Augen verloren.« In ihrem Ton schwingt Bedauern mit. »Ich war bei Terrys Hochzeit. Er ist nicht zu meiner gekommen. Als wir uns zum letzten Mal gesehen haben, haben wir gestritten. Nein«, verbessert sie sich, »beim vorletzten Mal.«

»Was ist passiert?«, frage ich.

»Eines Abends rief er mich spät aus heiterem Himmel an. Er war auf einem Polizeirevier in Manchester. Man hatte ihn unter dem Vorwurf des bewaffneten Raubes festgenommen. Eine Bande hatte ein Postamt in Stockport überfallen, und Terry wurde beschuldigt, den Fluchtwagen gefahren zu haben. ›Diesmal hab ich echt Scheiße

gebaut«, sagte er und flehte mich an, ihm zu helfen, die Kautionszahlung aufzutreiben. Es war der Geburtstag seines älteren Sohnes, und er hatte versprochen, dort zu sein.«

»Sie haben die Kautionszahlung gestellt?«

»Das war nicht nötig. Die Vorwürfe wurden fallen gelassen.«

»Aber Sie haben doch gesagt ... «

»Ich weiß. Ich habe die Zusammenfassung der Beweismittel gesehen. Es gab Aufnahmen von einer Überwachungskamera, die Terry am Steuer des Transporters zeigten, und seine Fingerabdrücke waren auf einer der gestohlenen Scheine. Die beiden anderen Verdächtigen mussten mit einer achtjährigen Haftstrafe rechnen, aber Terry ist davongekommen.«

»Wie?«

Sie bläht die Wangen, bläst die Luft aus und zuckt die Schultern. »Ich bin den ganzen Weg bis nach Manchester gefahren, um seine Kautionszahlung zu stellen, aber jemand hatte bereits seine Freilassung erwirkt – ein absoluter Topanwalt. Terry konnte sich keinen Verteidiger leisten.«

»Und wie ... ?«

»Ich weiß es bis heute nicht. Als ich bei der Polizeistation eintraf, kam Terry gerade heraus. Er ging direkt an mir vorbei, als wäre ich Luft. Ich hatte eine Umarmung oder ein Dankeschön erwartet, doch er ignorierte mich. Zwei Typen in einem schwarzen Range Rover warteten. Terry stieg hinten ein, und sie fuhren weg.«

»Deswegen haben Sie sich gestritten«, sagt Sacha.

Louise nickt. »Ein paar Tage später hat Terry mich angerufen. Ich habe aufgelegt. Er rief immer wieder an. Ich hab ihm gesagt, er solle sich verpissen.«

»Erinnern Sie sich an den Monat und das Jahr?«

»Ich weiß genau, wann das war. Im Oktober ist es acht Jahre her. Terrys Ältester Jonno ist neun geworden.«

»Sie haben Terry noch einmal gesehen?«

»Etwa vier Monate später. Er tauchte eines Tages bei mir zu Hause auf. Er klang verzweifelt und bat mich um Geld. Ich habe ihm erklärt, dass ich ihn nie wiedersehen wollte, und ihm die Tür vor der Nase zugeknallt.« Sie wird unsicher. »Er muss auf der Flucht gewesen sein vor den Männern, die ihn getötet haben.« Die Worte

bleiben ihr im Hals stecken. »Ein paar Tage später hatte ich Besuch von zwei Männern. Ich wollte die Kinder zur Schule bringen, als sie plötzlich auftauchten. Sie standen in meiner Einfahrt, als ich rückwärts rausfahren wollte, und weigerten sich, zur Seite zu treten. Sie sahen aus wie Schuldeneintreiber oder Gerichtsvollzieher. Ich dachte, dass Terry jemandem Geld schuldete.«

»Was haben Sie ihnen gesagt?«

»Das Gleiche wie Ihnen – dass ich nichts mit meinem Bruder zu tun haben wollte. Einer der beiden hat versucht, auf gefährlich und einschüchternd zu machen, und gesagt, wenn ich lüge, würde er wiederkommen. Ich habe gedroht, die Polizei zu rufen, doch er hat nur gelacht.«

»Haben Sie die Polizei angerufen?«, frage ich.

»Nein.«

Ich sehe Sacha an. Ein Schatten huscht über ihre Augen.

»Hatte einer eine Narbe auf der Stirn?«, fragt sie.

»Ja, direkt über dem rechten Auge«, erinnert Louise sich. »Ich habe es nie jemandem erzählt. Ich weiß nicht, warum. Vielleicht weil ... «

»Sie hatten Angst«, sagt Sacha.

Louise nickt.

Der Pager an meinem Gürtel vibriert. Es ist eine Nachricht von Langford Hall.

Evie Cormac hat sich im Lager verbarrikadiert.

Sie fragt nach Ihnen.

Evie

An beengte Räume bin ich gewöhnt. Unter Betten. Hinter Wänden. Unter Treppen. Ich bin wie ein Oktopus, der sich in jedes Glas zwängen kann, ich verbiege meinen Körper zu seltsamen Formen und schmiege mich in jede Lücke. In dem Lagerraum in Langford Hall werden Besen, Reinigungsprodukte und die große Bodenpoliermaschine aufbewahrt. Er hat eine normale Tür ohne Anti-Barrikade-Funktion, weil man nicht erwartet hat, dass sich jemand in einer Besenkammer verschanzt.

Ich habe ein Laken in Streifen gerissen und sie zu einem Seil geflochten. Das Seil habe ich um die Klinke gewickelt und damit zwei Besen quer vor den Türrahmen gebunden.

Madge ist auf der anderen Seite und sagt, dass ich rauskommen soll.

»Du hast es versprochen, Evie, keine Wiederholungen.«

»Ich will mit Cyrus reden.«

»Dr. Haven ist nicht dein zuständiger Sozialarbeiter. Er kann dir nicht helfen.«

»Sie verstehen nicht. Sie haben mich gefunden.«

»Wer hat dich gefunden?«

Ich kann es ihr nicht erzählen. Ich kann es keinem von ihnen erzählen. Meine Hände zittern so heftig, dass ich sie zwischen die Schenkel klemme. Ich höre Guthries Stimme. »Das ist es, was ich gemeint habe. Sie muss in eine psychiatrische Klinik eingewiesen werden. Rufen Sie einen Arzt.«

»Seien Sie still bitte«, faucht Madge und richtet sich wieder an mich: »Ich merke, dass du aufgewühlt bist, Evie. Kannst du mir sagen warum?«

»Holen Sie Cyrus«, erwidere ich.

Als Nächstes versucht es Davina mit Bestechung, Schmeicheleien

und Drohungen, aber ich komme nicht raus.

In dem großen Haus hatten wir eine Besenkammer wie diese, die ich immer den »stinkenden Schrank« genannt habe, weil darin Terpentin, Bleichmittel und Bodenreiniger aufbewahrt wurden. Ich fing an, mich in dem stinkenden Schrank zu verstecken, wenn ich wusste, dass Onkel über Nacht bleiben würde. Ich zwängte mich hinter die Metallregale, kauerte mich auf meine Fersen und machte mich klein.

Irgendwann fanden sie mich – sie fanden mich immer –, und Mrs Quinn bestrafte mich, indem sie mir die Zudecken abnahm und mich ohne Abendessen ins Bett schickte.

»Du weißt nicht, was für ein Glück du hast«, sagt sie. »Du hast ein wunderschönes Zimmer und reizende Kleider und einen Onkel, der dich liebt.«

»Er ist nicht mein Onkel.«

»Psst! Du wirst seine Gefühle verletzen.«

Sie verstand es nicht. Sie *wollte* die Wahrheit nicht sehen.

Terry war genauso. Nicht gemein oder brutal, aber blind. Er stellte nie infrage, was passierte, wenn er mich bei den verschiedenen Häusern absetzte. Und hinterher fragte er nicht: »Hattest du es nett?«, oder: »Was hast du heute gemacht?«

Stattdessen versuchte er, schöne Dinge mit mir zu machen: Fahrrad fahren, ins Kino gehen und einmal auch einen Bauernhof besuchen, weil ich wissen müsse, woher die Milch kam, sagte er.

»Ich weiß, woher die Milch kommt«, sagte ich. »Aus dem Supermarkt.«

Es dauerte einen Moment, bis er kapierte, dass das ein Witz war.

»Das ist der erste Witz, den du mir je erzählt hast«, sagte er, als ob ich irgendeinen Test bestanden hätte.

Immer öfter setzte ich mich auf den Beifahrersitz, weil es so leichter war, sich zu unterhalten, aber wir mussten vorsichtig sein, wie viel Zeit wir miteinander verbrachten: Mrs Quinn hatte die Uhr immer im Auge und achtete darauf, wann wir nach Hause kamen. Terry schob es auf den Verkehr, und einmal log er, er habe einen Reifen wechseln müssen, doch er wirkte nicht besonders überzeugend. Jedenfalls für mich nicht.

Einmal habe ich, als ich vorne saß, das Handschuhfach

aufgeklappt und eine Pistole entdeckt.

Terry knallte das Fach wieder zu.

»Wozu brauchst du eine Pistole?«, fragte ich.

»Zum Schutz.«

»Wen beschützt du denn?«

»Sei nicht so neugierig.«

Ich kann mich an den Tag erinnern, weil Terry mit mir bei Kentucky Fried Chicken war und ich einen Chicken-Burger und Stracciatella-Eis gegessen habe. Wir saßen auf Plastikstühlen an einem Plastiktisch, und Terry hat von seinen beiden Söhnen erzählt. Er hat mir ihre Namen gesagt, aber ich habe sie vergessen. Er sagte, dass er sie nicht sehr oft sehen, aber fast jede Woche mit ihnen telefonieren und ihnen zum Geburtstag ein Geschenk und eine Karte schicken würde. Er hat mir Fotos von ihnen auf seinem Handy gezeigt. Sie saßen links und rechts neben einer Frau, die die Arme um sie gelegt hatte.

»Ist das deine Frau?«

»Meine Ex.«

»Ist sie gestorben?«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich dachte, ›ex‹ bedeutet für immer weg.«

»Wir sind geschieden.«

Ich hörte auf, ihm Fragen zu stellen, weil es ihn traurig machte.

An einem Nachmittag holte Terry mich in dem großen Haus ab und fuhr mit mir eine weite Strecke bis zu einer neuen Stadt, auf Autobahnen und vorbei an einem Flughafen, wo ein Flugzeug nach dem anderen landete. Ich konnte sehen, wie sie immer näher und tiefer kamen und immer größer wurden.

Es wurde schon dunkel, als wir durch das Tor eines von hohen Bäumen umgebenen Hauses fuhren. Blätter waren heruntergefallen und wurden von Männern mit Laubbläsern zu Haufen gepustet.

Terry brachte mich bis zur Haustür und drückte auf einen Knopf. Ein grauer Mann öffnete. Graue Haare. Graues Gesicht. Graues Lächeln.

»Willkommen, meine Liebe«, sagte er und beugte sich zu mir herunter. »Ich habe dich schon erwartet.«

Er legte einen Finger unter mein Kinn und hob es an. Sein Atem roch sauer. »Das ist ein hübsches Kleid. Ist Gelb deine Lieblingsfarbe?«

Ich schüttelte den Kopf.

Mit Terry sprach er in einem anderen Ton. »Sie sind zu spät.«

»Viel Verkehr.«

»Sehen Sie zu, dass das nicht wieder vorkommt.«

Der graue Mann nahm meine Tasche. Terry berührte meinen Arm.

»Morgen komme ich dich wieder abholen.«

Die Tür wurde geschlossen.

»Du sprichst nicht viel«, sagte der graue Mann, als er mich nach oben in sein Schlafzimmer führte. Er konnte es kaum erwarten. Er schnallte seinen Gürtel auf, ließ seine Hose runterrutschen und sagte mir, ich solle das Kleid anbehalten. Er hob mich hoch und legte mich aufs Bett. Ich spürte sein Gewicht zwischen meinen Schenkeln.

»Sag etwas«, stöhnte er. »Sieh mich an.«

Ich blieb stumm.

»Sieh mich an.«

Ich hielt die Augen geschlossen.

»Ist das nicht schön?«

Er ohrfeigte mich und stieß mit dem Finger in meinen Intimbereich. Ich wusste, dass er mich schlagen würde. Ich sah es in seinen Augen. Ein Zucken. Ein Schalter. Ein Licht. Ein Schatten. Ein Geschmack im Mund.

»Das ist deine Schuld«, sagte er. »Du hast mich dazu gebracht.«

Ich hörte ein Rauschen – Wasser, Wind und Schneetreiben –, während Dunkelheit durch die Bodendielen quoll. Sie stieg an bis zu meinen Knöcheln, meinen Knien, meinen Schenkeln und meiner Brust, bedeckte meinen Mund und erstickte mich. Doch da war ich schon weg, im Rückwärtsflug durch die Zeit und im Nebel meiner Kindheit verschwunden, wo ich auf einem Karussell saß und Papas Hand festhielt.

Am nächsten Morgen wachte ich zusammengerollt auf dem Fußboden auf, die Hände in die Achselhöhlen geklemmt. Alles tat weh. Ein Rechteck aus Licht schimmerte um die Vorhänge.

Ich hörte Stimmen von unten.

»Sie kann noch einen Tag bleiben«, sagte der graue Mann.

»So ist das nicht abgemacht«, erwiderte Terry.

»Dann telefoniere ich halt. Hole mir die Genehmigung.«

»Lassen Sie mich zu ihr.«

»Sie dürfen hier nicht rein.«

Ich hörte, wie Terry meinen Namen rief. Seine Schuhe auf der Treppe.

»Das ist unbefugtes Betreten!«, sagte der graue Mann.

Türen wurden aufgerissen. Terry rief weiter.

»Wissen Sie, wer ich bin?«, brüllte der graue Mann. »Dafür werden Sie büßen!«

Jemand rüttelte an der Klinke.

»Warum ist die Tür abgeschlossen?«, fragte Terry.

»Raus mit Ihnen!«

Holz splitterte, und die Tür barst nach innen auf. Terry füllte den gesamten Rahmen. Er kniete sich neben mich und berührte meinen Arm. Ich stöhnte.

»Was ist los?«

Er sah die Blutergüsse auf meinen Armen und Beinen. Er fragte mit Blicken um Erlaubnis, mein Kleid aufzuknöpfen. Ich schüttelte den Kopf. Er tat es trotzdem und sah die Brandwunden von den Zigaretten.

Er zog seine Jacke aus und wickelte sie um mich. Dann hob er mich hoch und trug mich die Treppe runter. Ich roch seinen Geruch – Öl, Schweiß und Seife. Er öffnete die Wagentür, legte mich auf den Rücksitz und breitete seinen Mantel über mich.

Was dann geschah, habe ich nicht gesehen, doch ich weiß, dass Terry zurück ins Haus gegangen ist. Als er zurückkam, waren seine Fingerknöchel aufgeschürft und blutig. Wir fuhren schweigend, bis er an einer Tankstelle abseits der Zapfsäulen hielt und Wasser kaufte, um die Verbrennungen auszuwaschen.

»Wir müssen eine Drogerie finden«, sagte er. »Salbe kaufen. Sonst gibt es Narben.«

Terry war verlegen, mich zu berühren. Es war, als ob seine Hände zu groß wären und er Angst hätte, mich zu zerbrechen.

»Hast du irgendetwas getan, das ihn wütend gemacht hat?«,

fragte er.

Irgendwas muss ich ja getan haben. Es muss meine Schuld gewesen sein.

Terry sah meinen Gesichtsausdruck und sagte: »Nein! Du hast nichts Falsches getan. Er war ein Monster. Sie alle sind Monster.«

»Hast du dem Mann wehgetan?«, fragte ich.

»Er hat bekommen, was er verdient.«

Terry brachte mich zu seiner Wohnung, ein Zimmer mit einem Bett, einem Fernseher und einem kleinen Ofen. Es war im zweiten Stock, und er wollte mich tragen, doch ich sagte, ich könne laufen.

Er machte mir eine Tasse zuckrigen Tee und schnupperte an der Milch, weil er dachte, sie könnte sauer sein. Ich saß auf der Kante seines Betts, während er Kleidung in eine Segeltuchtasche mit Kordelzug stopfte. Er nahm eine schwere Lederjacke von einem Bügel und sagte, ich solle sie anziehen. Sie reichte mir bis zu den Knien.

Terry hatte sein Motorrad in einem Hof hinter dem Haus geparkt. Er setzte mir einen Helm auf, der sich so schwer anfühlte, dass ich dachte, mein Hals könnte ihn nicht tragen. Ich fummelte an der Schnalle herum. Terry zog sie für mich fest. Ich zuckte zusammen. Er riss die Hände ruckartig zurück und blickte darauf, als wollte er sich die Finger abhacken.

Er schwang ein Bein über den Sitz und balancierte sein Gewicht, bevor er mich hochhob und hinter sich setzte. Ich verzog keine Miene, als er mich anfasste.

»Alles okay?«

Ich nickte.

Mit einer Drehung des Handgelenks startete er den Motor.

»Du musste die Arme um meine Hüften legen.«

Ich rührte mich nicht.

Er griff nach hinten, nahm meine Hände, zog sie um sich und faltete meine Finger auf seinem Bauch, sodass mein Gesicht an seinen Rücken gedrückt wurde. Das schwarze Leder fühlte sich kalt an.

»Halt dich fest. Und lass bloß nicht los.«

Cyrus

Ich klopfe leise an die Tür des Lagerraums.

»Evie?«

»Warum hast du so lange gebraucht?«, antwortet sie ärgerlich.

»So bekommst du meine Aufmerksamkeit nicht.«

Sie ignoriert die Bemerkung.

»Sie haben mich gefunden«, sagt sie mit zitternder Stimme.

»Wer?«

»Du weißt wer.«

Ich halte inne. Ich höre sie atmen.

»Möchtest du rauskommen und darüber reden?«

»Nein.«

»Du kannst nicht für immer da drinnen bleiben.«

»Du musst mich hier wegbringen.«

»Das kann ich nur, wenn du rauskommst.«

»Ich habe Angst.«

»Ich weiß.«

Meine Knie knacken, als ich mich, den Rücken an die Tür gelehnt, auf den Boden setze. Ich stelle mir vor, dass Evie genauso dasitzt, den Rücken an meinem, nur die Tür zwischen uns.

»Möchtest du mir erzählen, was passiert ist?«

Sie erzählt mir die Geschichte. Einiges davon weiß ich schon, weil ich mit Mrs McCarthy gesprochen habe.

»Hast du das Gesicht des Mannes am Empfang gesehen?«

»Nein.«

»Wie hast du ihn erkannt?«

»An seiner Stimme.«

»Wo hast du sie schon einmal gehört?«

»In dem Haus, in dem Terry gestorben ist. Er war einer von ihnen.«

Ich wende meine Wange zu dem Holz. »Das ist lange her, Evie, du warst noch sehr jung.«

»Behandle mich nicht wie ein Kind«, faucht sie. »Er kannte deinen Namen und wusste ... von mir.«

»Selbst wenn das wahr ist – hier drinnen bist du geschützt.«

»Du hörst mir nicht zu. Sie kennen meinen neuen Namen.«

»Dies ist eine Hochsicherheitseinrichtung für Minderjährige, der sicherste Ort, an dem du sein könntest. Vertrau mir, Evie. Ich werde nicht zulassen, dass irgendjemand dir etwas antut.«

Am anderen Ende des Flurs sehe ich ein dreiköpfiges Team des Sicherheitspersonals zur Kontrolle von Patienten, das darauf wartet zu übernehmen. Sie haben Werkzeuge zum Aufbohren des Schlosses und eine Ramme zum Aufbrechen der Tür.

»Du hast nicht mehr viel Zeit, Evie. Sie werden dich holen kommen. Danach kann ich dir nicht mehr helfen.«

»Sag ihnen, sie sollen warten.«

Ich stehe auf, um sie aufzuhalten. Ich bitte Guthrie um mehr Zeit. Er denkt, dass Evie mich an der Nase rumführt.

Ich höre, wie Evie sich hinter mir in dem Lagerraum bewegt und flucht. »Alles in Ordnung?«, frage ich.

»Ich krieg den Knoten nicht auf. Warte. Jetzt!«

Ich höre, wie Metallregale verschoben werden und Besen zu Boden fallen. Dann geht plötzlich die Tür auf, Evie kommt heraus und hastet den Flur hinunter, als würde sie an einer Schlange von Leuten vorbeigehen, die für Tickets anstehen.

»Wohin gehst du?«, frage ich.

»Ich muss dringend aufs Klo«, erklärt sie unbekümmert. »Ich hätte fast in einen Eimer pinkeln müssen.«

Einer der Sicherheitsleute packt sie von hinten und hebt sie hoch. Sie schreit und tritt um sich. Ein zweiter Mann fasst ihre Beine. Die Männer sind doppelt so groß wie sie. Evie flucht, beißt und kratzt. Ich rufe, dass alle ruhig bleiben sollen, doch ein dritter Mann rammt mich zur Seite.

»Sediert sie«, sagt Guthrie.

»Nein!«, schreie ich. »Bitte.«

Ich sehe, wie eine Nadel in Evies Arm gestochen wird. Es dauert zehn bis fünfzehn Sekunden, bis das Medikament wirkt. Sie wehrt

sich weiter, lallt mit belegter Stimme, Vokale bleiben ihr im Hals stecken. Schließlich erschläfft ihr Körper, und sie ist unvermittelt wieder klein wie ein erschöpftes Kind, das in sein Bett getragen wird.

»Das war nicht nötig«, sage ich und starre Guthrie wütend an. Er beachtet mich gar nicht.

»Das ist nicht deine Sorge. Du solltest nicht mal hier sein.«

Ich sehe Mrs McCarthy an und hoffe auf eine Verbündete, doch sie hat die Kontrolle über die Situation verloren. Im Zweifel hält sie zu ihrem Personal. Evie wird weggetragen, ihr Kopf sackt auf ihren Unterarm. Sie hat die Augen offen, als wollte sie mich selbst bewusstlos noch des Verrats anklagen.

»Jemand hat sie gesucht«, sage ich. »Sie hatte Angst.«

Niemand reagiert.

»Es muss doch Aufnahmen der Überwachungskameras geben. Sprechen Sie mit der Empfangssekretärin.«

»Das ist keine Polizeiangelegenheit«, erklärt Mrs McCarthy. »Sie haben hier keine Amtsgewalt. Bitte gehen Sie.«

Evie

Manche Nächte sind länger als andere. Kälter. Terry fuhr endlos mit dem Motorrad, und ich klammerte mich an ihn wie ein Kätzchen an einen Pullover, während der Wind durch meine Kleider drang und meine Finger und Zehen taub werden ließ. Manchmal spürte Terry, dass ich dabei war, einzuschlafen, dann griff er nach hinten und kniff mich in den Schenkel, um mich wachzuhalten.

Stunden später hielten wir vor einem Motel an der Autobahn mit einem roten Zimmer-frei-Schild. Terry musste meine Finger von seiner Jacke lösen, bevor er reingehen und den Nachportier wecken konnte.

Meine Zähne klapperten, und ich konnte meine Füße nicht spüren.

»Du musst dich aufwärmen«, sagte Terry, drehte die Dusche auf und testete mit den Fingern die Temperatur.

Ich konnte mein Kleid nicht aufknöpfen. Terry half mir. Als er das Kleid von meinen Schultern gleiten ließ, wandte er sich ab und ließ mich in der Dusche allein. Als ich im Bad fertig war, schlief er schon auf einem der Betten. Ich nahm das andere, kroch unter die Decke und schlüpfte in die dunkle Kühle, als würde ich mir ein Versteck graben.

Als ich am Morgen aufwachte, war Terry verschwunden. Ich fand eine Nachricht: *Bin einkaufen. Mach keinem die Tür auf. Geh nicht ans Telefon.*

Ich zog die Kleider vom Vortag wieder an und guckte Fernsehen, während ich wartete. Als ich den Schlüssel in der Tür hörte, versteckte ich mich zwischen den Betten, bis Terry meinen Namen rief. Er hatte etwas zu essen mitgebracht, Brötchen mit Schinken und Ei in einer braunen, fettverschmierten Tüte. Terry aß zwei. Ich schaffte meins nicht ganz.

Am Morgen wirkte er anders, als hätte er Zweifel an unserer

Flucht bekommen. Ich fragte ihn nicht, ob er einen Plan hatte. Es war mir egal. Alles war besser als das, was ich vorher gehabt hatte.

»Ich möchte deine Haare schneiden«, sagte er.

»Warum?«

»Sie werden nach einem Mädchen suchen. Du musst aussehen wie ein Junge.«

Er nahm eine Schere aus einer der Einkaufstaschen und ließ mich auf einem Stuhl im Bad Platz nehmen. Er raffte meine Haare zu einem Pferdeschwanz und schnitt ihn ab.

»Was meinst du?«

»Ich sehe schrecklich aus.«

»Tut mir leid, Scout.«

Er schnitt meine Haare noch kürzer und packte eine Flasche Färbemittel mit einer hübschen Frau auf der Schachtel aus. Ich beugte mich über das Waschbecken, und er rieb die Paste in mein Haar. Später spülte er sie wieder aus. Ich war geschockt, wie anders ich aussah.

»Wenn dich jemand nach deinem Namen fragt, sagst du ab jetzt, dass du David heißt und mein Sohn bist.«

»Der Name gefällt mir nicht.«

»Welcher gefällt dir denn?«

»Albion.«

Er rümpfte die Nase.

»So hieß mein Vater.«

»Okay, ich nenn dich Albie.«

In den Tüten war auch Kleidung – Jeans, Sweatshirt und Unterwäsche. Terry hatte auch eine Salbe für meine Verbrennungen sowie eine Zahnbürste und Zahnpasta gekauft.

Ich hob mein Sweatshirt an und beugte mich vor, während er die Salbe auf meinen Rücken tupfte. Dabei redete er die ganze Zeit, um seine Verlegenheit zu überspielen.

»Wir können nicht zur Polizei gehen. Wenn ich ihnen erzähle, was ich gemacht habe ... wie ich dich rumgefahren habe, werden sie mich verhaften. Man wird mich anklagen, beschuldigen. Man wird sagen, dass ich mitgemacht habe. Was sie dir angetan haben, ist ein Verbrechen, und ich hätte früher etwas dagegen tun sollen.«

»Ich sage, dass du mich gerettet hast.«

»Das wird nicht reichen. Ich habe viele schlimme Sachen gemacht. Ich komme ins Gefängnis, und da drinnen bin ich nicht sicher. Sie können mich finden. Wir dürfen niemandem vertrauen. Nicht der Polizei. Nicht irgendwelchen Fremden.«

»Was machen wir dann?«

»Ich bringe dich zurück zu deiner Familie.«

»Ich habe keine Familie.«

»Es muss doch irgendjemanden geben.«

»Nein.«

Terry dachte, ich würde lügen, aber er ist der einzige Mensch, den ich nie angelogen habe.

Nachdem meine Haare trocken waren, packte er unsere Kleidung in die Ledertaschen an seinem Motorrad, zählte das Geld in seiner Brieftasche und stellte fest, dass wir nicht genug hatten. Wir fuhren zu einer Bank mit einem »Loch in der Wand«, doch als Terry seine Karte in die Maschine steckte, kam sie nicht wieder raus. Terry schlug gegen den Automaten und brüllte die schlimmsten Wörter.

»Was ist los?«

»Die haben mein Konto eingefroren. Ich kann kein Geld holen.«

Er lief auf dem Bürgersteig auf und ab und schlug sich mit der Faust gegen die Stirn, als ob er irgendwas in seinem Kopf lockern wollte. Dann hob er mich genauso schnell auf das Motorrad und sagte, ich solle mich festhalten.

»Wohin fahren wir?«

»Meine Schwester besuchen.«

»Du hast mir nicht erzählt, dass du eine Schwester hast.«

»Sie mag mich nicht besonders.«

Wir fuhren weitere Stunden, bis wir in eine Stadt voller alter Gebäude, Kirchen und ummauerter Parks kamen. Terry fand das Haus seiner Schwester, und wir beobachteten es etwa zwanzig Minuten vom Ende der Straße, um sicherzugehen, dass niemand auf uns wartete.

»Du musst hierbleiben«, sagte er. »Es dauert nicht lange.«

Ich setzte mich auf das Motorrad und beugte mich vor, um den Lenker zu fassen, wofür ich mich fast bäuchlings auf den Tank legen musste. Ich stellte mir vor, dass ich über die Autobahn fuhr und zwischen Autos die Spur wechselte.

Auf der anderen Straßenseite war ein Park, in dem Kinder spielten und im Laub Purzelbäume machten. Ich beobachtete sie durch den Gitterzaun, sah ihre Mütter, die in der Nähe standen oder saßen, in Kinderwagen blickten und Kaffee aus Pappbechern tranken.

Ein kleines Mädchen kam zum Zaun gerannt und fragte mich nach meinem Namen. Ich musste erst überlegen.

»Albie.«

»Bist du ein Junge oder ein Mädchen?«

Ich berührte mein Haar. »Ein Junge.«

»Ich bin Molly.« Sie zeigte hinter sich. »Das ist meine beste Freundin Bella. Wir gehen zur Brücke und spielen Puuh-Stöckchen.«

»Was ist denn das?«

Molly lachte. »Ein Spiel, du Dummie. Ich muss einen Stock suchen.«

Sie kickte gegen das Laub.

»Was ist mit dem hier?«

»Nein, der ist zu groß«, sagte sie und setzte ihre Suche fort. »Er darf nicht zu groß sein und nicht zu klein. Er muss genau richtig sein.«

»Wie Porridge«, sagte ich.

»Was?«

»*Goldlöffchen und die drei Bären* .«

»Genau.« Sie fand einen Stock. »Komm.«

Ich folgte Molly und Bella zu einer Fußgängerbrücke über einen kleinen Bach, der quer durch den Park floss. Er war so flach, dass man den Grund sehen konnte, und zu beiden Seiten von mit Moos und Farnen bewachsenen Backsteinmauern begrenzt.

»Du bist Schiedsrichter«, sagte Molly. »Achte darauf, dass Bella nicht schummelt.«

Bella schmolte. »Ich schummele nicht.«

»Du wirfst deinen Stock immer zu früh rein. Du wartest nie, bis ich bis drei gezählt habe.«

»Das stimmt nicht.«

Bella war die Schüchternere der beiden. Sie hatte lockiges Haar, das unter ihrer Wollmütze hervorragte. Beide trugen dicke Jacken gegen die Kälte, dazu Cordhosen, die in ihre Gummistiefel gestopft waren. Sie hielten ihre Stöcke über das Wasser.

»Eins ... zwei ... drei.«

Sie ließen die Zweige los und rannten zur anderen Seite der Brücke.

»Meiner gewinnt«, sagte Bella.

»Nein, das ist meiner«, widersprach Molly.

»Meiner war der braune.«

»Sie sind beide braun«, stellte ich fest.

»Ich hab gewonnen! Ich hab gewonnen!«, rief Bella.

»Nein, hast du nicht«, entgegnete Molly. Sie wandte sich mir zu und erwartete, dass ich die Frage abschließend klärte.

»Es war unentschieden«, sagte ich.

»Was?«

»Ihr habt beide gewonnen.«

»Nun, das scheint mir sehr gerecht zu sein«, unterbrach eine Frauenstimme uns. »Du bist ja ein geborener Diplomat.«

Sie lächelte mich an. Ich wusste nicht, was ein Diplomat ist, aber das wollte ich nicht zugeben. Die Frau schob einen Kinderwagen mit einem Baby, das so klein und still war, dass ich mich fragte, ob es echt war oder eine Puppe.

»Und wer bist du?«, fragte sie.

»Albie«, antwortete Molly. »Er ist unser Freund.«

»Wirklich?«

Die Mutter schien meine zu große Lederjacke und mein Haar zu mustern.

»Das ist eine interessante Frisur«, sagte sie. »Hast du das selbst gemacht?«

Ich schüttelte den Kopf und berührte mein Haar.

»Bist du von hier?«

»Ich warte auf meinen Vater.«

Ich zeigte durch den Park in die Richtung, wo das Motorrad stand.

»Lass uns noch mal Puuh-Stöckchen spielen«, sagte Molly aufgeregt.

»Wir müssen nach Hause gehen, Schätzchen«, sagte ihre Mutter.

»Es ist fast Zeit fürs Mittagessen.«

»Kann Bella mit zu uns nach Hause kommen?«

»Heute nicht.«

»Was ist mit Albie?«

»Oh, nein, Albie ist ein großer Junge. Er sollte wahrscheinlich in der Schule sein.«

Ich zögerte und wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Wo gehst du zur Schule?«, fragte sie.

»Nirgendwo.«

»Wirst du zu Hause unterrichtet?«

Ich zuckte die Schultern, blickte an ihr vorbei und hatte auf einmal Angst, Terry könnte ohne mich wegfahren.

»Ich muss los.«

Molly winkte, aber Bella hielt sich unsicher zurück. Ich war schon losgerannt, sprang über Blätterhaufen und folgte dem Gitterzaun bis zum Tor.

Terry stand neben dem Motorrad und blickte die Straße hinauf und hinunter.

»Wo bist du gewesen, verdammt noch mal?«, fragte er, mehr erleichtert als wütend.

»Im Park.«

»Geh nie wieder einfach so weg. Verstanden? Vertraue keinem.«

»Hast du deine Schwester getroffen?«

»Steig auf das Motorrad.«

Er hob mich hinter sich auf den Sitz, und ich legte automatisch die Arme um ihn. Ein wenig später hielten wir, um zu tanken. Terry kaufte mir eine Dose Limonade und einen Donut mit pinkem Zuckerguss. Beim Bezahlen musste er die Münzen abzählen. Ich bot ihm die Hälfte von meinem Donut an, doch er schüttelte den Kopf.

Als wir wieder beim Motorrad waren, durchsuchte er die Taschen seiner anderen Jeans nach Geld. Dann hob er mich auf den Sitz, und wir fuhren zu der Ausfahrt, aber anstatt wieder auf die Autobahn zu fahren, folgten wir einer kleineren Seitenstraße, bogen in einen Weg und parkten neben einer alten Scheune, die zu einer Seite lehnte, als wäre die Welt gekippt und sie hätte vergessen zu folgen.

»Geh nirgendwohin«, sagte Terry, griff hinter sich und zog die Pistole aus dem Gürtel seiner Jeans. Er blickte über den Lauf, kniff ein Auge zu und visierte die Scheune an, bevor er die Pistole wieder in den Gürtel steckte und seine Jacke darüberzog. Dann bückte er sich und verschmierte das Nummernschild des Motorrads mit einer Handvoll Schlamm.

»Wenn ich nicht zurückkomme, will ich, dass du zur Polizei gehst«, sagte er. »Aber erwähne meinen Namen nicht. Erwähne überhaupt keine Namen. Vergiss alles.«

»Fährst du weg?«

»Nicht lange.«

»Geh nicht weg.«

»Dir passiert schon nichts.«

»Aber du hast gesagt ... «

»Warte einfach hier.«

Er wendete das Motorrad und fuhr wieder auf die Straße in Richtung Autobahn. Ich setzte mich auf einen Baumstumpf, auf dem irgendjemand Holz gehackt hatte. Auf einer Wiese in der Nähe waren Pferde, auf einer anderen Schafe. In der Ferne konnte ich einen Traktor sehen, der einen Pflug hinter sich herzog und braune Linien im grünen Gras hinterließ.

Ich hatte so ein Gefühl, dass irgendwas schiefgehen würde. Ich öffnete den Mund so weit wie möglich, um meine Ohren knacken zu lassen, aber sie waren immer noch blockiert. Wenn ich die Augen schloss, sah ich Onkels Gesicht vor mir, deshalb machte ich sie wieder auf.

Onkel hat immer gesagt, ich würde eine Maske tragen, an die sich mein Gesicht angepasst hätte, sodass er nie wüsste, was in meinem Kopf vor sich ginge. Er sagte: »Wenn dich jemals irgendjemand findet und man anfängt, dir Fragen zu stellen, dann nimm dich ja in Acht. Wenn du ihnen von mir erzählst, werde ich dich jagen. Ich werde dich aufspüren und häuten wie ein totes Tier, und dann werde ich dich als Mantel tragen.«

Ich hörte das Motorrad, bevor ich es sah. Terry raste auf mich zu. Er bremste, streckte den Arm aus, hob mich hoch und legte mich über seinen Schoß, während er wieder beschleunigte. Ich starrte auf den Boden, der verschwommen vor meinen Augen vorbeihuschte. In der Ferne hörte ich Sirenen, die erst lauter und dann wieder leiser wurden. Polizeiwagen.

Als er endlich anhielt, kletterte ich um ihn herum und setzte mich hinter ihn. Er fuhr jetzt nicht mehr vorsichtig. Er schlängelte sich zwischen Autos und Lkw hindurch und schlüpfte in Lücken. Der Motor dröhnte, und alles vibrierte, während die Welt an uns

vorbeiflog. Bäume. Häuser. Laster. Städte. Terry bremste nicht, bis ich am Kragen seiner Jacke zupfte und sagte, dass ich mal pinkeln müsste.

Er hielt an. »Du musst hinter einen Baum gehen.«

»Hast du Klopapier?«

»Nein.«

»Papiertaschentücher.«

Er schüttelte den Kopf. Ich wünschte, ich wäre ein Junge, dann wäre es egal.

»Du wirst schon zurechtkommen«, sagte Terry und guckte in die andere Richtung. »Und achte auf Brennesseln, nicht, dass du dir den Hintern verbrennst.«

Als ich zurückkam, zählte er Geld, das er schnell in seine Jackentasche stopfte.

»Hast du das gestohlen?«, fragte ich.

»Ich habe es mir geliehen.«

Das war eine Lüge.

»Hast du jemandem wehgetan?«

Er sah mich mit gequälter Miene an. »Das würde ich nie tun.«

»Haben wir jetzt genug?«

»Für ein paar Wochen.«

Ich betrachtete mich in dem Spiegel am Lenker. Mein Haar war zerzaust und ungleichmäßig geschnitten und hatte die Farbe von Kohlenstaub. Mir war es egal, dass Terry ein Dieb war, und ich habe nie jemandem von dem Überfall erzählt.

Cyrus dachte, ich würde ein Monster schützen, aber die wahren Monster wohnen in großen Häusern hinter hohen Mauern und halten Kinder in Türmen gefangen. Terry war kein Monster. Er war mein Prinz.

Cyrus

»Dürfen sie das?«, fragt Sacha. »Sie ruhigstellen, meine ich.«

»Wenn sie eine Gefahr für sich oder andere darstellt.«

»War sie außer Kontrolle?«

»Nein.«

Ich denke an Evies bewusstlose Gestalt, als sie den Flur hinuntergetragen wurde. »Ich werde eine Beschwerde beim Ombudsmann für Kinder einreichen.«

»Wird das helfen?«

»Wahrscheinlich nicht.«

Bis die Sache angehört wird, werden Monate vergehen, und bis dahin ist Evie achtzehn und kein Kind mehr. Und wenn sie als Erwachsene zwangseingewiesen wird, könnte man sie unbegrenzt festhalten – das wäre der bei weitem schlimmste Ausgang.

Wir sitzen in der Küche und reden. Sacha steht auf und fragt, ob ich Hunger habe, bietet an, etwas zu kochen.

»Das ist keine so gute Idee«, antworte ich, doch sie hat schon den Kühlschrank geöffnet. Sein Inhalt beschämt mich – zwei Dosen Red Bull, ein Sixpack Bier, ein Beutel Streukäse für Pizza, Parmesan, Orangensaft, sonnengetrocknete Tomaten und ein halbes Dutzend Eier.

Sie öffnet einen weiteren Schrank, findet eine einsame Zwiebel und ein paar traurig aussehende Kartoffeln, die schon gekeimt haben.

»Du bist echt so ein Klischee: der Junggeselle mit dem leeren Kühlschrank.«

»Er ist nicht *völlig* leer.«

Sie kräuselt die Nase. »Was ist das?«

»Ich glaube, es *war* eine Avocado.«

»liih.«

Sacha kramt die mageren Vorräte zusammen und hält inne, um sich das Haar zu einem Pferdeschwanz zu binden.

»In der Dating-Szene wärest du ein sogenanntes WIP«, sagt sie, während sie die Kartoffeln schält.

»Was ist das?«

»Ein Work in Progress.«

»Und das ist etwas Gutes, ja?«

»Hmmm«, erwidert sie vorsichtig. »Vermutlich könntest du zum Lieblingsprojekt von irgendjemandem werden.«

»Ich bin zufällig Besitzer dieses Hauses«, verteidige ich mich. »Ich bin ein nicht ganz unvermögender alleinstehender Mann, bräuchte also nach Miss Austens Ansicht eine gute Ehefrau.«

»Ich glaube nicht, dass Mr Darcy Baked Beans aus der Dose gegessen hat.«

»Damals gab es noch keine Baked Beans.«

»Und ich bezweifle, dass er Orangensaft aus dem Karton getrunken hat.«

»So kriege ich keinen Skorbut.«

»Es ist eklig«, erwidert sie. »Wahrscheinlich rufst du den lokalen Inder öfter an als deine Mutter.«

»Ich habe keine Mutter.«

Die Aussage lässt Sacha erstarren. Sie wirkt geschockt. Ich möchte die Worte zurücknehmen, doch es ist zu spät. Sie versucht, sich zu entschuldigen. Ich erkläre ihr, dass das ein Witz war, aber das muntere Geplänkel ist beendet. Sie überspielt ihre Verlegenheit, indem sie die Kartoffeln aufsetzt und die Zwiebel würfelt.

»Red Bull oder Bier?«, frage ich.

»Ist die Frage ernst gemeint?«

Ich mache zwei Bier auf, sehe ihr beim Kochen zu und erzähle ihr von dem Mann, der Evie gesucht hat. Eine Personenbeschreibung kann ich nicht liefern, weil ich mir die Aufnahmen der Überwachungskameras nicht ansehen durfte, doch Evie ist sicher, dass derselbe Mann auch in dem Haus war, wo Terry Boland gestorben ist.

»Das war vor sieben Jahren«, sagt sie. »Evie war wie alt – zehn oder elf? Würdest du dich so lange an eine Stimme erinnern?«

»Vielleicht, wenn ihr Besitzer einen Mann zu Tode gefoltert hat.«

Sacha verzieht das Gesicht, und ich entschuldige mich für meine Unverblümtheit.

»Ich bin ein bisschen unbeholfen«, sage ich. »Ich bin schon lange Zeit alleine.«

»Ich auch«, erwidert sie, nimmt ihre Flasche und stößt damit gegen meine.

»Wir geben schon ein tolles Pärchen ab. Introvertierter trifft Eremiten.«

»Wer von uns ist der Eremit?«, frage ich.

»Das ist ja wohl klar. Ich brauche ein Ruderboot, um mein Haus zu erreichen. Ich kaufe nur einmal alle vierzehn Tage Vorräte ein. Ich baue mein eigenes Gemüse an, und ich habe Solarpanels und sammle Regenwasser auf dem Dach.«

»Du gewinnst«, sage ich lachend. »Ich bin der Introvertierte.«

Als die Kartoffeln fast gar sind, schneidet Sacha sie in Scheiben und bedeckt sie mit einer Mischung aus geschmorten Zwiebeln, getrockneten Tomaten und Kräutern. Darüber gießt sie die geschlagenen Eier und bestreut sie mit dem Käse, bevor sie die schwere Auflaufform zum Überbacken in den Ofen schiebt. Ich decke Messer und Gabeln und öffne zwei weitere Flaschen Bier.

Später trägt sie die Form mit zwei Topflappen zum Tisch, teilt den Auflauf und serviert. Salz- und Pfeffermühlen werden hin und her gereicht. Der erste Bissen schmilzt im Mund.

»Du kannst echt zaubern«, sage ich.

»Es *ist* ziemlich gut.«

Wir essen schweigend, bis Sacha eine Frage hat.

»Wie hat dieser Mann Evie gefunden? Du hast gesagt, bis auf ihren Sozialarbeiter in Langford Hall weiß niemand, dass sie Angel Face ist.«

»Er kannte Evies Identität nicht. Er hat nach mir gefragt.«

»Namentlich?«

»Ja.«

Ich weiß, worauf sie hinauswill. Ich stehe nicht auf der Liste des Personals und bin nicht als Gutachter in Langford Hall registriert. Meine einzige Verbindung dorthin ist Evie.

»Er muss mir gefolgt sein«, sage ich und denke an die vergangenen Tage zurück. Jimmy Verbic wusste, dass Angel Face in

einem städtischen Kinderheim untergebracht ist, kannte jedoch angeblich weder ihren genauen Aufenthaltsort noch ihre neue Identität. Lenny hat gesagt, jemand aus dem Büro des Chief Constable habe sie angerufen und seine Besorgnis darüber geäußert, dass ich nach Angel Face suchen würde.

»Ich muss einen Stolperdraht ausgelöst haben«, sage ich.

Sacha setzt ihr Bier ab und wischt sich über die Lippen. »Hamish Whitmore hat als Erster angefangen zu suchen.«

»Ja, aber er wusste nichts von Evie.«

Wir schweigen beide und stellen uns stumm die gleiche Frage.

Sacha blickt zur Uhr an der Wand und gähnt. »Ich weiß, es ist noch früh, aber ich gehe immer mit den Hühnern ins Bett.«

»Nur zu«, sage ich. »Ich räume die Küche auf.«

Ich höre ihre Schritte auf der Treppe. Ihre Zimmertür wird geschlossen. Ich lade das Geschirr in die Spülmaschine und wische die Arbeitsflächen ab. Später stemme ich im Fitnessraum im Keller Gewichte, bis meine Arme zittern und ich die Wasserflasche kaum noch zum Mund führen kann. Ich steige die Treppe hinauf, bleibe kurz vor ihrer Tür stehen und stelle mir vor, wie sie schläft, ihr rotes Haar auf dem Kissen aufgefächert.

Ich gehe weiter in mein Zimmer und dann unter die Dusche. Hinterher stehe ich am Schlafzimmerfenster, trockne mir mit einem Handtuch die Haare, blicke auf die stille Straße und denke an den Mann, der Evie sucht. Woher wusste er, dass ich Langford Hall besucht habe? Hat er mich beobachtet? Fühlt es sich so für Evie an, sich ständig umzudrehen und zu fürchten, jemand könnte sie verfolgen?

Vor dem Schlafengehen vergewissere ich mich noch einmal, dass alle Fenster und Türen im Erdgeschoss abgeschlossen sind.

Cyrus

Lenny bestellt ihr Frühstück jeden Tag in demselben Café – ein Deli, das richtiges Porridge macht und Rührei, das leichter ist als Luft. Sie holt die Bestellung immer selbst ab, weil sie sich gern für zehn Minuten die Beine vertritt.

Ich schließe zu ihr auf. »Ich wollte dich zum Frühstück einladen.«

»Ist heute mein Geburtstag?«, fragt sie.

»Ich wollte mal wieder mit einer alten Freundin plaudern.«

»Hmmm.«

»Was passiert mit der Ermittlung im Fall Hamish Whitmore?«

»Woher soll ich das wissen? Es ist nicht mein Fall. Und auch nicht deiner.«

Sie wechselt die Richtung und überquert die Straße. Der Wind fegt in Böen durch die Baumkronen und lässt Blüten rieseln wie Schneeflocken im Spätwinter.

»Hamish Whitmore glaubte, dass Eugene Green einen Komplizen hatte oder diese Kinder im Auftrag eines anderen entführt hat.«

»Auf welcher Beweisgrundlage?«

»Die zeitlichen Abläufe. Einige seiner Opfer wurden wochenlang am Leben gehalten. Green hat in einem möblierten Zimmer gewohnt. Er muss noch einen anderen Ort gehabt haben.«

»Erwartest du eine Antwort von mir?«

»Ich frage dich nach deiner Meinung.«

»Abbruchhäuser, Luftschutzbunker. Verlassene Lagerhallen. Leere Wohnungen. Nebengebäude. Hühnerställe. Er hätte sie an beliebig vielen Orten festhalten können.«

»Die Polizei hat Greens Aktivitäten anhand von Tankquittungen und Handysignalen rekonstruiert. Die belegen, dass er bei den Entführungen jedes Mal in der Nähe war, nicht jedoch irgendwo im Umkreis der Orte, wo die Leichen schließlich abgelegt wurden. Laut

Bob Menken haben sie Green zu den verschiedenen Fundorten geführt, und er hat den Eindruck gemacht, als würde er sie zum ersten Mal sehen.«

»Da waren seine Opfer schon tot. Es war ihm gleichgültig.«

»Ein Psychopath saugt jedes Detail auf, durchlebt jeden Moment in der Erinnerung.«

Lenny zieht die Schultern hoch und vergräbt die Hände tiefer in ihren Taschen, doch ich weiß, dass sie zuhört.

»Die meisten Pädophilen haben eine Vorliebe für ein bestimmtes Geschlecht und eine bestimmte Altersspanne, aber Green war völlig wahllos. Er hat Jungen und Mädchen zwischen sechs und vierzehn entführt. Das ist äußerst ungewöhnlich.«

»Du machst dir Sorgen, weil er nicht anspruchsvoll genug war.«

»Nein!«, erwidere ich wütend. »Ich äußere die Vermutung, dass er einen Komplizen mit anderen Vorlieben hatte.«

Wir überqueren eine weitere Straße und schlängeln uns zwischen Autos durch, die vor einer roten Ampel gehalten haben.

»Nicht alle Sexualstraftäter sind Pädophile, und nicht alle Pädophilen sind gleich«, sage ich. »Eugene Green war ein sozial ungelenker Außenseiter mit sehr wenigen Freunden; ein Gelegenheitstäter, der Kinder als Ersatz für das betrachtet hat, was er nicht bekommen konnte: eine normale Beziehung. Pädophile wie Green suchen sich als Opfer häufig Kinder, die für sie verfügbar sind: Nichten, Neffen, Nachbarn. Sie lungern auf Spielplätzen oder in Schwimmbädern rum oder machen ehrenamtlich Jugendarbeit. Sie umgarnen und verführen ihre Opfer.

Ich glaube, sein Komplize ist moralisch wahllos. Jemand, der Kinder auf die gleiche Weise missbraucht wie alle anderen in seinem Leben. Jemand, der lügt, betrügt, stiehlt und schändet, einfach weil er es kann. Jemand, der nicht die Geduld hat, ein Opfer zu umgarnen. Wahrscheinlich wendet er eher Gewalt an, foltert und tötet.«

Wir haben das Deli erreicht. Lennys Bestellung steht auf dem Tresen bereit, in einer braunen Papiertüte mit beigelegter Rechnung. Ich warte auf dem Bürgersteig, bis sie herauskommt. Sie drückt auf den Knopf der Verkehrsampel.

»Einer der Namen auf dem Whiteboard in Whitmores Zimmer war

›Angel Face‹.«

»Du hast mir versprochen ... «

»Ich suche sie nicht.«

»Ein Name auf einer Tafel beweist gar nichts. Gib mir etwas Konkreteres.«

»Der Mann, der sich Eileen Whitmore gegenüber als Detective ausgegeben hat, hatte eine halbmondförmige Narbe über dem rechten Auge. Terry Bolands Schwester und seine Ex-Frau haben beide eine entsprechende Beschreibung von einem Mann gegeben, der bei ihnen aufgetaucht ist und nach Terry Boland gefragt hat. Der ihn gesucht hat. Und zwar, bevor man seine Leiche gefunden hat. Danach ist er noch einmal bei den Frauen erschienen – diesmal auf der Suche nach Angel Face.«

»Du glaubst, Terry Boland war der Komplize?«

»Nein. Alle haben angenommen, Terry Boland hätte Angel Face entführt und sexuell missbraucht, aber ich glaube, es war umgekehrt – er hat versucht, sie zu retten.«

»Wenn das stimmen würde, hätte er sie zur Polizei gebracht.«

»Nicht, wenn er der Polizei nicht vertraut hat.«

Die Schlussfolgerung ärgert sie. Wir kommen an einem Obdachlosen vorbei, der auf einem flachen Pappkarton sitzt, eingehüllt in eine schmutzige Decke, sodass nur sein Gesicht zu sehen ist. Lenny bleibt stehen und wirft eine Handvoll Münzen in seinen Hut.

»Ich glaube, Hamish Whitmore hat eine Verbindung zwischen Eugene Green und Terry Boland entdeckt«, sage ich.

»Pädophile finden einander.«

»Boland war kein Pädophiler.«

»Das sagst du immer wieder.«

Ich zögere, weil mir bewusst ist, dass ich Evie Cormac nicht erwähnen darf. Ihre Identität ist geschützt.

Lenny ist noch nicht fertig. »Du bist ein scharfsichtiger Mann, Cyrus, bisweilen ziemlich brilliant, aber du neigst zu voreiligen Schlüssen.«

»Ich folge den Indizien.«

Sie seufzt müde. »Was ist die nächste Zahl in dieser Folge? Eins, zwei, vier, acht, sechzehn ... «

»Zweiunddreißig.«

»Nein, einunddreißig.«

Ich sehe die Folge im Kopf vor mir und will ihr widersprechen.

»Die Antwort basiert auf Mosers Kreisproblem«, erklärt sie. »Sie wird normalerweise als Warnung für Mathematikstudenten benutzt, nicht ohne Beweise ein Muster herzuleiten. Das ist das, was du tust – du findest Muster ohne Beweise.«

Lenny bleibt an einer weiteren Ampel stehen.

»Ich glaube Folgendes«, sagt sie. »Hamish Whitmore und Bob Menken haben mehr als zehn Jahre lang das Dezernat für Sexualverbrechen der Polizei Manchester geleitet. Jede Einheit im Land hat sie um ihre Aufklärungsrate beneidet. Neunzig Prozent der Verdächtigen wurden verurteilt. Aber es gab Getuschel. Beschwerden. Eugene Greens Verteidiger hat behauptet, die Beweise gegen seinen Mandanten seien gefälscht und Greens DNA bewusst deponiert worden.«

»Green hat gestanden.«

»Nachdem man ihn sechsunddreißig Stunden wachgehalten hatte.«

»So etwas passiert heutzutage nicht mehr.«

Lenny lacht. »Stell dich doch nicht dümmer, als du bist, Cyrus.«

»Willst du sagen, dass Whitmore korrupt war?«

»Ich will sagen, dass er die Regeln sehr großzügig ausgelegt hat. Ich habe keinen Zweifel daran, dass jeder Straftäter, den er hinter Gitter gebracht hat, schuldig war, aber Hamish und sein Team haben auch dafür gesorgt, dass sie sich nicht wieder rauswinden konnten.«

»Warum sollte er seinen Ruf aufs Spiel setzen, indem er noch einmal im Fall Eugene Green ermittelt?«

»Schuld ist ein zersetzendes Gefühl. Vielleicht ließen ihm seine Geister keine Ruhe.«

Das klingt zu flapsig und ohne echte Überzeugung dahingesagt. Lenny ist nicht vorsätzlich stur, doch sie muss sich an Bestimmungen und Befehlsketten halten.

Wir haben die Polizeistation fast erreicht. Lenny läuft vor mir die Stufen hoch und knöpft ihre Jacke auf.

»Was ist mit dem Mann mit der halbmondförmigen Narbe?«, rufe ich.

»Ich mache eine Abfrage in unseren Datenbanken und gebe die Details an Xcalibre weiter«, erwidert sie.

»Das hat nichts mit kriminellen Banden zu tun.«

»Und es ist *nicht* dein Fall«, faucht Lenny und wendet sich an den Sergeant am Empfang. »Wenn irgendjemand versucht, mein Frühstück zu stören, lassen Sie ihn verhaften.«

Evie

In den ersten Wochen haben wir in Motels und Pensionen übernachtet, nie länger als eine Nacht am selben Ort. Als wir einmal nichts gefunden haben, hat Terry ein Schloss aufgebrochen, und wir haben in der Umkleidekabine eines Fußballplatzes geschlafen. Ein anderes Mal haben wir ein leeres Haus gefunden, dessen Bewohner im Urlaub waren. Ich kam mir vor wie Goldlöckchen, die verschiedene Betten ausprobiert.

Tagsüber jobbte Terry als Hilfsarbeiter auf Baustellen. Er setzte mich in einem Einkaufszentrum ab, wo ich mir einen Film anschauen, in einen Buchladen gehen oder in den Spielhallen abhängen konnte. Er brachte mir bei, wie man Schulschwänzer-Kontrollen und neugierigen Sicherheitsleuten aus dem Weg ging.

Eines Nachmittags holte er mich in einem alten Wagen wieder ab, der nach Diesel und Hunden roch.

»Wo ist dein Motorrad?«, fragte ich.

»Das hab ich verkauft.«

»Warum?«

»Sie werden danach suchen«, sagte er, als wäre es ihm egal. »Ich hab ein Haus für uns gefunden.«

»Wo?«

»Ich zeig es dir.«

Terry fuhr durch den dichten Verkehr, bis wir in eine Gegend kamen, in der reiche und arme Häuser nur ein paar Straßen voneinander entfernt standen. Er hielt in einer ruhigen Gasse, in der Mülltonnen standen, machte den Kofferraum auf und nahm eine große Reißverschluss Tasche heraus.

»Sobald wir im Haus sind, lass ich dich wieder raus«, sagte er. »Niemand darf wissen, dass du mit mir zusammenwohnst.«

Ich kroch in die Tasche, rollte mich zusammen und umklammerte

meine Knie. Terry zog den Reißverschluss zu, und ich hörte, wie der Kofferraum zugeklappt wurde.

Ich lag im Dunkeln, roch meinen eigenen Atem und spürte, wie der Wagen gestartet wurde. Wir fuhren eine Weile und hielten dann wieder an. Terry nahm die Tasche aus dem Kofferraum.

»Kann ich jetzt rauskommen?«, fragte ich.

»Noch nicht«, flüsterte er.

»Ich krieg keine Luft.«

»Es dauert nicht mehr lange.«

Die Tasche stieß baumelnd gegen seinen Rücken, als er mich irgendeine Treppe hochtrug. Ich hörte, wie ein Schlüssel im Schloss gedreht und eine Tür geöffnet wurde. Terry stellte mich ab und zog den Reißverschluss auf. Frische Luft schlug mir entgegen. Wir waren in einer Küche. Er strich mir das feuchte Haar aus der Stirn und sagte, es tue ihm leid.

Ich inspizierte das Haus, erst das Erdgeschoss, dann den ersten Stock. Terry folgte mir. »Ich kauf uns Möbel, Betten und einen Fernseher.«

»Wir brauchen auch Teller und Töpfe.«

»Du musst mir helfen, eine Liste zu machen.«

Terry erklärte mir die Regeln.

Nicht rausgehen.

Nicht aus dem Fenster gucken.

Niemandem die Tür aufmachen.

Keine laute Musik hören.

Kein Licht anmachen, wenn er nicht zu Hause war.

»Ich wohne allein, denk dran!«

Lange Zeit wusste ich nicht, wie das Haus von außen aussah. Ich kannte nur die Aussicht von innen durch Schlitze in den Vorhängen oder heruntergelassene Jalousien.

»Wenn sie uns finden, bringen sie uns um«, sagte Terry. »Sie werden jeden umbringen, der weiß, wo wir sind.«

In den folgenden Tagen kam Terry mit gebrauchten Möbeln nach Hause, die er in Secondhand-Läden und Müllcontainern gefunden hatte. Außerdem brachte er Holz und Werkzeuge und fing an, eine geheime Kammer hinter dem Kleiderschrank in seinem Schlafzimmer zu bauen. Hinter einer verschiebbaren Verkleidung,

die so perfekt passte, dass man sie gar nicht bemerkte, richtete er eine Kammer mit einer Matratze und einer wiederaufladbaren Lampe an einem Deckenbalken ein. Der Lichtkreis der Lampe wirkte hell und fest, weil die Dunkelheit jenseits davon so dunkel war.

Bald war die Kammer voll mit meinen Sachen – Bücher, Spiele, Stifte und Kleider.

»Den Kram darfst du nicht im Haus rumliegen lassen«, erklärte Terry mir. »Keine Kinder- oder Mädchensachen. Nichts, was darauf hinweist, dass du hier wohnst.«

»Aber ich wohne hier.«

»Das ist kein Wohnen«, sagte er leise. »Sondern Verstecken.«

Terry nahm einen Job als Türsteher in einem Nachtclub namens The Westend an. Ich glaube nicht, dass es ein Strip-Club war, jedenfalls erwähnte er nie Freier oder Mädchen, die betatscht wurden. Er arbeitete abends und kam am frühen Morgen nach Hause. Wenn er nicht da war, sollte ich in meiner geheimen Kammer bleiben, doch ich schlich mich raus, sah fern oder schaute aus dem Fenster, wenn Terry schlief. Abgesehen von einem Jungen, der gegenüber wohnte, hat mich niemand gesehen. Er winkte mir von seinem Fenster aus zu. Ich winkte nicht zurück.

Ich achtete immer darauf, wieder in der geheimen Kammer zu sein, bevor Terry nach Hause kam. Normalerweise schlief ich, aber manchmal hörte ich ihn die Treppe hochsteigen, ins Bett fallen und schnarchen. Er schlief immer noch, wenn ich morgens aufwachte und, vorsichtig darauf bedacht, ihn nicht zu wecken, unter seine Decke schlüpfte. Ich lag an seinem Rücken und presste mein Gesicht zwischen seine Schulterblätter.

»Was machst du hier?«, fragte er dann und drehte sich um, um mich anzusehen.

»Ich hatte Angst.«

»Du solltest nicht in das Bett eines Mannes kriechen.«

»Du bist kein Mann.«

»Was bin ich denn?«

»Du bist Terry.«

Er küsste mich auf den Kopf. Ich neigte das Gesicht, weil ich dachte, er würde mich vielleicht richtig küssen, doch das hat er nie getan. Stattdessen sagte er, dass ich eines Tages einen guten und

sanften Mann treffen würde, bei dem ich mich sicher fühlen würde.

»Bei dir fühle ich mich sicher.«

»Ich bin schon verheiratet.«

»Du bist geschieden.«

»Ich bin zu alt. Du findest jemanden in deinem Alter.«

»Und wenn ich mir dich aussuche?«

Er lächelte traurig. »Du musst jemanden wählen, der dich mehr liebt als ich.«

»Liebst du mich nicht?«

»Doch, aber nicht so.«

»Wie?«

»So.«

Ich umarmte ihn fester. »Niemand wird mich je heiraten.«

»Warum nicht?«

»Ich bin schmutzig von innen.«

»Du bist nicht schmutzig. Du bist ein gutes Mädchen. Was diese Männer dir angetan haben ... Sie sollen zur Hölle fahren.«

»Gibt es eine Hölle?«

»Ich weiß nicht. Aber wenn es irgendeine Gerechtigkeit gibt, dann ist für solche Menschen ein Ort vorgesehen, der schlimmer ist als die Hölle.«

Ich wollte ihm glauben. Ich wollte, dass er mich heiratete.

»Wie alt bist du?«, fragte ich.

»Achtundvierzig. Und du?«

»Dreizehn.«

»Du siehst aber nicht aus wie dreizehn.«

»Fast. An meinem nächsten Geburtstag. Am sechsten November.«

»Das heißt, du bist zwölf«, sagte Terry lachend und zog eine Braue hoch. »Bist du wirklich am sechsten November geboren?«

Ich nickte, unsicher, ob ich etwas Falsches gesagt hatte.

»Da habe ich auch Geburtstag!«, sagte er. »So ein Zufall.«

»Was?«

»Das Jahr hat dreihundertfünfundsechzig Tage, und wir haben am selben Tag Geburtstag! Das ist verdammt unwahrscheinlich.«

Ganz genau verstand ich ihn immer noch nicht, doch mir gefiel die Idee, dass wir einen Tag gemeinsam hatten. Ich kann mich nicht

erinnern, dass ich vorher schon mal irgendwas mit jemandem gemeinsam hatte ... nicht, bis ich Cyrus getroffen und mit ihm einen anderen Menschen gefunden habe, der auch überlebt hat.

Cyrus

Das Haus ist leer. Geräusche hallen wider. Einen Moment lang denke ich, dass Sacha gefahren ist, aber ihre Reisetasche steht noch oben, und Poppy ist nicht im Garten. Zwanzig Minuten später kommen sie zurück. Poppy tapst über den Holzboden und veranstaltet beim Trinken aus ihrem Wassernapf eine Sauerei.

»Wir waren im Park«, erklärt Sacha mit von der Winterkälte geröteten Wangen. »Poppy kennt jeden.«

»Es ist ihr Revier.«

»Mit wie vielen Frauen flirtest du im Park?«

»Mit keiner.«

»Wirklich? Sie haben alle nach dir gefragt. Sie dachten, ich wäre deine Freundin.« Sie grinst kokett. »Das Wort ›endlich‹ ist ziemlich oft gefallen.«

»Dann werde ich dich morgen erklären müssen.«

Sacha lacht, was sie unbeschwerter und schöner aussehen lässt. Ich mag ihren Witz, ihren lockeren Charme und die Art, wie ich in ihrer Gegenwart nervös werde. Ich mag es, wie sie den Kopf neigt, wenn sie mich ansieht, als wäre sie verwirrt, aber interessiert daran, mehr zu hören. Ich mag es, wie sie zum Mittelpunkt jedes Raumes wird, den sie betritt, die Leichtigkeit ihrer Stimme und die Bewegungen ihrer Hände, wenn sie redet. Sollte ich sie für schön halten? Darf man das noch, oder mache ich sie damit zum Objekt? Wenn ich ganz ehrlich wäre, müsste ich zugeben, dass ihr Gesicht ein wenig zu schmal und ihre Nase ein bisschen schief ist, aber solche Sachen interessieren mich nicht, und ich würde es hassen, wenn jemand mich auf diese Weise auseinandernähme.

Sie knöpft ihren Mantel auf. Ich nehme ihn ihr ab, berühre unabsichtlich ihre Hand und spüre die Wärme und die Weichheit.

»Scheint ja eine recht lebendige Nachbarschaft zu sein«, sagt sie.

»Offenbar weiß jeder, was du machst. Ich habe von dem Brand in deinem Haus erfahren und von deinem Bruder.« Sie zögert kurz.
»Du hast ihn noch gar nicht erwähnt. Wo ist er jetzt?«

»In der forensischen Psychiatrie etwa eine Stunde nördlich von hier.«

»Besuchst du ihn?«, fragt sie.

»Einmal im Monat«, antworte ich und bin froh, dass sie nicht Evie ist. »Ich war letzten Freitag dort. Er hatte Geburtstag.«

»Das ist nett«, antwortet sie, und ihre Neugier scheint befriedigt.

In diesem Moment steht Poppy aus ihrem Körbchen auf und trottet quer durch die Küche. Sie stupst mit der Schnauze gegen meinen Schenkel und blickt von ihrem leeren Fressnapf zu mir.

»Sie hat Hunger«, sagt Sacha.

»Nein, sie bettelt«, erwidere ich und hole einen Becher voll Hundekekse aus einem Beutel in der Waschküche.

Es klingelt.

Ich blicke durch den Spion. Vor der Tür steht DI Menken in einem kastenartig geschnittenen grauen Anzug und einem Hemd, dessen oberste Knöpfe offen sind, sodass sein Brusthaar hervorlugt.

»Ich hoffe, ich störe nicht«, sagt er und blickt an mir vorbei in den Flur.

»Überhaupt nicht. Wie haben Sie mich gefunden?«

»Ich bin Detective.«

Bei ihm hört es sich ganz offensichtlich an.

»Ist dies ein offizieller Besuch?«

»Ja und nein.«

Ich mache einen Schritt zur Seite, lasse ihn eintreten und weise ihn in die Küche.

In der Waschküche summt die Waschmaschine. Sacha muss sie angestellt haben.

»Sie renovieren.«

»Es hat gebrannt.«

»Großer Schaden?«

»Groß genug.«

Er bewundert die Küche und blickt die Treppe hinauf. »Ihr Haus?«

»Meine Großeltern haben es mir vermacht.«

»Da haben Sie Glück gehabt. Ich hab von meinen nur einen

hohen Cholesterinwert und eingewachsene Fußnägel geerbt.«

Ich lasse ihn noch ein wenig herumschweifen und warte, dass er auf den Grund seines Besuches zu sprechen kommt.

»Ich wollte mich für neulich entschuldigen«, sagt er. »Ich war ein schlechter Gastgeber. Unhöflich obendrein. Diese ganze Geschichte, Hamishs Tod, ich war aufgewühlt, aber das ist keine Ausrede.«

»Sie haben den weiten Weg doch nicht gemacht, nur um sich zu entschuldigen.«

»Nein.«

Er zieht einen Holzstuhl zurück, setzt sich und knöpft sein Jackett auf. Seine Wampe hängt über seinen Gürtel.

»Nachdem Sie gegangen waren, habe ich angefangen, über die Frage nachzudenken, ob Eugene Green einen Komplizen hatte. Natürlich haben wir die Möglichkeit damals in Erwägung gezogen, aber als Green gestanden hat, schien es nicht länger ...« Er sucht nach einem passenden Wort und findet »dringend«.

»Seit Ihrem Besuch habe ich mir die Namen noch mal angesehen, die Hamish mir geschickt hat. Ich bin auf eine Notiz gestoßen – eine Information, die ein Spitzel im Gefängnis geliefert hatte. Er hatte seinem Kontaktmann erzählt, dass ein Kopfgeld auf Eugene Green ausgesetzt worden sei. Deshalb hatte Green im Gefängnis zusätzlichen Schutz bekommen. Die meisten Kinderschänder sind ohnehin von den übrigen Gefängnisinsassen getrennt, aber Green war zu seiner eigenen Sicherheit in strenger Einzelhaft untergebracht, die er nur für seine Therapiesitzungen und die Teilnahme an einem Kunstkurs verlassen durfte. Der Kunstkurs fand im Aufenthaltsraum statt, der Fitnessraum des Gefängnisses war gleich nebenan. Ein Mann namens Bernard Travis hat Green mit einem Fahrradsattel, den er von einem Trimmrad abmontiert hatte, totgeschlagen. Die Wärter brauchten vier Minuten, um zu Hilfe zu eilen. Das war zu lange. Massives Schädel-Hirn-Trauma.«

»Warum kommen Sie damit zu mir?«

»Sie könnten der Einzige sein, der sich dafür interessiert.«

Ich glaube ihm seine Antwort nicht, lasse ihn jedoch weiterreden.

»Green hatte angefangen, gegenüber seinem Therapeuten im Gefängnis weitere Details über die Verbrechen zu enthüllen, Dinge,

die er bei der polizeilichen Vernehmung nicht erwähnt hatte. Der Therapeut hat Kontakt mit Hamish aufgenommen, wobei er vorsichtig sein musste, wie viel er wegen der ärztlichen Schweigepflicht preisgeben durfte.«

»Das hat Hamish Ihnen erzählt?«

Menken nickt und blickt zu der Kaffeemaschine auf dem Tresen. Ich biete ihm eine Tasse an. Er akzeptiert. Ich nehme einen Becher aus dem Schrank und schiebe eine Kapsel in die Maschine. Eine weitere Neuanschaffung mit dem Geld der Versicherung.

»Wollen Sie andeuten, dass Green getötet wurde, weil er vorhatte, weitere Personen zu beschuldigen?«

»Ich schätze, das ist eine Möglichkeit, doch mich überzeugt sie nicht. Bernard Travis hat gestanden, gezwungenermaßen: Der ganze Angriff war von den Überwachungskameras aufgezeichnet worden. Er hat der Polizei erzählt, dass seine Schwester als Teenager Selbstmord begangen hatte, nachdem sie von einem Lehrer sexuell missbraucht worden war. Es hat sie komplett zerstört. Bulimie, Anorexie, das ganze Programm. Als Travis Green getroffen hat, ist alles wieder hochgekommen, und er ist ausgeflippt.«

»Sie haben ein Kopfgeld erwähnt.«

»Ja, aber ich glaube nicht, dass das etwas mit der Existenz eines Komplizen zu tun hatte. Eins von Eugene Greens Opfern – Patrick Comber – wurde nie gefunden. Sein Vater, Clayton Comber, hat Green im Gefängnis besucht, weil er hoffte, Informationen von ihm zu bekommen, aber vergeblich. Clayton war besessen davon, seinen Sohn zu finden. Er hat Briefe an Zeitungen geschrieben, Petitionen eingereicht, Parlamentsabgeordnete bearbeitet. Er konnte eine echte Nervensäge sein, aber ich kann es ihm nicht verdenken, dass er es versucht hat.«

Menken nimmt den Becher Kaffee, gibt zwei Stücke Zucker hinein und rührt langsam um. In seinen Händen sieht der Teelöffel klein aus.

»Hamish hat mich gebeten, nach Verbindungen zwischen Eugene Green und Bernard Travis zu suchen. Ich habe ihm erklärt, dass ich nichts gefunden hätte, aber das stimmt nicht.«

»Sie haben ihn angelogen.«

»Ich habe bestimmte Details ausgelassen. Travis war als

Teenager ein vielversprechender Boxer in einem Studio in Sheffield, The Fight Club. Mit achtzehn hat er sich für die Olympischen Spiele qualifiziert, doch nach dem Tod seiner Schwester ist er auf die schiefe Bahn geraten und hat keine zweite Chance bekommen. Damals gab es im Fight Club noch einen anderen talentierten Boxer, Clayton Comber.«

»Sie kannten sich.«

»Das scheint logisch.«

»Sie glauben, Clayton Comber hat die Ermordung von Eugene Green organisiert.«

»Ich erzähle Ihnen nur, was ich herausgefunden habe. Vielleicht wollte Comber, dass Travis Green Druck macht, um rauszukriegen, was mit seinem Sohn geschehen ist, und Travis ist zu weit gegangen. Vielleicht wollte er auch, dass Green stirbt.«

»Wo ist Travis jetzt?«

»Er sitzt zwölf Jahre wegen Totschlags ab. Einer Verurteilung wegen Mordes ist er entgangen, weil der Richter ihm geglaubt hat, dass er von Green provoziert worden war.«

»Was glauben Sie?«

»Ich würde es eine Win-win-Situation nennen. Ein Kinderschänder tot, ein Stück Abschaum eingesperrt.«

Wir hören beide ein Geräusch von der Treppe. Menken dreht sich zur Tür, als Sacha auftaucht. Er steht auf.

»Ich wusste nicht, dass Sie Besuch haben.«

»Eine Freundin.«

Ich stelle Sacha vor. Menken verbeugt sich steif, gibt ihr jedoch nicht die Hand.

»Haben Sie eine Ahnung, wo ich Clayton Comber finden kann?«, frage ich.

»Versuchen Sie es im Boxclub. Er existiert immer noch.«

Cyrus

Die High Wincobank Allotments sind eine Schrebergartenanlage am Hang eines Hügels, auf dem einst eine alte Festung mit Blick auf den River Don stand. Gemüse- und Blumenhochbeete wechseln sich ab, unterteilt nur von grasbewachsenen Wegen zwischen den einzelnen Gärten. In einigen stehen Gewächshäuser aus Plastik oder Schuppen aus Sperrholz mit Wellblechdächern, andere haben Gartenhäuschen, die aussehen wie Spielhäuser für Kinder, mit einer winzigen Veranda und richtigen Fenstern mit Gardinen.

Ich habe den gestrigen Tag damit verbracht, Clayton Combers Adresse in Sheffield herauszubekommen. Mein Anruf beim Fight Club hat mir zwei verschiedene Anschriften eingebracht, doch trotz der frühen Stunde hat in beiden Häusern niemand aufgemacht. Ein klatschsüchtiger Nachbar hat uns geraten, es hier zu probieren.

Sacha knöpft ihre Jacke zu und wickelt sich einen Schal um den Hals, als wir den Wegen zwischen den Gärten folgen. Ein korpulenter Mann in Gummistiefeln wendet mit einer Hacke den Boden, bückt sich, hebt einen Stein auf und wirft ihn in eine Schubkarre.

»Clayton Comber?«, frage ich.

Er zeigt ein Stück den Pfad hinunter. Wir kommen an einem Windschutz aus Tannen vorbei und sehen dann einen alten Mann auf einem Küchenstuhl, der Schnüre zu einem Ball aufwickelt. Seine Finger sind knotig von Gicht, zwischen seinen Zähnen klemmt eine Pfeife, die jedoch nicht angezündet ist.

»Ich suche Clayton Comber.«

»Senior oder Junior?«, fragt er und hebt den Kopf.

Ich schätze ihn auf mindestens siebzig. Er hat graue Haare und ist unrasiert. Hinter ihm sind eine Reihe großer Holzbottiche mit Gemüse bepflanzt und mit kleinen Schildern versehen worden, die

angeben, welche Samen unter der Erde keimen. Broccoli, Lauch, Stangenbohnen. Eine Vogelscheuche aus mit Lumpen ausgestopften Kartoffelsäcken wacht über die Bottiche. Sie trägt eine alte Hose und eine Adidas-Trainingsjacke mit weißen Streifen an den Ärmeln. Ihr Kopf ist ein weicher Volleyball mit einer angeklebten Spiegelsonnenbrille.

»Ich suche Patricks Vater.«

»Da kommen Sie zwei Monate zu spät.«

Wahrscheinlich sehe ich verwirrt aus.

»Wir heißen beide Clayton«, sagt er. »Mein Sohn hat sich im März das Leben genommen.«

»Mein Beileid zu Ihrem Verlust«, sagt Sacha.

Der alte Mann scheint sie erst jetzt zu bemerken. »Ich habe nicht erkannt, dass Sie eine Miss sind«, sagt er und erhebt sich.

»Entschuldigen Sie.«

»Stehen Sie nicht meinetwegen auf.«

»Ein Mann sollte immer aufstehen, wenn er einer Frau begegnet. Ich würde Ihnen einen Stuhl anbieten, doch ich habe nur den einen.«

Stattdessen zieht er zwei verrostete Tonnen hervor.

Ich gebe ihm meine Visitenkarte. Er gibt sie mir zurück. »Ich habe meine Lesebrille nicht dabei.«

»Ich bin Psychologe.«

»Clayton hat genug von Ihrer Sorte konsultiert. Hat ihm auch nichts geholfen.«

Er zieht einen Lederbeutel aus der Tasche, zupft mit seinen Gichtfingern Tabak heraus und stopft ihn in den Kopf seiner polierten Holzpfeife.

»Wissen Sie irgendwas über Gärten?«, fragt er und zeigt mit dem Mundstück der Pfeife auf die Bottiche. »Jetzt machen sie nicht viel her, aber in zwei Monaten habe ich mehr Gemüse, als ich alleine essen kann. Es erstaunt mich immer wieder, wie aus so winzigen Samen so schöne Pflanzen heranwachsen.«

Er stopft weiter behutsam seine Pfeife.

»Ich wollte nach Patrick fragen – Ihrem Enkelsohn.«

»Hat man ihn gefunden?«

»Nein.«

»Dann gibt es nichts mehr zu sagen.«

»Glauben Sie, er wurde von Eugene Green entführt?«

Bei der Erwähnung des Namens weiten sich seine Nasenlöcher. Er blickt an mir vorbei, als würde er die Aussicht auf die Stadt bewundern, während er die Pfeife mit der gewölbten Hand abschirmt und ein Streichholz an ihren Kopf hält. Er schmatzt mit den Lippen, als er Rauch einsaugt, der aus seinen Mundwinkeln wieder herausquillt.

»Ich vermeide es, den Namen des Mannes in den Mund zu nehmen. Er hat meiner Familie genug angetan.«

»Ist er der Grund dafür, dass Clayton sich das Leben genommen hat?«, frage ich.

Es folgt ein langes Schweigen. Weitere Rauchwölkchen lösen sich in der morgendlichen Brise auf.

»Paddy zu verlieren hat Clayton zerstört. Er konnte nicht loslassen. Zuerst hat es ihm das Herz gebrochen, dann den Verstand geraubt. Und ihn seine Ehe gekostet. Er hat Green im Gefängnis geschrieben. Hat ihn sogar besucht. Ich habe ihn begleitet.«

»Sie haben Eugene Green besucht?«, fragt Sacha.

Der alte Mann nickt. »Hinterher wollte ich duschen und mich mit Läusepulver bestreuen.«

»Hat er über Patrick gesprochen?«, frage ich.

»Clayton hat ihn angefleht, doch Green hat behauptet, er hätte keine Ahnung, was mit unserem Jungen passiert ist. Er hat gelogen. Er hat uns hinter der Maske seines feisten Gesichts ausgelacht.«

»Wieso sind Sie da so sicher?«

»Unser Paddy hatte einen Geburtsfehler – ein Arm war kürzer als der andere. Die Ärzte haben es schon bei einem frühen Ultraschall festgestellt, doch Clayton und Becca haben es nicht so wichtig genommen, weil das Baby in jeder anderen Beziehung perfekt war. Sie hatten Patrick schon vor seiner Geburt den Spitznamen Nemo gegeben, nach dem Fisch in dem Film, wissen Sie, dessen eine Flosse kürzer war als die andere. Am Anfang war es ein Witz, aber der Name blieb haften, auch nachdem Paddy geboren war. Als er größer wurde, war er für seine Familie und seine Freunde einfach Nemo.«

»Was hat das mit Eugene Green zu tun?«, frage ich.

»Die Tatsache, dass einer seiner Arme kürzer war, war ein Detail, das in der Zeitung nie erwähnt wurde. Doch als wir Eugene Green im Gefängnis besucht haben, wusste er davon.«

»Was hat er gesagt?«

»Gesagt hat er gar nichts, aber als wir gegangen sind, hat Green seinen linken Arm verkürzt und uns gewinkt. Clayton hat ihn angefleht. Hat aber nichts genutzt.«

Der alte Mann starrt auf seine Pfeife, die ausgegangen ist. Er nimmt ein weiteres Streichholz aus der Schachtel, zündet es jedoch nicht an.

»Danach war Clayton wie besessen. Er hat jeden Tag Dutzende von Briefen an Zeitungen geschrieben. Hat die Detectives genervt, die den Fall bearbeitet haben.«

»Hamish Whitmore?«

»Ja, das war einer von ihnen. Ihn und seinen Partner.«

»Bob Menken.«

»So hieß er.«

Der alte Mann fasst die Pfeife am Mundstück und klopft sie an der Schwelle zu seinen Füßen aus, zieht dann ein kleines Taschenmesser aus der Hosentasche und kratzt die verhärtete Kohle aus dem Pfeifenkopf.

»Es hat Clayton seine Ehe gekostet. Becca hat die Scheidung eingereicht. Dann hat er seinen Job verloren. Der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat, war die Ermordung von Green im Gefängnis. Clayton hatte das Gefühl, ihm wäre die letzte Hoffnung genommen worden, Patrick zu finden.«

»Der Mann, der Eugene Green getötet hat – Bernard Travis – haben Sie den Mann je getroffen?«, frage ich.

»Nein.«

»Offenbar war er ein guter Junioren-Boxer, hat es bis zur Olympiaqualifikation geschafft. Er hat in einem Club nicht weit von hier in Sheffield trainiert.«

Clayton Senior kratzt mit dreckigen Fingernägeln über seine Wange; es hört sich an wie Schmirgelpapier.

»Ein Laden namens The Fight Club.«

»Den kenn ich.«

»Ihr Clayton war als Teenager doch auch ziemlich flink im Ring. Er

war ein paar Jahre älter als Travis, trotzdem dachte ich, dass die beiden sich vielleicht gekannt haben.«

Der alte Mann betrachtet den Dreck unter seinen Fingernägeln. »Es ist lange her, seit Clayton zum letzten Mal in einen Boxring gestiegen ist.«

»Waren Sie sein Trainer?«

»Nein. Ich habe ihn beim Training abgesetzt und wieder abgeholt. Ich konnte mir keinen Kampf angucken.«

»Wieso nicht?«

»Boxen ist ein anderer Sport, wenn einer der eigenen Lieben im Ring steht.«

Er zupft Tabak aus seinem Beutel, dreht ihn zwischen den Fingern und hält ihn sich an die Nase. »Warum interessieren Sie sich so dafür, wen Clayton gekannt oder nicht gekannt hat? Was spielt das für eine Rolle?«

»Die Polizei glaubt, jemand hätte ein Kopfgeld auf Eugene Green ausgesetzt, um ihn zum Schweigen zu bringen.«

»Warum?«

»Weil er einen Komplizen hatte.«

»Was hat das mit Clayton zu tun?«

»Ein anderer Beamter hat angedeutet, dass Ihr Sohn Travis engagiert haben könnte, um sich zu rächen oder um herauszufinden, was mit Patrick passiert ist.«

Im Auge des alten Mannes blitzt ein Funke auf, und er zieht die Brauen zusammen.

»Warum sollte er Greens Tod gewollt haben? Der Mann war unsere letzte Chance, Patrick zu finden.«

»Sie haben gesagt, Clayton habe die Hoffnung aufgegeben.«

»Paddy lebend zu finden, nicht ihn zu *finden*.«

Er reckt das Kinn, als wollte er mich herausfordern, und ich sehe, wie die Muskeln in seinem Unterarm sich anspannen.

»Freunde in meiner Kirchengemeinde versuchen mich zu trösten, indem sie mir erklären, Clayton würde sich jetzt im Himmel um Patrick kümmern. Vater und Sohn wiedervereint. Wie sie zusammen Skateboard fahren und Fußball spielen. Ein netter Gedanke, wissen Sie, aber ich kann es mir nicht vorstellen. Selbstmörder kommen nicht in den Himmel. Clayton wusste das, aber es war ihm egal.

Wollen Sie wissen, warum?«

Er blickt von Sacha zu mir, wartet unsere Antwort jedoch nicht ab.

»Clayton *wollte* in die Hölle kommen. So stelle ich ihn mir jetzt vor: Er schürt das Feuer, glüht die Brandeisen vor und schwingt Stacheldrahtpeitschen. In diesem Leben konnte er Green nicht bestrafen, deshalb hat er beschlossen, es im nächsten zu tun. Er quält diesen Mann, so wie der unsere Familie gequält hat.«

Sein Zorn ist verflogen, durchlöchert wie ein aufblasbares Badespielzeug. Er lässt den Kopf in die Hände sinken und schluchzt, geräuschlos bis auf ein Wimmern in seiner Kehle.

Er blickt zu uns auf und kämpft gegen seine Tränen.

»Ich bin fast zweiundsiebzig, und ich würde jedes einzelne dieser Jahre hergeben, wenn ich meinen Sohn und meinen Enkel zurückbringen könnte. Ich würde mein Leben gegen ihres tauschen. Das würde ich ... das würde ich ... «

Evie

»Terry?«

»Hmm?«

»Sucht Onkel mich immer noch?«

»Ja.«

»Warum?«

»Er denkt, du gehörst ihm.«

Wir saßen beide am Küchentisch, und Terry reinigte seine Waffe. Er nahm sie auseinander und fettete jedes Teil mit einem mit Maschinenöl getränkten T-Shirt-Fetzen ein.

»Terry?«

»Was?«

»Werde ich je hier rauskommen?«

»Ja.«

»Wann?«

»Wenn es sicher ist.«

»Und wann ist es sicher?«

»Was habe ich dir dazu erklärt, so viele Fragen zu stellen?«

Er hielt den Lauf der Waffe hoch, spähte hinein und wechselte das Thema. Er erklärte mir, wie eine Pistole funktionierte, wie man das Magazin in den Griff schob. »Das hier hat fünfzehn Schuss, ein gewöhnlicher Revolver hat normalerweise nur fünf oder sechs. Solche Waffen benutzen die Cowboys immer in Western, mit einer Trommel, die sich dreht. In der stecken die Kugeln.«

Er nahm den Lauf der Pistole und hielt sie mir hin.

»Sie beißt nicht«, sagte er.

Ich musste beide Hände nehmen, um die Waffe ruhig zu halten.

»Das ist die Sicherung, und so zieht man den Schlitten zurück, um sich zu vergewissern, dass die Pistole nicht geladen ist.« Er zeigte es mir. »Wenn du zielst, visierst du durch die Kimme das Korn an.«

Die Waffe wurde mir langsam schwer.

»Wenn du jemanden erschießen willst, musst du auf diese Stelle zielen«, sagte Terry und zeigte mitten auf seine Brust. »Es ist die breiteste Stelle des Körpers. Ziel auf meine Brust und drück ab.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Die Waffe ist nicht geladen, schon vergessen?«

Ich konnte nicht.

Terrys Kiefer wurde starr. »Verdammt, Scout! Es könnte um dein Leben gehen. Drück Scheiße noch mal ab!«

Ich zielte an die Decke und hörte das Klicken, als der Hammer die leere Kammer traf. Dann ließ ich die Pistole auf den Tisch fallen und rannte nach oben in mein geheimes Zimmer. Später kam Terry hoch und entschuldigte sich durch die Wand.

»Hör mir zu, Scout. Es geht nicht darum, wie stark oder schnell man ist. Es geht darum, wie man reagiert, wenn man Angst hat. Vielleicht läuft dir die Pisse die Beine runter, dein Herz schlägt dir bis zum Hals, und du zitterst so heftig, dass du nicht richtig denken kannst, aber wenn der Moment kommt, darfst du nicht zögern. Es geht nicht um Zielgenauigkeit und Schnelligkeit, entscheidend ist deine Überzeugung.«

Ich wusste nicht, was Überzeugung bedeutet, sagte jedoch nichts.

»Wenn der Moment kommt, drückst du ab, okay? Du kämpfst wie ein Dämon, wie eine in die Enge getriebene Ratte, wie ein Löwe im Käfig. Du kämpfst, als würde dein Leben davon abhängen – denn es wird davon abhängen. Kapiert?«

»Ja.«

»Okay. Gut. Jetzt komm raus, und wir spielen ein Spiel.«

»Was für ein Spiel?«

»Ich bringe dir Poker bei.«

»Was ist Poker?«

Er lachte. »Poker ist Leben. Poker ist Kunst. Poker ist Krieg.«

Wir gingen nach unten und setzten uns an den Küchentisch. Er mischte die Karten, zeigte mir verschiedene Blätter, erklärte mir, dass ein Full House mehr wert ist als ein Flush, der wiederum mehr wert ist als eine Straße und so weiter.

»Dieses Spiel heißt Five Card Draw«, sagte er und verteilte die Karten. »Normalerweise spielt man um Geld, aber wir nehmen

Streichhölzer.«

Ein paar Runden ließ er es locker angehen, bis ich die Grundlagen des Spiels begriffen hatte; wann man bieten, schieben, erhöhen und aussteigen musste. Ich fand es seltsam, dass die kleinen Karten mehr wert waren als die Bilder, wenn man die richtige Reihenfolge oder genug von derselben Farbe hatte.

Terry gab. Ich behielt ein Paar Damen und tauschte die anderen Karten. Terry wollte nur eine Karte. Er fächerte seine Hand auf und wieder zusammen, betrachtete sein Blatt und schob all seine Streichhölzer in die Mitte des Tisches.

»Du musst aber ein gutes Blatt haben«, sagte ich.

»Das kann ich dir nicht verraten.«

»Warum nicht?«

»Das ist Poker. Ich könnte bluffen.«

»Was ist bluffen?«

»Vielleicht will ich, dass du *denkst*, dass ich ein gutes Blatt habe, damit du aussteigst und ich das Geld kriege.«

»Bluffst du?«

»Nein.«

Ich schob alle meine Streichhölzer in die Mitte.

»Bist du sicher, dass du das machen willst?«, fragte er. »Du kannst es dir noch anders überlegen.«

»Nein.«

Er warf seine Karten angewidert auf den Tisch.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Du hast gewonnen.«

»Weil du geblufft hast.«

»Ja.«

»Das hab ich gesehen.«

»Wie?«

»Ich hab es einfach gesehen.«

Er schnaubte, schob seinen Stuhl zurück und holte sich eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank, die er an der Arbeitsplatte aufmachte und in einem Zug leerte. Der Knubbel in seinem Hals bewegte sich, wenn er schluckte. Er machte den Fernseher an.

»Spielen wir weiter?«, fragte ich.

»Mach deine Rechtschreibübungen.«

»Aber ich bin mit Geben dran.«

»Nee.«

Ziemlich bald wollte Terry nicht mehr mit mir Poker spielen, deshalb achtete ich darauf, hin und wieder zu verlieren, damit er sich besser fühlte.

Cyrus

Wir sitzen gegenüber der Schrebergartenanlage im Wagen und atmen durch die offenen Fenster Luft ein, die sich feucht, körnig und gebraucht anfühlt. Ich frage mich, von wie vielen Lungen sie recycelt wurde.

»Ich hätte ihn am liebsten in den Arm genommen«, sagt Sacha.

»Das heißt, du hast ihm geglaubt?«

»Du nicht?« Sie zieht eine Augenbraue hoch und sieht mich so eindringlich an, dass ich ihren Blick auf der Haut spüre. »Viele Menschen müssen Eugene Greens Tod gewollt haben.«

»Kann sein, aber wollten sie ihn bestrafen oder wollten sie ihn zum Schweigen bringen?«

In der Nähe spielt eine Gruppe Jugendlicher Fußball auf dem Rasen. Sie benutzen Sweatshirts als provisorische Torpfosten. Ich kenne diese Gegend. Ich habe selbst in einem Park ganz in der Nähe Fußball gespielt. Dad hat mich von der Seitenlinie aus angefeuert und mir Tipps zugerufen, auf nette Art. Hinterher haben wir Fleischpasteten und Limos gekauft und die Höhepunkte des Spiels analysiert. Dad konnte mit der Stimme eines Fußballreporters atemlos jedes Tor beschreiben. »... Cyrus Haven zieht wieder nach innen, schlägt einen Haken und nimmt Tempo auf, vor sich nur noch den gegnerischen Torwart. Er schießt! Und Tooooooor. Die Zuschauer flippen aus ...«

Die Erinnerung löst eine Sehnsucht in mir aus, die so greifbar ist, dass sie sich anfühlt wie ein Stein, der meine Brust zermalmt.

»Ich möchte unterwegs gern einen kurzen Halt machen. Ist das in Ordnung?«

»Du bist der Fahrer«, sagt Sacha.

Ich lasse den Motor an und fahre zurück nach Nottingham. In den Außenbezirken der Stadt folge ich vertrauten Straßen nach Beeston.

Bald werden die Landmarken persönlich. Hinter der Methodistenkirche in der Chilwell Road habe ich meinen ersten Kuss bekommen, in der überdachten Bushaltestelle in der Nähe des Beeston Football Clubs die erste Brust berührt. (Das Mädchen hieß Mandy Oliphant. Als sie sah, dass der Bus kam, schob sie meine Hand weg.)

Es gibt weitere erste Male, die mit Beeston verbunden sind: sportliche, akademische, sexuelle und tragische. Ein paar Straßen weiter halte ich vor einer gewöhnlich aussehenden Doppelhaushälfte, die sich in nichts von den anderen in der Straße unterscheidet.

Als ich aufgewachsen bin, kannte ich jeden in dieser Straße, und jeder kannte mich. Die Robinsons wohnten in Nummer achtundzwanzig, die Brennans in Nummer achtzehn, die Flicks gegenüber. Sie waren eine verrückte Familie, etwas verwahrlost, mit insgesamt elf Kindern, die ständig Ärger hatten, weil sie Fensterscheiben zerbrochen, in Läden geklaut, die Schule geschwänzt oder Fahrräder gestohlen hatten.

»Ist das das Haus?«, fragt Sacha.

Ich nicke.

»Man hat es nicht abgerissen?«

»Nein. Es sieht kleiner aus, als ich es in Erinnerung habe.«

»*Du* warst kleiner«, sagt sie.

Ich kann mir jedes Zimmer im Erdgeschoss und im ersten Stock vorstellen. Die offene Küche, den Wintergarten und den Dachboden, den wir nach der Geburt der Zwillinge ausgebaut haben. Ein Weg neben dem Haus führt zum Gartentor, und im Garten steht eine große Weide, deren Zweige perfekt sind, um daraus einen Bogen zu basteln, aber nicht die Pfeile, die man damit abschießt. Elias bestand darauf, Robin Hood zu sein, ich war Will Scarlet, und wir bekämpften King John und seine Armee von Strauchrosen.

Im Sommer haben wir mit Rasenmäher und Walze ein Cricketfeld vom Zaun auf der Rückseite bis zur Wäscheleine angelegt. Zum Schutz der Nachbarn haben wir mit einem Tennisball gespielt und unser eigenes Punktesystem entwickelt. Über den Zaun waren sechs Runs und raus. Jeder Ball, der das Haus traf, bedeutete vier Runs, ein Ball in die Rosenbüsche war ein Time-out ohne Runs. Ich

hasste diese Dornen.

Wenn ich die Augen schließe, kann ich noch hören, wie Esme, in dem Zimmer, das sie mit April teilte, Geige gespielt hat, was klang, als würde sie die Katze quälen. April war der einzige Mensch, der erkennen konnte, was Esme spielte. Mein Vater übte seinen Golfschwung, indem er Plastikbälle in eine Decke drosch, die er an der Wäscheleine aufgehängt und am Boden befestigt hatte. Derweil schloss sich Mutter im Badezimmer ein und ließ sich ein Bad ein, nachdem sie verkündet hatte, dass sie in der nächsten Stunde durch nichts gestört werden wolle, nicht mal von Blutvergießen oder Platzwunden, Hungersnot oder Pestilenz. Es war ihre »Ruhezeit«. Ihre »Ich-Zeit«. Ihre »Wein-Zeit«.

Inzwischen sieht das Haus gewöhnlich aus. So langweilig, so nichtssagend. Nach den Morden hatte es Überlegungen gegeben, es abzureißen, aber irgendwann kaufte es jemand zum Schnäppchenpreis und ließ es renovieren. Sogar einen neuen Namen hat man ihm verpasst, *Willow Tree Cottage*, und Blumenkästen vor den Fenstern mit Stiefmütterchen bepflanzt.

»Wo sind sie jetzt?«, fragt Sacha und meint meine Familie.

»Auf dem Southern Cemetery in West Bridgford.«

»Besuchst du sie manchmal?«

»Einmal im Jahr.«

»Am Jahrestag.«

»Am Muttertag.«

Warum habe ich diesen Tag gewählt? Vielleicht vermisse ich meine Mum mehr als die anderen. Sie hat diesen Tag geliebt. Die Zwillinge stritten vor ihrer Schlafzimmertür, bis sie mit ihrer handgeschriebenen Speisekarte fürs Frühstück eintreten durften. Toast. Marmelade. Kaffee. Tee. Saft. Man musste Kästchen ankreuzen, und ich musste das Tablett tragen.

Seltsamerweise kann ich mich an meine Teenagerjahre nach den Morden kaum erinnern. Adoleszenz wurde etwas, das ich aushalten musste. Je eher ich erwachsen werden würde, desto weiter würde ich von der Tragödie entfernt sein, die mein Leben bestimmt hat. Nach der Schule habe ich direkt angefangen zu studieren. Ich war nicht als Backpacker in Asien, hatte keine Romanze mit einer hübschen Schwedin auf Bali, war nicht Obst pflücken in Australien

und habe keine Überlandtour durch Afrika gemacht. Ich habe immer nach vorne und nie zurückgeschaut – deshalb habe ich so wenige Freundschaften geschlossen, mit so wenigen Mädchen geschlafen und mich nie verliebt. Ich dachte, ich würde einen Vorsprung aufs Leben gewinnen, während ich es komplett verpasst habe.

Mein Pager summt an meinem Gürtel und nervt mich. Auf dem kleinen LCD -Bildschirm erscheint eine Nachricht von Jack Bowden, Hamish Whitmores Schwiegersohn. *Ich habe etwas gefunden* , hat er geschrieben. *Rufen Sie mich an* .

»Ich muss eine Telefonzelle finden«, sage ich.

Sacha greift in ihre Tasche und gibt mir ihr Handy.

»Ich dachte, du hast keins«, sage ich.

»Nur für Notfälle«, erwidert sie. »Es ist fast immer ausgeschaltet.«

Weil man es orten kann, denke ich, als ich das Telefon entgegennehme.

Jack antwortet sofort und murmelt, er müsse einen ruhigen Platz finden. Im Hintergrund hört man Stimmen. Über Lautsprecher wird ein Arzt gerufen.

»Ist alles in Ordnung?«, frage ich.

»Könnte nicht besser sein«, sagt er aufgeregt. »Bei Suzie haben letzte Nacht die Wehen eingesetzt, und sie hat heute Morgen einen Jungen zur Welt gebracht. Ich bin Vater.«

»Herzlichen Glückwunsch.«

»Er ist einfach vollkommen. So klein. So schön.«

»Wie geht es Suzie?«

»Sie ist glücklich und traurig zugleich, wissen Sie, aber jetzt haben wir etwas, worauf wir uns konzentrieren können.«

Er kommt zur Sache.

»Als ich Suzie gestern Abend ins Krankenhaus gefahren habe, habe ich zwischen den Sitzen eins von Hamishs Notizbüchern gefunden. Suzie ist eingefallen, dass sie Hamish ihren Wagen geliehen hat, weil der Maserati zur Inspektion musste.«

»Wann war das?«

»Vor zehn oder elf Tagen – sie wusste es nicht mehr genau. Auf dem Navi waren ein paar neue Adressen. Die habe ich für Sie aufgeschrieben.« Jack macht eine Pause und brummt unschlüssig.

»Was soll ich jetzt mit dem Notizbuch machen?«

»Die Polizei wird es sehen wollen.«

»Das ist schon klar, aber ich dachte, Sie wollen es vielleicht als Erster sehen. Es gibt einen Hinweis auf Eugene Green und dieses Mädchen, an dem Sie interessiert waren.«

»Welches Mädchen?«

»Angel Face.«

Ich spüre, wie mein Puls schneller schlägt. »Ich könnte das Notizbuch der Sondereinheit übergeben«, sage ich möglichst beiläufig, »um Ihnen den Weg zu ersparen.«

»Genau mein Gedanke«, erwidert er.

Das Saint Mary's Hospital gibt es seit mehr als zweihundert Jahren in Manchester, wobei bei Bedarf immer neue Gebäude an verschiedenen Orten im Zentrum hinzugefügt wurden. Der Eingang zur Entbindungsstation sieht aus wie eine Mall mit kleinen Läden, Cafés, einer Apotheke und einem Atrium mit Topfbäumen.

Jack trifft mich atemlos und strahlend am Aufzug. Er schüttelt beinahe schmerzhaft heftig meine Hand und zeigt mir begeistert die Fotos auf seinem Handy: das Baby, wie es gewogen wird, das Baby wie es gewaschen wird, das Baby in Suzies Armen.

»Schon eine Idee für den Namen?«

»Suzie tendiert zu Hamish.«

»Das ist nett.«

Jack gibt mir das Notizbuch. Es hat einen blauen Pappeinband, der mit Kaffeeblöcken und etwas bekleckert ist, das Pasta-Sauce sein könnte.

»Ich habe mich gefragt, warum Hamish sich Suzies Subaru ausleihen musste. Er hat gesagt, der Maserati wäre in der Inspektion, aber er hat den ganzen Tag vor dem Haus geparkt. Ich habe mich gefragt, ob er vielleicht befürchtet hat, dass man ihn beschattet, und deshalb die Autos wechseln wollte.«

»Klingt logisch.«

Jack kratzt sich mit dem Daumennagel über die Wange. »Haben Sie schon irgendwas Neues gehört?«

»Ich bin eigentlich nicht an der Ermittlung beteiligt.«

»Ich weiß ... Ich dachte bloß ...« Er setzt neu an. »Man hat uns versprochen, uns auf dem Laufenden zu halten, aber wir haben

bisher nichts gehört. Wir können nicht mal die Beerdigung planen, solange der Leichnam noch nicht freigegeben ist.«

»Das tut mir leid. Ich werde sehen, was ich in Erfahrung bringen kann.«

»Vielen Dank.«

Wir umarmen uns, als wären wir alte Freunde. Unglück verbindet.

Sacha hat in dem Fiat in der Haltezone der Entbindungsstation gewartet. An einer ruhigen Stelle halten wir an und inspizieren gemeinsam das Notizbuch. Die Handschrift ist altmodisch kursiv, und es wimmelt von Daten, Namen in einer privaten Kurzschrift.

In dem Notizbuch liegt ein loses gefaltetes Blatt, die Fotokopie einer Art Register oder eines Flugbuchs, mit Spalten, die Überschriften wie *POD*, *POA*, *Make and Model* tragen.

»Ist das ein Flugbuch?«, fragt Sacha. »POD heißt Point of Departure und POA Point of Arrival, Abflug- und Ankunftsort.«

Ein Eintrag ist umkringelt – ein Flug von LPL (Liverpool City Airport) nach OBN. Ich weiß nicht, welcher Flughafen sich hinter dem Kürzel verbirgt. Das Datum ist der 7. Dezember 2012. Das Rufzeichen des Flugzeugs, eines Privatjets, ist *G-BRDT*. In die Spalte für Passagiere hat jemand 7 geschrieben, darunter: *4 männl., 2 weibl. und 1 minderj.* Daneben stehen eine Reihe von Initialen: *F.M., B.W., D.A., S.K., M.C., R.M., P.*

An den Rand hat Hamish Whitmore den Namen einer Firma namens *Forthright Holdings* mit einer Adresse in Douglas auf der Isle of Man gekritzelt. Darunter eine Liste von Telefonnummern, die durchgestrichen sind, als hätte er sie auf der Suche nach der richtigen abtelefoniert. Ganz unten auf der Seite hat er einen Namen mit rotem Kuli umkringelt und dabei so hart auf das Papier gedrückt, dass er einen Klecks wie einen Blutstropfen hinterlassen hat: *Phillip Everett*.

Sacha sagt zuerst etwas. »Ist das nicht ein Politiker?«

»Im Oberhaus«, fische ich ein Detail aus meiner Erinnerung.

Als ich Kriminologie studiert habe, habe ich einen Bericht von Lord Everett über die Überbelegung britischer Gefängnisse und die fehlende psychologische Versorgung der Insassen gelesen. Er war einer der wenigen Stimmen, die der »Kopf-und-Schwanz-ab«-

Fraktion die Stirn bot, die ständig härtere Strafen forderte.

Auf dieselbe Seite des Notizbuches hat Hamish den Namen *Out4Good* geschrieben, neben einer Adresse in Manchester. Es ist dieselbe Adresse, die Jack in Suzies Navi gefunden hat.

»Das lohnt einen Besuch«, sage ich.

»Wen besuchen wir?«

»Wer immer die Tür aufmacht.«

Evie

Seit ich mich in der Besenkammer verbarrikadiert habe, bin ich bis auf die Mahlzeiten in meinem Zimmer eingesperrt.

Ich vermisse es rauszugehen. Ich vermisse Poppy. Wenn ich auf dem Bett stehe, kann ich mein Gesicht an den Spalt des Fensters halten, die Brise auf meinen Wangen spüren und das frisch gemähte Gras riechen. Irgendwo kocht jemand ein Curry. Kinder spielen in einem Garten. Ein Hund bellt. Ein anderer antwortet. Ein dritter stimmt ein. Vielleicht reden sie miteinander.

Ruby läuft seit zehn Minuten auf dem Flur auf und ab, wirft verstohlene Blicke in mein Zimmer und benimmt sich, als ob ich ansteckend sein könnte.

»Hallo, Ruby«, sage ich.

Sie schlüpft ins Zimmer.

»Was ist mit deinen Augenbrauen passiert?«, frage ich.

»Ich habe keine.«

»Das sehe ich.«

Sie berührt ihre Stirn. »Edwina und Sophie haben gesagt, sie wollten sie mir dunkler färben, aber dann haben sie sie abrasiert.«

»Edwina und Sophie sind blöde Zicken.«

»Ja, ich weiß.«

»Du musst aufhören, allen Menschen zu vertrauen. Vor allem hier.«

»Ich vertraue dir.«

Mein Herz macht einen Satz. Ruby setzt sich neben mich aufs Bett und zieht eine halbe Packung Schokokekse unter ihrem Pullover hervor.

»Die hab ich aus der Speisekammer gestohlen. Ich hab diese Woche Küchendienst.«

»Wer hat den Rest gegessen?«

»Davina. Sie hat gesagt, es wäre eine ›Diebstahlssteuer«. Gibt es so was?«

»Nein.«

Ruby hat mir auch ein Stück Apfel mitgebracht, in eine Papierserviette gewickelt. Es kleben Flusen von ihrem Pullover oder aus ihrem Bauchnabel daran, aber ich esse es trotzdem.

»Schicken sie dich weg?«, fragt sie.

»Ich glaube schon.«

»Nach Hause?«

»Ich hab kein Zuhause.«

»Wohin dann?«

»Irgendeine Psychoklinik.«

Sie leckt die Schokolade von ihrem Keks. »Du bist nicht verrückt.«

»Na ja, da gibt es verschiedene Ansichten.«

Ich sitze mit dem Rücken an das Kopfbrett gelehnt, die Arme um die Knie geschlungen. Das Schweigen wird ihr zu viel.

»Evie?«

»Ja.«

»Hast du eine Familie?«

»Nein.«

»Aber du hattest mal eine.«

»Ja.«

»Ich wette, deine Mutter war hübsch. Ich wette, du siehst genauso aus wie sie.«

Ich will ihr sagen, dass hübsch Bullshit ist! Hübsch ist ein Zufall der Natur. Hübsch ist für Mädchen, die nebenan wohnen, und für Märchen über Zauberspiegel und gläserne Pantoffeln. Hübsch ist für Landschaftsaquarelle für Touristen an Maschendrahtzäunen und für Postkarten von Burgen auf felsigen Landzungen. Hübsch ist nicht für jemanden wie mich.

Ruby kaut auf einem Niednagel und sagt: »Ich wünschte, ich wäre hübsch.«

»Du bist hier das hübscheste Mädchen, mit oder ohne Augenbrauen.«

Sie grinst und sieht das Kartenspiel auf meinem Nachttisch.

»Bringst du mir noch mal bei, Poker zu spielen?«

»Du vergisst die Regeln doch eh wieder.«

»Ich geb mir Mühe.«

Ich nehme die Karten und beginne zu mischen.

»Wer hat dir beigebracht, Poker zu spielen?«, fragt sie.

»Terry.«

»War er dein Freund?«

»Nein.«

»Dein Bruder?«

»Ich hab keine Brüder.«

»Du kannst einen von meinen haben«, sagt Ruby lachend. Sie hat vier Brüder.

Ich gehe mit ihr erneut die Grundregeln durch, obwohl ich weiß, dass sie sie nicht behalten wird. Ruby hat ein Gehirn wie ein Goldfisch im Glas. Sie reagiert auf jede Information, als würde sie sie zum ersten Mal hören.

Ich gebe und erinnere mich daran, wie Terry mir das Spiel beigebracht und wie er angefangen hat, neue Regeln zu erfinden, weil ich ein »Freak« sei und nicht verlieren könne, wie er sagte.

Im Laufe der Wochen fing ich nach und nach an, meine Sachen aus der Geheimkammer zu holen. Zuerst meine Zahnbürste, dann meine Kleider, Bücher und Spielsachen. Terry beschwerte sich zwar, zwang mich jedoch nicht, sie wieder wegzuräumen, weil wir inzwischen die Hunde hatten. Zwei Schäferhunde, Bruder und Schwester. Keine Welpen, keine Erwachsenen. Teenager.

»Wie heißen sie?«, fragte ich, als er sie mit nach Hause brachte.

»Sie sind Wachhunde, sie brauchen keinen Namen.«

»Wir müssen sie doch irgendwie nennen.«

Terry überlegte und schlug dann Sid und Nancy vor, nach Sid Vicious von den Sex Pistols, die seine Lieblingsband waren.

»Wer war Nancy?«, frage ich.

»Seine Freundin.«

»War sie auch in der Band?«

»Sie war eine tragische Heldin.«

»Was ist das?«

»Jemand, der einen Fehler macht, der ihn oder sie alles kostet.«

Ganz verstand ich es noch immer nicht, doch die Idee gefiel mir, weil sie mich an Mama erinnerte.

Terry wies mich an, die Hand auszustrecken, damit die Hunde daran schnuppern und »meinen Geruch lernen« konnten. Später hängte er zur Warnung ein Schild an das Tor: *Achtung bissiger Hund*. Aber Sid und Nancy hätten niemandem etwas getan. Sie waren große Softies, die geknuddelt werden wollten.

Wenn Terry zur Arbeit ging, holte ich sie ins Haus, zu meinem Schutz, aber vor allem wegen der Gesellschaft. Wir lagen auf Terrys Bett, guckten Fernsehen, aßen Kekse und achteten darauf, die Krümel wegzufegen, bevor er nach Hause kam. Wenn ich sein Auto hörte, schlüpfte ich zurück in die geheime Kammer und tat so, als würde ich schlafen.

Terry legte eine Hand auf sein Bett und spürte die Wärme von unseren Körpern. Am Morgen schimpfte er mit mir, weil ich gegen die Regeln verstoßen hatte, und ich versprach, es nie wieder zu tun, doch das war gelogen.

Hin und wieder brachte Terry eine Frau mit nach Hause. Nie mehr als einmal dieselbe, obwohl sie scheinbar alle die gleichen Sachen trugen: enge Kleider und hochhackige Schuhe. Ich hörte sie betrunken kichern und zu laut reden, während Terry versuchte, leise zu sein, damit ich nicht wach wurde. Er brachte diese Frauen nie nach oben, aber ich hörte, was sie machten ... das Sexzeug. Das Stöhnen. Die feuchten Geräusche.

Ich fragte Terry, was er an ihnen mochte, und er wurde ganz still. Fand er sie hübsch? Wollte er sie heiraten?

»Das reicht jetzt mit den verdammt Fragen«, sagte er. »Musst du nicht deine Rechtschreibübungen machen?«

Ich ging nicht zur Schule, doch er gab mir Hausaufgaben, weil ich lernen müsse, sonst würde ich zurückfallen. Ich wusste nicht genau, hinter wen ich zurückfallen könnte, doch Rechnen machte mir Spaß, obwohl ich nicht verstand, wozu schriftliche Division gut war, wenn man es mit einem Taschenrechner viel schneller erledigen konnte. Und warum machten die Leute so ein Gewese um Primzahlen? Was war so besonders daran, dass eine Zahl nur durch eins und sich selbst teilbar war? Menschen können auch so sein, und es kümmert niemanden.

Cyrus

Trafford Park ist ein ehemaliges Gewerbegebiet auf der Südseite des Manchester Ship Canal. Die meisten alten Lagerhäuser und Fabriken sind abgerissen oder in Büros, Wohnungen und Einkaufszentren umgewandelt worden, aber die Gegend wird noch immer vom Old Trafford Stadium dominiert, der Heimat von Manchester United, das so oft umgestaltet und modernisiert worden ist, dass Bobby Charlton und George Best es nur mit Mühe wiedererkennen würden.

Ich parke den Fiat vor einem Bürogebäude aus rotem Backstein in der Lyons Road und überprüfe noch einmal die Adresse in Hamish Whitmores Notizbuch. Auf einem unauffälligen Schild an der Glastür steht: *Out4Good*, das »G« ist zu einem Schlüssel stilisiert.

Es brennt Licht, doch niemand macht auf. Man hört Stimmen. Sacha drückt gegen die Tür, die nach innen aufgeht, wo wir den Geräuschen bis zu einem großen Raum mit hohen Decken folgen. Tischplatten auf Arbeitsböcken reihen sich aneinander, darauf stapeln sich Kleider, Decken, Handtücher, Mäntel und Socken. Ein Dutzend Leute, überwiegend junge schwarze Männer, sortieren die Sachen in Kartons. Aus einem tragbaren Lautsprecher dröhnt laute Musik. Hiphop. Deswegen haben sie die Klingel nicht gehört.

Sacha geht vor und wartet, dass uns jemand bemerkt. Einige der Männer blicken auf und sehen sie an, als hätten sie sie schon einmal getroffen oder würden es sich zumindest wünschen. Sie blicken an den Sortiertischen entlang und fragen sich, wer sie für sich beanspruchen wird. Das tut niemand.

Eine Frau in Leuchtweste dreht sich um, nachdem jemand sie angestupst hat. Sie ist Mitte dreißig, ihre festen schwarzen Locken sind mit einem bunten Kopftuch zusammengebunden, das unsicher auf ihrem Kopf zu balancieren scheint.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragt sie mit einem melodischen jamaikanischen Akzent.

»Ich weiß nicht«, übernimmt Sacha das Gespräch.

»Wenn Sie etwas spenden wollen, Kleider in die roten Kisten, Decken in die grünen. Konservendosen können auf den Tisch gestapelt werden. Keine verderblichen Waren.«

»Für wen sammeln Sie?«, fragt Sacha.

»Für die, die es am dringendsten brauchen«, antwortet sie. »Die Obdachlosen. Die Mittellosen. Die Bedürftigen.«

Einer der Männer ruft ihr zu: »Hey, Billie, wie wär's mit einer Rosie?«

Billie blickt auf ihr Handy. »Zehn Minuten. Und raucht eure Zigaretten draußen.«

»Eine Rosie?«

»Rosie Lee – Tasse Tee«, sagt Billie.

Die Arbeiter verlassen die Tische. Der am nächsten sitzende Mann erhebt sich von seinem Hocker. Stehend entpuppt er sich als ein Turm von über zwei Metern in einem schwarzen T-Shirt, das sich an ihn schmiegt wie eine zweite Haut.

»Kann ich dir auch ein Tässchen bringen?«, fragt er Billie.

»Mit Milch und einem Stück Zucker«, antwortet sie.

»Für Sie auch irgendwas, Ladys?«

Er hat die Frage an mich gerichtet, um zu sehen, wie ich reagiere. Sacha lehnt für uns beide ab.

Der Mann rührt sich nicht vom Fleck. Er mustert mich, um zu entscheiden, ob ich eine Bedrohung darstelle. Ich kenne diesen Blick von Männern in Gefängnissen, wo Status und Kontakte Sicherheit bedeuten können. Dieser Mann braucht keinen Schutz.

Ich blicke mich um und erkenne ähnliche Zeichen bei den anderen Arbeitern – selbst gestochene Tattoos, im Sportraum gestählte Muskeln und ein Gefängnishof-Schlurfen.

»Sie sind eine wohltätige Einrichtung für ehemalige Straftäter«, sage ich.

»Die Antwort liegt in unserem Namen«, erwidert Billie. »Out4Good.«

Sie verlagert ihr Gewicht auf ein Bein und stemmt die Hand in die linke Hüfte. »Aber das ist nur ein kleiner Teil dessen, was wir tun.

Wir helfen ihnen bei der Jobsuche, besorgen ihnen eine Unterkunft. Essensgutscheine. Medikamente. Gesundheitschecks. Heute stellen wir Care-Pakete für Problemfamilien und Obdachlose zusammen.«

Der Trumm von einem Mann ist in einer kleinen Küche auf der linken Seite verschwunden, wo Menschen vor einem großen silbernen Teekoher anstehen.

»Wenn Sie nicht hier sind, um zu spenden, warum dann?«, fragt Billie.

»Wir versuchen die Aktivitäten eines Mannes namens Hamish Whitmore zu rekonstruieren.«

»Der Detective.«

»Sie haben ihn getroffen.«

»Einmal. Er war vor etwa zwei Wochen hier und hat Fragen gestellt wie Sie. Er wollte Details über einen unserer Angestellten wissen.«

»Was haben Sie ihm gesagt?«

»Genau das Gleiche, was ich Ihnen sagen werde. Nichts.« Ihre Stimme ist hart geworden. »Wir stellen Männer und Frauen ein, die ihre Fehler zugegeben und ihre Zeit abgesessen haben. Wir bieten ihnen einen Neustart an. Keine Fragen. Kein Gepäck.«

»Und wenn ich den Namen Eugene Green erwähnen würde ...?«

»Wer?«

»Terry Boland?«

»Nie gehört.« Eine Locke hat sich unter ihrem Kopftuch gelöst und ist in ihr linkes Auge gefallen. Sie pustet sie beiseite. »Ich hoffe, Sie sind nicht von weit hergekommen – denn das hier ist eine Verschwendung Ihrer und meiner Zeit.«

Der Berg von Mann kommt mit ihrem Becher Tee zurück, der in seiner Hand aussieht wie eine Puppentasse.

»Alles in Ordnung, Billie?«

»Alles gut, danke, Nicholas.«

Er öffnet seine andere Hand und bietet ihr einen Keks an.

»Den legt man höflicherweise auf einen Teller«, sagt Billie.

»Hab ich vergessen.«

Sie nimmt den Keks trotzdem, tunkt ihn in ihren Tee und beißt ein Stück ab.

»Wer ist der Gründer dieser wohltätigen Institution?«

»Sie gehört zur Everett Foundation.«

»Phillip Everett.«

»Sie kennen ihn?«

»An der Uni habe ich eine von Lord Everetts Reden im House of Lords gelesen, in der er sich für bessere Ausbildungs- und Job-Programme für ehemalige Sträflinge eingesetzt hat.«

»Genau das macht er«, sagt Billie. »Wir bieten Lehrstellen, Rechtsberatung und bezahlbaren Wohnraum an und helfen bei der Stellensuche.«

»Was bedeutet Rechtsberatung?«

»Manchmal werden Menschen fälschlicherweise angeklagt oder verurteilt. In solchen Fällen bietet die Everett Foundation juristische Unterstützung an.«

»Auch rechtliche Vertretung?«

»Unter anderem.«

»Klingt teuer.«

»Lord Everett hat die Stiftung mit dem Geld seiner Familie gegründet. Er ist ein unglaublich inspirierender Mensch.«

»Das heißt, Sie haben ihn persönlich getroffen«, sagt Sacha.

»Er gibt jedes Jahr eine Weihnachtsparty, zu der er uns alle einlädt, Angestellte, Ex-Straftäter, Spender, Politiker ... Letztes Jahr hat er auf seinem Landsitz einen Jahrmarkt aufbauen lassen. Mit Riesenrad, Autoscooter und Wahrsager. Die Leute haben ihre Kinder mitgebracht, und Lord Everett hat sich als Nikolaus verkleidet.«

Die Arbeiter kommen von ihrer Teepause zurück. Billie sieht auf die Uhr.

»Hamish Whitmore ist tot«, sage ich. »Er wurde ermordet.«

Die Direktheit dieser Aussage überrascht sie. Sie blinzelt mich unsicher an.

»Ich glaube nicht, dass ich mit Ihnen sprechen sollte. Wenn Sie irgendwelche Fragen haben, sollten Sie sie an Mr Manning richten.«

»Wer ist das?«

»Er sitzt im Aufsichtsrat der Everett Foundation. Zu ihm habe ich Detective Whitmore auch geschickt.« Sie kritzelt die Adresse auf eine Ecke Einschlagpapier und reißt sie ab.

»Dort arbeitet er.«

Ich erkenne die Straße. Deansgate in Manchester. Es ist die

zweite Adresse in Suzies Navi. Nicht weit von hier.

Evie

Guthrie ist auf dem Kriegspfad, weil jemand sein Handy manipuliert hat. Er ist überzeugt, dass ich dafür verantwortlich bin, kann jedoch nichts beweisen, was ihn noch wütender macht. Im Moment beschwert er sich, dass sein Smartphone besessen sei und »einen eigenen Kopf« habe.

Ruby und ich verstecken uns in meinem Zimmer und spielen unsere Variante von Scrabble. (Wir suchen uns die Steinchen aus, um möglichst schmutzige Wörter zu bilden.) Nathan steckt den Kopf durch die Tür. Er hat einen Pickel auf der Stirn, der nur darauf wartet, ausgedrückt zu werden.

»Wie hast du das gemacht?«, fragt er.

»Autokorrektur.«

»Du hast sein Smartphone in die Hände bekommen.«

»Offensichtlich.«

»Es war nicht gesperrt?«

»Er benutzt kein Passwort.«

»So dumme Menschen haben kein Handy verdient.«

»Ganz meine Meinung.«

Den Plan haben wir beim Frühstück durchgezogen, als Guthrie ein Full English Breakfast gespachtelt hat. Seit seine Frau ihn rausgeworfen hat, nimmt er die meisten Mahlzeiten in Langford Hall zu sich; ein weiterer Grund, warum er so fett geworden ist. Heute Morgen hat Ruby ihm »aus Versehen« einen Becher Tee über den Schoß gekippt. Während Guthrie herumzappelte und sie beschimpfte, hat sie sein Handy, das auf dem Tisch lag, an sich genommen und mir zugesteckt.

Ich habe gewartet, bis er in der Personaltoilette verschwunden war, um seine Hose abzutupfen. Dann habe ich sein Handy geöffnet und die Autokorrektureinstellungen für einige gebräuchliche Sätze

geändert. Wenn er in irgendeinem Zusammenhang die Wörter »Ich möchte« eingeben will, werden sie nun sofort durch »Ich möchte mit deiner Schwester schlafen« ersetzt. Den Satz »Komme nach Hause« habe ich durch den Nebensatz »wenn deine Mutter mir einen geblasen hat« ergänzt. Aus »Büro« wurde »Bordell«, aus »Abendessen« »dein Scheißfraß« und aus »ich liebe dich«: »Ich war ein Volltrottel, dich zu heiraten.«

Als Guthrie zu seinem Frühstück zurückkehrte, lag sein Handy wieder auf dem Tisch, und er war völlig ahnungslos, bis er anfang, SMS zu verschicken. Ich war nicht völlig sicher, ob der Streich funktionieren würde, doch ich war ziemlich zuversichtlich, weil Guthrie einer dieser »Zwei-Daumen«-Tipper ist, die beim Tippen nie aufs Display gucken.

Es hat fast den ganzen Tag gedauert, bis die Kacke zu dampfen anfang. Guthrie ist in Kernschmelze. Wir hören, wie er seine Frau am Telefon anfleht und sagt: »Das war ich nicht, Baby, ich verspreche, du ... Nein, natürlich nicht. Du bist viel hübscher als deine Schwester ... Nein, niemals, ich schwöre ... So etwas würde ich nie über deine Mutter sagen.«

Ich muss so heftig lachen, dass ein paar Tröpfchen Pipi herauskommen.

»Psst, er kommt«, sagt Nathan, der den Beobachtungsposten gegeben hat. Er huscht zurück in sein Zimmer, während Ruby sich andächtig in ihre Scrabble-Steinchen vertieft.

Guthrie kommt. »Das warst du!«

»Was?«

»Du hast mein Handy sabotiert.«

»Ich hab keine Ahnung, wovon du sprichst.«

Er steht direkt vor mir. Spuckefetzen fliegen aus seinem Mund. »Wenn du mich fickst, fick ich dich eiskalt zurück.«

»Ist das erlaubt?«, frage ich. »Ficken, meine ich. Von wegen besonderes Vertrauensverhältnis, Fürsorgepflicht und all das. Du bist erwachsen, ich bin minderjährig. Du solltest mich vor sexueller, körperlicher und psychischer Gewalt schützen. Ich habe das Recht, mit Respekt und Würde behandelt zu werden.«

Einen Moment lang glaube ich, Guthries Kopf könnte abheben und wie ein furzender Luftballon durch den Raum schießen.

Ruby ist völlig verstummt, und ich habe Angst, dass sie zusammenbrechen und etwas verraten könnte, aber sie ist tougher, als sie aussieht.

Guthrie bellt nur und beißt nicht. Großer Körper, kleiner Verstand. Er sollte nicht Sozialarbeiter sein. Er sollte Gefängniswärter, Nachtwächter oder Gepäckabfertiger sein. Irgendein Job, bei dem er nicht mit Menschen zu tun hat.

Als er gegangen ist, atmet Ruby langsam aus, als hätte sie die Luft angehalten. »Wie kannst du dir solche Sachen merken – Fürsorgepflicht und den Scheiß?«

»Ich habe eine Broschüre gelesen, die ich in Madges Büro gefunden habe.«

»Du solltest Sozialarbeiterin oder Psychologin werden.«

»Ich?«

»Ja. Du könntest anderen Menschen helfen.«

»Nee. Ich kann ja nicht mal mir selbst helfen.«

Cyrus

Das Foyer des Bürokomplexes hat die Größe eines Ballsaals mit riesigen Glasfenstern, in denen sich andere Fenster spiegeln, sodass ich wie in einem Spiegelkabinett verschiedene Versionen meiner selbst sehe, die alle in dieselbe Richtung blicken.

Der junge Empfangssekretär trägt ein enges Hemd, eine Röhrenhose, die seine Knöchel frei lässt, und Leinenschuhe.

»Hallo, mein Name ist Marcus, wie kann ich Ihnen helfen?«

»Wir sind hier, um Fraser Manning zu sprechen.«

»Weiß er, dass Sie kommen?«

»Noch nicht.«

Verwirrung trübt seinen Blick. »Mr Manning empfängt niemanden ohne Termin.«

»Dann würden wir gern einen machen.«

»Selbstverständlich.« Er reicht mir ein iPad. »Sie müssen einen schriftlichen Antrag stellen, in dem Sie Ihr Anliegen sowie eine Liste von Fragen angeben, die Sie an ihn richten möchten. Jeder Termin ist auf zwanzig Minuten begrenzt, es sei denn, er hält das für nicht ausreichend. Und Mr Manning behält sich das Recht vor, jedes Treffen aufzuzeichnen und einen Zeugen anwesend zu haben.«

»Wann können wir ihn sehen?«, fragt Sacha.

Marcus wirft einen Blick auf sein eigenes iPad und wischt mit dem Zeigefinger über das Display. »Am fünften Juli.«

»Das ist noch Monate hin.«

»Er ist ein sehr beschäftigter Mann.«

»Wir würden ihn lieber heute sprechen«, sage ich.

»Er ist den ganzen Nachmittag in Sitzungen.«

Seufzend stütze ich meine Ellbogen auf den glatten Glastresen.

»Können Sie Mr Manning darüber informieren, dass ich forensischer Psychologe bin, bei der Nottinghamshire Police. Vor

einigen Wochen ist ein ehemaliger Detective namens Hamish Whitmore zu dieser Adresse gekommen und hat Mr Manning besucht.«

»Und inwiefern betrifft Sie das?«

»Detective Whitmore wurde vor einer Woche ermordet.«

Marcus klappt den Mund auf und wieder zu, als wollte er die Ohren freibekommen. »Wollen Sie andeuten ...?«

»Ich will gar nichts andeuten. Ich versuche lediglich die Aktivitäten von Detective Whitmore zu rekonstruieren, um festzustellen, wen er getroffen hat und worüber gesprochen worden sein könnte.«

Marcus gibt besorgte *Hmmm* - und *Aaaah* -Laute von sich, bevor er meine Visitenkarte nimmt und uns auffordert zu warten. Er weist auf zwei schwarze Ledersofas, die teuer, aber unbequemer aussehen als der Mittelsitz in einem voll besetzten Nachtflug.

Mir fällt ein Mann auf, der vor den automatischen Türen Wache steht. Er trägt einen dunklen Anzug und sieht beinahe aus wie eine Statue aus Ebenholz, mit einem geölten Schädel, auf dem sich das Licht spiegelt.

»Man sollte meinen, eine wohltätige Stiftung wäre einladender«, sagt Sacha.

»Das ist keine wohltätige Stiftung«, erwidere ich mit einem Blick auf die Broschüren auf dem Couchtisch. »Eher eine Art Privatbank oder Investmentfirma.«

Man lässt uns mehr als vier Stunden warten, bis die meisten Mitarbeiter aus den Fahrstühlen getreten sind, das Foyer durchquert und das Gebäude verlassen haben. Hin und wieder mache ich mich auf den Weg zum Empfangstresen, um mich nach dem Stand unserer Anfrage zu erkundigen. Jedes Mal erklärt man mir, dass Mr Manning nach wie vor in einer Sitzung sei.

»Er wird sich rausschleichen«, sagt Sacha. »Es gibt bestimmt einen Aufzug direkt in die Tiefgarage. Er könnte schon weg sein. Er könnte direkt an uns vorbeigegangen sein.«

Weitere dreißig Minuten verstreichen. Ich will gerade aufgeben, als der Empfangssekretär auf uns zukommt.

»Mr Manning kann Ihnen jetzt fünfzehn Minuten einräumen.«

Der Mann, der bisher seinen Posten so unbeweglich gehalten hat wie ein Mitglied der Wache vom Buckingham Palace, begleitet uns

zum Fahrstuhl, und wir fahren schweigend aufwärts. Als die Tür aufgeht, werden wir von Fraser Manning begrüßt, der überraschend jugendlich und sonnengebräunt aussieht. Wir geben uns die Hand, und ich registriere, wie er mich an sich zieht und meinen Ellbogen umfasst. Eine Geste der Macht. Er trägt einen dunkelgrauen Anzug, ein weißes Hemd und eine hellrote Krawatte und erinnert mich an einen Labour-Politiker vom Schlage Tony Blairs.

»Tut mir leid, dass ich Sie habe warten lassen, aber ich war den ganzen Nachmittag in Meetings. Wir bereiten einen großen Deal vor – eine Unternehmensfusion –, und beide Parteien stellen Forderungen in letzter Minute. Manchmal ist es, als würde man einen Sack Flöhe hüten.«

Im selben Atemzug fügt er hinzu: »Ihr Name kommt mir bekannt vor. Sind wir uns schon mal begegnet?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Haben Sie je in der City gearbeitet?«

»Nein.«

»Cambridge?«

»Nein.«

Er will gerade das Thema wechseln, als ein Funken des Erkennens in seinen Augen aufblitzt.

»Oh! Du liebe Güte! Sie sind der Junge ... Ihre Familie ...« Er lässt den Satz unvollendet und wirkt aufrichtig bestürzt. »Bitte, verzeihen Sie. Das war völlig unangemessen. Sie müssen mich für sehr gefühllos halten.«

»Überhaupt nicht.«

Er entschuldigt sich weiter und rügt sich selbst. Bald entschuldige auch ich mich ähnlich nachdrücklich, und das Ganze wird zu einer typisch englischen Übung in Selbstbeziehung. Gleichzeitig kommt es mir merkwürdig vor, dass er sich an einen Namen im Zusammenhang mit einer Tragödie erinnert, die so lange zurückliegt. Ich frage mich, ob er in den langen Stunden, die wir warten mussten, Details über mich recherchiert hat.

Wir werden in ein Büro geführt, in dem eine Schreibtischlampe hell brennt, während der Rest des Raumes im Halbdunkel liegt. Manning nimmt auf einem schwarzen Lederstuhl hinter dem glänzenden Schreibtisch Platz, auf dem nicht einmal eine Büroklammer liegt.

»Wie kann ich Ihnen helfen, Cyrus und Sacha? Eine Alliteration. Sind Sie zusammen?«

»Freunde«, antworte ich, ein bisschen zu hastig. »Wir versuchen die letzten Aktivitäten eines ehemaligen Detectives zu rekonstruieren, Hamish Whitmore. Er wurde vor einer Woche ermordet.«

»Whitmore – ich erinnere mich an den Namen. Ich habe in der *Manchester Evening News* davon gelesen. Enthauptet. Schrecklich.«

»Erinnern Sie sich an ihn?«

»Nein, ich glaube nicht. Ich treffe in meinem Beruf sehr viele Menschen, aber an einen Detective würde ich mich bestimmt erinnern. Wie kommen Sie darauf, dass er hier war?«

»Die Managerin von Out4Good, einer wohltätigen Einrichtung der Everett Foundation, hat ihm Ihren Namen und Ihre Adresse genannt.«

»Verstehe. Wer hat Ihnen das erzählt?«

»Billie. Wir haben früher am Tag mit ihr gesprochen. Sie hat bestätigt, dass Mr Whitmore die Einrichtung besucht hat. Wir vermuten, dass das am fünfzehnten Mai war. Sie hat ihn hierhergeschickt.«

Manning zieht ein großes Smartphone aus der Jackentasche und streicht mit dem Daumen über das Display.

»Am fünfzehnten war ich nicht im Büro. Ich bin nach Genf geflogen.«

»In einem Privatjet?«

»Was tut das zur Sache?«

»Wäre es möglich, die Aufnahmen der Überwachungskameras im Foyer zu überprüfen, um zu sehen, ob Hamish Whitmore an dem Tag hier war?«

»Das kann ich veranlassen«, sagt Manning und tippt eine Notiz in sein Handy. »Aber vielleicht könnten Sie mir erklären, was Sie genau suchen?«

»Wir rekonstruieren die letzten Tage von Hamish Whitmore.«

»Ist dies eine offizielle polizeiliche Ermittlung?«

Ich ignoriere die Frage und stelle meinerseits eine weitere:
»Waren Eugene Green und Terry Boland jemals bei der Everett

Foundation angestellt oder sind von ihr unterstützt worden?«

»Der notorische Pädophile Eugene Green?«

»Ja.«

Manning seufzt und legt sein Handy auf den Tisch. »Die Antwort lautet: Kein Kommentar.«

Die folgende Pause dehnt sich unbehaglich.

»Meine Verweigerung einer Antwort ist kein Eingeständnis von irgendwas«, sagt er schließlich. »Ich habe keine Ahnung, ob diese beiden Männer in unseren Akten auftauchen. Die Everett Foundation hat Tausenden von ehemaligen Straftätern geholfen, Arbeit und eine Unterkunft zu finden und neue Qualifikationen zu erwerben. Die meisten von ihnen sind heute produktive und gesetzestreue Bürger. Hin und wieder müssen wir akzeptieren, dass einzelne Personen die Chancen verschleudern, die wir ihnen bieten, dass sie den Süchten ihrer Vergangenheit erliegen oder zu einem kriminellen Leben zurückkehren. Wir bieten Menschen eine zweite Chance, Cyrus, aber nicht jeder ergreift sie. Können Sie sich den öffentlichen Aufschrei vorstellen, wenn ich bestätigen würde (was ich nicht tue), dass Eugene Green an einem unserer Programme teilgenommen hat? Wir würden nie wieder einen Penny an Spenden oder einen weiteren Auftrag der Regierung bekommen. Lord Everett ist für die *Daily Mail* sowieso schon der Sandsack, auf den sie lustvoll einprügelt, ein sentimentaler Linker, nur einen Schritt von J.K. Rowling entfernt. Mein Job ist es, die wohltätige Stiftung und Lord Everett vor dieser Art Publicity zu schützen.«

»Unabhängig von den Konsequenzen?«

»Welche Konsequenzen? Würden Sie vorschlagen, das gesamte Bankensystem dicht zu machen, weil eine Filiale überfallen wurde? Würden Sie jede Kirche schließen, weil ein Priester ein Kind missbraucht hat?«

Er breitet die Hände aus, als müsste alles, was er mir erklärt, auch für mich offensichtlich sein. Ich gebe mich geschlagen, weil ich seine Position absolut verstehen kann. Er will den Ruf der Stiftung und auch den von Lord Everett nicht aufs Spiel setzen, indem er Fragen nachgeht, die nach Gefahr und Ärger riechen.

Sacha hat während des gesamten Wortwechsels geschwiegen. Jetzt streckt sie die Hand aus und berührt meinen Oberschenkel, ein

Zeichen, dass ich es gut sein lassen soll.

Manning blickt erneut auf die Uhrzeit auf seinem Handy.

»Ich muss jetzt wirklich los. Wir haben heute Abend eine Spendengala im Opernhaus. Man gibt *La Bohème*.«

Er schließt kurz die Augen und trommelt mit den Fingern einen kleinen Rhythmus auf die Tischplatte.

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen, Cyrus, aber Sie fragen offenbar nach Männern, die bereits tot sind. Wir helfen Menschen, ihr Leben neu aufzubauen. Einige von ihnen sind beschädigt. Einige waren früher einmal gefährlich. Wenn Sie herausfinden, dass einer unserer Angestellten gegen Gesetze verstoßen hat, werden wir ihn nicht beschützen. Das verspreche ich Ihnen.«

Evie

Ruby um sich zu haben ist, als würde man ein Haustier besitzen. Im Moment liegt sie auf meinem Bett und blättert durch meine Zeitschriften – durch die, die ich noch nicht zerschnitten habe, um meine Collagen an der Wand zu machen, größere Bilder aus kleineren in einer Reihe von zugeschnittenen Puzzles.

Ruby redet gern, doch nach einer Weile höre ich nicht mehr zu, weil ihre Stimme wie Fahrstuhlmusik ist. Gerade erzählt sie mir, dass ihr Stiefvater mit »irgendeiner Schnalle« durchgebrannt ist, die er bei einer Automesse getroffen hatte, und dann fünf Monate nicht nach Hause gekommen ist; und ihre Mum hat gedroht, »ihm die Eier abzuschneiden«, falls er jemals zurückkommen würde, aber sie hat »einen Scheiß« gemacht.

Es ist zwei Tage her, seit Cyrus zu Besuch war. Zwei Tage, seit ich sediert wurde. Ich weiß, dass er versucht herauszufinden, wer ich bin, obwohl ich ihn angefleht habe, es nicht zu tun. Er hat mir dieses Foto des vermissten Jungen gezeigt, und ich habe ihn angelogen und gesagt, ich hätte ihn noch nie gesehen. Ich habe kein schlechtes Gewissen. Ich will nicht, dass Cyrus herausfindet, wer ich bin ... was ich getan habe.

Ruby stößt mich an. »Hast du gehört, was ich gesagt habe?«

»Nein.«

»Tun deine Titten auch immer weh, wenn du deine Tage hast? Meine schon.«

Ruby trägt eine schwarze Wollstrumpfhose und ein T-Shirt mit einem Bild von Kurt Cobain. Wir haben beide keine Ahnung, wer Kurt Cobain ist, aber er sieht auf eine hagere Meth-Süchtiger-mit-Zähnen-Art scharf aus. Rubys Musikgeschmack ist ziemlich beschissen, sie sieht sich gern diese Talent-Shows im Fernsehen an, wo die Kandidaten immer mit einer Rührstory darüber kommen,

dass sie für ihre tote Oma oder ihren kleinen Bruder mit Leukämie singen. Ruby heult jedes Mal.

»Wie ist deine Mum gestorben?«, fragt sie und blättert eine Seite um.

»Sie ist erstickt.«

»Ist das wie erwürgt werden?«

»Nein. Ja. Vielleicht. Stell mir keine dummen Fragen.«

Sie dreht einen ihrer Ohrstecker, ein nervöser Tick oder vielleicht nur eine Angewohnheit.

»Wie kommt es, dass man nicht weiß, wie alt du bist?«, fragt sie.

»Ich werde im September achtzehn.«

»Ja, aber das ist nicht dein echter Geburtstag. Den hat der Richter festgelegt. Er hätte jeden Tag wählen können. Er hätte den vierzehnten Januar nehmen sollen.«

»Wieso?«

»Das ist mein Geburtstag. Wir könnten Zwillinge sein.«

»Bloß weil wir am selben Tag Geburtstag haben, wären wir noch keine Zwillinge.«

Ruby blättert weitere Seiten um, während ich den Song auf meinem iPod weiterklicke.

»Ich könnte dir Ohrlöcher stechen, wenn du willst«, sagt sie. »Wir brauchen nur eine Nadel, einen Eiswürfel und ein Feuerzeug.«

»Wir haben aber nichts von all dem.«

»Nein.«

Davina geht den Flur hinunter und ruft: »Zwanzig Minuten, Ladys.«

Dann werden die Türen für die Nacht abgeschlossen und erst am nächsten Morgen um viertel vor acht wieder geöffnet.

»Kann ich hierbleiben?«, fragt Ruby. Sie atmet tief ein und scheint die Luft anzuhalten.

»Ich kann mir keinen Ärger mehr leisten.«

»Wir werden schon nicht erwischt. Bitte.«

Ich will auch nicht allein sein, deshalb sage ich Ja. Ruby geht zurück in ihr Zimmer und richtet ihr Bett so her, dass es aussieht, als würde sie unter der Decke schlafen. Die Kameras im Flur werden ihr Kommen und Gehen zeigen, aber niemand achtet darauf, solange um zehn alle in ihren eigenen Zimmern sind.

Ruby kommt in Schlafanzug und Bademantel zurück in mein Zimmer, im Arm ein ramponiertes Stoffnilpferd, das dringend gewaschen oder verbrannt werden müsste, doch ohne schläft sie nie.

Der Trick bei einem Zimmertausch besteht darin, sich im Badezimmer zu verstecken, bis die Türen abgeschlossen und die Observationsluke geschlossen wird. Nachdem die Zimmer kontrolliert worden sind, schlüpft Ruby heraus, kriecht unter die Decke und drängt sich an die Wand, außer Sichtweite.

»Du hast Glück, dass du keine Familie hast«, flüstert sie. »Meine will mich nicht mehr haben. Meine kleinen Brüder und Schwestern mögen sie, aber mich nicht. Sie sind nicht gemein zu mir, aber sie küssen und umarmen mich nicht – nicht mehr so wie früher.«

»Ich dachte, du hättest gesagt, dein Stiefvater hätte dich angefasst.«

»Nee, das hab ich mir nur ausgedacht.«

»Das ist aber eine ziemlich bössartige Lüge.«

»Ich weiß, aber ich hasse das Schwein.«

Ihre Stimme plappert stetig weiter in der Dunkelheit.

»Irgendwann habe ich meine eigenen Babys, und die werden mich bedingungslos lieben. Und ich werde darauf achten, dass sie genug Küsse und Umarmungen abkriegen. Wir werden in einem hübschen Haus auf dem Dorf wohnen, und ich habe einen Friseursalon und einen echt fitten Mann, der aussieht wie Will Yeoman.«

»Wer ist das?«, frage ich schläfrig.

»Ein Junge an meiner alten Schule.«

Und dann redet sie wieder los und erzählt mir von all den wunderbaren Ideen, die in ihrem Kopf herumschwirren, redet sich selbst in den Schlaf und nimmt mich mit.

Ich träume von einem Haus im Norden Londons. Ich sitze auf Terrys Bett und sehe fern. Unten haben die Hunde gejault und gekratzt. Ich hatte sie ausgeschlossen, weil Terry gesagt hatte, dass er früher von der Arbeit nach Hause kommen würde. Als ich seinen Wagen hörte, schaltete ich den Fernseher aus und zog die Gardine ein wenig zur Seite. Ich sah, wie er seine Jacke von der Rückbank nahm, den Wagen abschloss und über den Rasen zu dem Weg zur Haustür

ging. Ein Schatten trat hinter einem Baum hervor, und auf Terrys Brust tauchten zwei rote Punkte auf, gefolgt von einem silbernen Blitz. Terry sackte zusammen, sein Körper zuckte und wand sich am Boden.

Zwei weitere Männer traten aus dem Dunkel. Sie packten Terrys Arme und schleiften ihn zum Haus. Sid und Nancy bellten, doch dann wimmerten sie nur noch und verstummten ganz. Glas splitterte. Ich krabbelte über das Bett, kroch in den Kleiderschrank und verschwand hinter der Wand.

Ich hörte sie die Treppe hochkommen und die Zimmer durchsuchen, einmal und noch mal. Als sie mich nicht fanden, fingen sie an zu diskutieren.

Die Arme um die Knie geschlungen, lehnte ich mit dem Rücken an der Platte und versuchte, keinen Mucks zu machen.

»Wo ist sie?«, fragte ein Mann.

»Wer?«, antwortete Terry.

»Sei kein Klugscheißer. Wo ist das Mädchen?«

»Wir haben uns gleich am ersten Abend getrennt. Ich hab ihr fünfzig Pfund gegeben und sie in einen Zug gesetzt. Sie hat gesagt, sie würde es allein nach Hause schaffen.«

»Du lügst.«

»Das ist die Wahrheit.«

»Und wie erklärst du das?«

Sie hatten meine Sachen gefunden. Die Kleider in der Waschmaschine. Mein Shampoo und meine Bürste in der Dusche. Terry hatte mir immer gesagt, dass ich den Kram nicht rumliegen lassen sollte, aber ich war bequem geworden und Terry auch.

Ich konnte sie streiten hören.

»Das Miststück muss hier irgendwo sein.«

»Vielleicht ist sie weggelaufen. Er hätte sie warnen können.«

»Wie denn? Wir haben ihn überrascht.«

»Wir haben überall geguckt.«

»Dann guckt noch mal.«

Sie begannen ihre Durchsuchung von vorn, hämmerten an Türen, hoben Matratzen an und rissen Schubläden auf...

Als sie mich nicht finden konnten, brachten sie Terry nach oben ins Schlafzimmer.

»Halt seine beschissenen Beine fest«, sagte eine Stimme. »Legt ihm den Gürtel um den Hals. Zieht ihn noch ein Loch fester.«

»Wir wollen ihn nicht erwürgen.«

»Der erstickt schon nicht.«

Ich hörte die Schläge und die Luft, die aus seinen Lungen entwich. Terry erzählte ihnen eine neue Geschichte. Er nannte mich eine zickige Heulsuse, die ihn so genervt hatte, dass er mich rausgeschmissen hatte.

Sie glaubten ihm nicht.

Er erfand neue Geschichten: Ich sei zu meiner Familie zurückgekehrt, er habe mich an einem Bahnhof abgesetzt, ich sei krank geworden und gestorben, und er habe meine Leiche in einem Minenschacht entsorgt. Die Schläge gingen weiter. Die Schreie. Ich hielt mir die Ohren zu. Ich bedeckte meinen Kopf. Ich rollte mich in meiner Kiste zusammen. Ich wünschte, es würde aufhören, doch ich konnte nichts dagegen machen. Es gab keine Möglichkeit, ihn zu retten.

Cyrus

Es ist schon nach neun, als wir nach Hause kommen. Müde und hungrig. Ich schlage Fastfood zum Mitnehmen vor, doch Sacha hat andere Pläne.

»Ich habe eine Kleinigkeit vorbereitet«, sagt sie und klingt wie Jamie Oliver. Sie nimmt einen schweren Topf aus dem Kühlschrank, stellt ihn auf den Herd und zündet eine Flamme an. Ich versuche, über ihre Schulter zu spähen, doch sie scheucht mich weg und sagt, ich solle eine Flasche Wein aufmachen.

»Ich habe keinen Wein.«

Sie zeigt auf die Arbeitsplatte. »Hast du wohl.«

Ich öffne eine Flasche und gieße zwei Gläser ein.

»Ich verstehe immer noch nicht, wie Evie ins Bild passt«, sagt Sacha. »Das Notizbuch, das Flugbuch, die wohltätige Einrichtung für Häftlinge – was hat das alles mit Angel Face zu tun?«

»Hamish Whitmore hatte den Eindruck, dass es wichtig war.«

»Vielleicht hat Eugene Green gar nichts mit Evie zu tun.«

»Sie hat das Foto von Patrick Comber erkannt, das ich ihr gezeigt habe. Da bin ich mir sicher.«

»Okay, aber die anderen Kinder wurden entführt und später irgendwo tot abgelegt. Warum sollten sie Evie am Leben gelassen haben?«

»Die anderen Opfer wurden von der Straße geraubt. Ihre Gesichter waren in allen Zeitungen und im Fernsehen. Sie waren bekannt. Das ganze Land hat sie gesucht. Aber niemand wusste, dass Evie verschwunden war, deshalb hat niemand sie gesucht.«

»Wie ist das überhaupt möglich – ein Kind geheim zu halten? Wo ist ihre Familie? Was ist mit Arztbesuchen, Impfungen, Schule ...«

»Vielleicht war Evie niemals auf dem Radar. Ihre Geburt wurde nicht registriert, oder sie ist woanders geboren und wurde ins Land

geschmuggelt. Menschenhandel ist weltweit das drittgrößte kriminelle Geschäft.«

»Ja, aber Kinder?«

»Wenn keiner wusste, dass sie existiert, hat auch keiner sie gesucht.«

»Eine DNA -Analyse würde doch bestimmt ihren Hintergrund enthüllen.«

»Nicht ihren Geburtsort. So spezifisch ist das nicht. Mit Gentests kann man feststellen, ob jemand skandinavische, südeuropäische, britische, irische oder afrikanische Anteile hat, doch die Ergebnisse basieren auf Prozentwerten über Jahrtausende. Ohne die Vergleichsprobe einer anderen Person kann man die DNA eines Menschen keiner bestimmten Familie oder Stadt zuordnen.«

Meine Gedanken auszusprechen hilft mir, Einzelteile zu sortieren und nach Mustern zu suchen.

»Terry Bolands Schwester hat gesagt, dass er wegen bewaffneten Raubüberfalls auf ein Postamt in Manchester verhaftet wurde, die Anschuldigungen jedoch unerklärlicherweise fallen gelassen wurden. Und Billie hat heute in dem Lagerraum erwähnt, dass die Everett Foundation auch Rechtsbeistand für ehemalige Häftlinge anbietet. Was, wenn Boland solchen Beistand erhalten hat? Seine Schwester hat gesagt, seine Freilassung sei von einem Topanwalt erwirkt worden. Wie kommt jemand wie Terry Boland zu einem solchen Rechtsbeistand?«

»Warum sollte die Everett Foundation ihm helfen?«

»Vielleicht wollte man die Peinlichkeit vermeiden, dass einer ihrer Unterstützungsempfänger eines schweren Verbrechens angeklagt wird. So was macht für eine wohltätige Organisation keinen guten Eindruck. Fraser Manning hat uns erklärt, dass es sein Job ist, den Ruf von Lord Everett und der Stiftung zu schützen.«

»Nichts weist auf eine Verbindung von Boland zu der Stiftung hin«, sagt Sacha, die nach wie vor nicht überzeugt wirkt.

»Noch nicht.«

Sacha hebt den Deckel des Topfes. Dampf quillt heraus und duftet köstlich.

»Ist nur eine Gemüsesuppe«, erklärt sie. »Ein maltesisches Gericht – *Minestra* . Bohnen. Nudeln. Reis. Ein Rezept meiner

Mutter.«

»Du bist Malteserin?«

»Meine Mutter. Die Familie meines Vaters stammt aus Norwegen.«

»Daher die roten Haare.«

»Meine Rotschopf-Gene.«

Sie nimmt ein knuspriges Brot aus dem Ofen.

»In der Regel teilt der Mann aus.«

»Das ist aber nicht sehr me-too.«

»Nein, aber meine Mutter ist eine große Verfechterin von Traditionen.«

Ich gebe die sämige Suppe mit einer Kelle auf die Teller, während Sacha das Brot in Stücke bricht und Olivenöl auf einen kleinen Teller gießt.

»Wann hast du deine Eltern zum letzten Mal gesehen?«, frage ich.

»Ich rufe sie fast jede Woche an ... oder schreibe Postkarten.«

»Du musst sie vermissen.«

Sacha beäugt mich misstrauisch. »Analysier mich nicht. Ich bin keine von deinen Patientinnen.«

»Ich wollte nicht ... « Ich gieße uns noch ein Glas Wein ein.

»Ich trinke normalerweise nichts«, sagt Sacha, deren Wangen gerötet sind.

Nachdem wir gegessen und die Teller abgeräumt haben, hole ich meinen Laptop und gebe den Namen Phillip Everett ein. Der erste Artikel ist ein Porträt im *Forbes* -Magazin. Everett wurde 1946 als ältestes von vier Kindern und einziger Sohn von Lord William Everett, dem fünften Baron of Helmsley, geboren. Nach der Schule in Eton studierte er in Oxford Philosophie, Politik und Wirtschaft, bevor er für eine Handelsbank in der City von London arbeitete. Nachdem sein Vater bei einem Reitunfall ums Leben gekommen war, nahm er seinen Sitz im House of Lords ein. Die Erbschaftssteuer hätte ihn beinahe ruiniert, doch es gelang ihm, das 70 Hektar große Anwesen der Familie in Norfolk zu behalten und in Folge ein Immobilien-Portfolio anzuhäufen, das ihn auf die *Sunday-Times* -Liste der tausend reichsten Personen brachte.

Ich entdecke weitere Artikel, die hauptsächlich über seine Kampagne zur Gefängnisreform und seine wohltätige Arbeit mit der

Everett Foundation berichten.

Einer Eingebung folgend gebe ich den Namen »Eugene Green« und »Lord Everett« ein. Das Ergebnis überrascht mich. Die erste Schlagzeile lautet: *Adeliger setzt Belohnung für vermissten Schüler aus* . Eine weitere verkündet: *Lord Everett besucht den Kinder-Sexualmörder und fragt: Wo hast du die anderen begraben ?*

Ein weiterer Link führt zu einem YouTube-Video eines Fernsehinterviews vom September 2019, nach Eugene Greens Verurteilung. Lord Everett, makellos gekleidet in einem dunklen Anzug, sitzt in einem Studio. Sein silbernes welliges Haar ist nach hinten gekämmt, und er hat leger ein Bein über das andere geschlagen. Der Journalist fragt ihn, ob er nach wie vor gegen die Todesstrafe sei oder ob man für Kindermörder und Terroristen nicht eine Ausnahme machen sollte.

»Fragen Sie mich das noch einmal, wenn wir ein perfektes Justizsystem ohne Fehlurteile haben«, erwidert er.

»Aber ein Ungeheuer wie Eugene Green hat doch gewiss jedes Recht auf Gnade oder Mitgefühl verwirkt?«

»Viele Menschen tun unaussprechliche Dinge, aber in einer modernen liberalen Demokratie sollten wir nicht dem Weg des institutionalisierten Tötens folgen. Dies ist das Vereinigte Königreich, nicht die Republik Gilead.«

Sacha sitzt neben mir, ihr Stuhl steht dicht neben meinem, sodass unsere Oberschenkel sich berühren.

»Er ist ein beeindruckender Mann«, sagt sie.

»Mit einer perfekten Tarnung.«

»Du willst doch nicht andeuten ... ?«

»Er hat einen Privatjet und tiefe Taschen.«

»Das macht ihn noch nicht zu einem kriminellen Mastermind.«

Sie hat recht. In meinem verzweifelten Bemühen, eine Verbindung zwischen Evie und Eugene Green zu finden, greife ich nach Strohhalmen. Hamish Whitmore war überzeugt, dass Green einen Komplizen hatte oder die Kinder im Auftrag eines anderen entführt hatte. Terry Boland könnte ein Mithelfer gewesen sein, der Gewissensbisse bekommen und versucht hatte, Evie zu retten. Das würde erklären, warum er nicht zur Polizei gehen konnte, sondern stattdessen versucht hat, Evie zu verstecken.

»Warum hat sich das sonst niemand angesehen?«, fragt Sacha.

»Dazu gab es keine Notwendigkeit. Eugene Green hatte gestanden. Terry Boland war tot. Die Geschichte schien abgeschlossen.«

»Bis Evie aufgetaucht ist.«

»Bis du sie gefunden hast. Als die Polizei den Mord an Boland nicht aufklären konnte, lag es nahe, ihn als Pädophilen hinzustellen und anzudeuten, dass er bekommen habe, was er verdiente.«

»Die uralte Regel der Polizeiarbeit«, sagt Sacha. »Im Zweifelsfall schieb die Schuld auf den Toten.«

Evie

Irgendwas weckt mich. Ein Geräusch, das nicht an diesen Ort und nicht zur Nacht gehört. Neben mir schnarcht Ruby leise. Im Badezimmer tropft ein Wasserhahn. In einem anderen Zimmer rauscht eine Klospülung. Ich liege still und lausche, mein Herz schlägt zu schnell.

Die Türen werden automatisch geöffnet. Es ist zu früh zum Wecken, und der Alarm bleibt stumm. Ich kann keinen Rauch riechen, und eine Feuersalarmübung ist es auch nicht. Rubys Gesicht ist von Haaren bedeckt. Ich rüttele an ihrer Schulter. »Wir müssen aufstehen.«

»Lass mich schlafen.«

Ich höre Schritte im Flur, gedämpfte Stimmen.

Ich schlüpfte – mittlerweile hellwach – leise aus dem Bett, kauere mich im Bad hinter den Plastikvorhang der Dusche und umfasse meine Knie. Durch das matt leuchtende Quadrat des Fensters fällt Licht auf Waschbecken und Toilette.

Ich lausche den Geräuschen. Vor dem Fenster steht ein Kastanienbaum, der ächzt, wenn es windig ist. Papa kannte die Namen aller Bäume und wusste, wie man am Nachthimmel Venus und Mars findet. Er hat mich manchmal auf Nachtwanderungen zur Trüffelsuche mitgenommen. Er sagte, das sei die beste Zeit, um Trüffel zu finden, aber ich glaube, er wollte nur den anderen Sammlern aus dem Weg gehen, die jeden bestrafen, der ihr Revier unerlaubt betrat.

Hinter dem Plastikvorhang kauern und spüre ich meinen Herzschlag und das Rauschen in meinen Ohren. Ein Schuh knarzt. Ruby wacht auf.

»Wer sind Sie?«

Ich höre gedämpfte Geräusche, einen Kampf. Die Matratze ächzt

unter einem Gewicht. Ein Knie. Ein Mann stöhnt vor Anstrengung. Ruby kämpft um ihr Leben. Und verliert.

Meine Fäuste sind so fest geballt, dass meine Fingernägel sich in meine Handflächen graben. Ich will ein Messer. Ich will eine Pistole. Ich möchte den Lauf in meinen Mund schieben. Ich will mir die Klinge an den Hals halten. Ich stelle mir vor, abzudrücken. Ich stelle mir vor, meine Pulsadern aufzuschlitzen.

Die Zeit wird nicht langsamer. Sie bewegt sich nur ohne mich weiter, und ich kralle mich an die Fliesen, bis meine Finger bluten, während ich versuche, mir einen Weg nach draußen zu graben, bevor sie mich finden.

Mein Bewusstsein splittert. Ich bin wieder in der geheimen Kammer hinter dem Kleiderschrank und höre, wie Terry gefoltert wird, aber nicht gebrochen.

»Das kann sofort aufhören«, sagt ein Mann. »Sag uns einfach, wo sie ist.«

Terry antwortet nicht.

»Gib sie auf, und ich lasse dich nach Hause gehen. Du kannst deine Jungen besuchen. Oder vielleicht sollten wir sie herbringen. Möchtest du sie gern sehen?«

»Nein, bitte«, stöhnt er. »Ich schwöre, sie ist weg. Ich hab ihr Geld für ein Ticket gegeben. Ich habe sie in einen Bus gesetzt.«

»Du hast gesagt, es wäre ein Zug gewesen.«

»Es war ein Bus.«

»Sag uns, wo sie ist, und ich höre sofort auf, dir wehzutun.«

»Sie werden mich umbringen.«

»Mag sein, aber ich mache es schnell. Ich gebe dir mein Wort.«

Sie begannen von vorne, und ich hörte die Schläge und Terrys gedämpfte Schreie. Ich kann die Geräusche nicht ungehört machen. Sie kehren zurück, jedes Mal, wenn ich den Kopf unter laufendes Wasser halte oder ihn mit einem Kissen bedecke, wenn ich sehe, wie Bomben auf Dörfer abgeworfen werden, Kinder in Afrika verhungern, Leichen aus Trümmern gezogen werden oder sich ein einsames Geräusch von allen anderen absondert.

Es ging weiter und immer weiter, bis Terry keinen Laut mehr von sich geben konnte. Und ich lag zu einem Ball zusammengerollt, biss

mir in die Faust und schluchzte in eine endlose Nacht.

Cyrus

Jemand hämmert an die Haustür und hält die Klingel gedrückt. Rote Leuchtziffern zeigen die Uhrzeit an: 03:30. Ärger. Bekleidet in Boxershorts und T-Shirt reiße ich die Tür auf. Detective Sergeant Dave Curran mustert meine Erscheinung und grinst. »Nette Beinchen. Kein Wunder, dass die Chefin auf Sie steht.«

Ich will ihm sagen, dass er mich am Arsch lecken kann, doch in diesem Moment taucht Sacha auf dem Treppenabsatz auf. »Alles in Ordnung?«

»Ja«, sage ich. »Geh wieder ins Bett.«

Daves Grinsen wird noch anzüglicher. »Ooh, hab ich bei irgendwas gestört?«

»Wer ist es?«, fragt Sacha.

»Niemand«, antworte ich, was beinahe stimmt. Dave Currans Spitzname bei der Sondereinheit für Schwerstkriminalität ist »Nobody« wegen seiner Teflon-artigen Fähigkeit, den Konsequenzen jedes Shitstorms zu entgehen. Damit ist Dave Curran perfekt, und »nobody is perfect«.

»Lenny hat versucht, Sie zu erreichen«, sagt er. »Es hat einen Zwischenfall in Langford Hall gegeben. Ein Mädchen ist tot. Ein weiteres wird vermisst.«

Mein Herz zieht sich zusammen. »Ist es Evie?«

»Einen Namen weiß ich nicht, aber die Chefin hat nach Ihnen gefragt.«

Ich gehe wieder nach oben und ziehe mich hastig an.

»Was ist passiert?«, fragt Sacha.

Mit Mühe bringe ich Evies Namen über die Lippen.

»Ich komme mit.«

»Nein.«

Ohne Blaulicht und Sirene rast der Streifenwagen durch leere

Straßen. Angst ist das beherrschende Gefühl in meiner Magenhöhle geworden. Angst, Evie zu verlieren. Angst davor, was sie getan haben könnte.

Als wir in Langford Hall ankommen, sehe ich Streifenwagen und Transporter, die die Straße versperren. Auf dem begrünten Randstreifen stehen zwei Krankenwagen mit offenen Türen neben einem Leichenwagen und einem Service-Lkw mit tragbaren Scheinwerfern und Kränen. Eine Leiche muss untersucht und abtransportiert werden.

Ein uniformierter Constable weist uns durch den äußeren Kordon zu einem inneren, wo ich als Besucher des Tatorts eingeloggt werde. Ein Detective in Zivil empfängt mich an der Glastür des Verwaltungsbereichs. Ich blicke an ihm vorbei, suche die Gesichter nach Evie ab und flüstere immer wieder »bitte, bitte, bitte« wie ein gemurmelter Gebet.

Lenny kommt aus einem Zimmer ein Stück den Flur hinunter. Ich weiß nicht, welches Zimmer es ist, doch sie ist von Kopf bis Fuß in einen blauen Overall gehüllt, wie ihn die Mitarbeiter der Spurensicherung tragen.

»Ist es Evie?«, frage ich. Die Worte kommen mir nur mühsam über die Lippen.

»Sie ist noch nicht offiziell identifiziert worden«, sagt Lenny, »aber es ist Evie Cormacs Zimmer.«

»Wie?«

»Sie wurde mit einem Kissen erstickt.«

Mein Blick verschwimmt in Tränen. »Was ist passiert?«

»Ein Einbruch. Der Nachtaufseher wurde überfallen und gefesselt. Er hat den Alarm ausgelöst, nachdem die Eindringlinge weg waren.« Lenny redet im Gehen weiter. »Zwei Männer mit Sturmhauben. Das ist die einzige Beschreibung, die er uns geben konnte.«

»Wo ist er jetzt?«

»Im Krankenhaus. Er hat über Brustschmerzen geklagt.« Sie unterschreibt auf einem Klemmbrett, das man ihr unter die Nase hält. »Ich frage dich das wirklich nicht gern ... Aber bist du bereit, die Tote zu identifizieren?«

Ich nicke benommen.

Ein weiterer blauer Overall wird gefunden, den ich über meine

Jeans und mein Sweatshirt streife, bevor ich die Kapuze festziehe und meine Haare darunter stecke. Jede Sekunde fühlt sich langsam und schwerfällig an, als würde ich unter Wasser gehen.

»Wo sind die anderen Bewohner?«, frage ich.

»Sie sind in ihre Zimmer eingesperrt, bis wir mit ihnen gesprochen haben. Alle bis auf eine. Ruby Doyle ist verschwunden.«

»Das ist Evies beste Freundin«, sage ich.

»Vielleicht ist sie abgehauen, als die Türen geöffnet wurden«, sagt Lenny, »oder sie haben sie mitgenommen.«

Sie gibt mir ein Paar Latexhandschuhe, und wir gehen über einen in dem Flur ausgelegten Laufrost.

In Evies Zimmer sind zwei Beamte der Spurensicherung bei der Arbeit, ein Mann und eine Frau. Die Frau beugt sich über das Bett. Als wir hereinkommen, richtet sie sich auf, und ich sehe flüchtig ein Mädchen im Teenageralter, das in einem Schlafanzug auf dem Rücken liegt. Ihr Gesicht ist halb verdeckt von einem Kissen, und um ihre Schenkel bauscht sich die Decke.

Das Kissen wird weggenommen. Ich stocke zwischen Aus- und Einatmen, zwischen Entsetzen und Erleichterung.

»Das ist sie nicht«, flüstere ich. »Das ist nicht Evie Cormac.«

Ich bemerke zahlreiche Stecker und Ringe in der rosafarbenen Ohrmuschel des Mädchens und ihr auf einer Hälfte geschorenes Haar.

»Das ist Ruby Doyle.«

Sie hat blasse, hervorquellende Augen und blaue Lippen, außerdem hat irgendjemand ihre Augenbrauen abrasiert.

Im selben Atemzug wird mir klar, was das bedeutet: Evie ist verschwunden.

»Sie haben sie mitgenommen!«

»Wer hat sie mitgenommen?«, fragt Lenny.

Meine Gedanken schießen von Detail zu Detail. Wenn sie wegen Evie gekommen sind, warum haben sie Ruby getötet? Das ergibt keinen Sinn. Was hat sie hier gemacht? Rubys rechter Arm hängt über die Bettkante, ihre Finger berühren beinahe ein Nilpferd aus Stoff.

Ich richte mich auf und wende mich zur Tür. »Wo ist Rubys Zimmer?«

»Den Flur hinunter«, sagt Lenny und folgt mir. Wir wenden uns nach links und gehen an einer Reihe identisch aussehender Türen vorbei. Als ich das Zimmer betrete, sehe ich, dass in der Mitte des Bettes mehrere Kissen so unter der Decke angeordnet sind, dass jeder, der flüchtig durch die Observationsluke blickt, sie für eine schlafende Person halten würde.

»Sie waren zusammen«, sage ich.

»Das verstehe ich nicht«, erwidert Lenny.

»Manchmal hat Ruby bei Evie geschlafen«, sage ich. »Sie hatte Albträume.«

»Wenn du sagst, sie hat bei ihr *geschlafen*?«

Lenny will wissen, ob die beiden ein Paar waren. Würde Evie es mir erzählen? Ich weiß nicht. Würde es mich überraschen? Wahrscheinlich nicht. Sie würde mir fast alles erzählen, wenn sie glaubt, es könnte mich schockieren. Das ist eine der seltsam kontraintuitiven Seiten an Evie – ihre Fähigkeit, mühelos zu lügen, während sie gleichzeitig erkennt, wenn sie angelogen wird.

»Willst du sagen, dass Evie Ruby getötet hat?«, fragt Lenny.

»Nein.«

Ich mache auf dem Absatz kehrt und gehe zurück zu Evies Zimmer, wo die Gerichtsmedizinerin Abstriche unter Rubys Fingernägeln macht und Schuppen aus ihrem Haar bürstet. Ich sehe mich um und bemerke, dass der Schrank offen steht. Die Kleider auf der Stange sind zu einer Seite geschoben worden. Das sind nicht die Spuren einer Durchsuchung.

Auf dem Fußboden liegt eine zerknüllte Schlafanzughose. Der Baumwollstoff hat ein Muster mit Cartoon-Eisbären. Es ist Evies, das weiß ich, weil ich ihr den Schlafanzug gekauft habe. Ich gehe in die Hocke, berühre den Stoff, halte den Finger an die Nase und rieche Urin.

»Ist die Matratze nass?«, frage ich.

Die Gerichtsmedizinerin berührt das Laken und schüttelt den Kopf.

Ich gehe in das angrenzende Bad und lasse den Blick über die weißen Fliesen, das Waschbecken, die Toilette und die Dusche schweifen. Der Duschvorhang ist zugezogen. Ich bücke mich, betrachte die Fliesen und rieche wieder Urin.

Halb zu Ende gedachte Gedanken vervollständigen sich. Zwei

Männer haben den Nachtaufseher außer Gefecht gesetzt, mit dessen Sicherheitspass das Büro aufgeschlossen und sich Zutritt zum Kontrollraum verschafft. Nachdem sie Evies Zimmer geortet hatten, lösten sie die zentrale Verriegelung. Evie muss sie kommen hören und sich im Dunkeln kauern in der Duschkabine versteckt haben. Panisch. Sie hat gehört, wie Ruby ermordet wurde. Geschichte wiederholt sich. Das Mädchen in der geheimen Kammer. Eine Maus in den Mauern.

»Sie sind gekommen, um Evie zu töten«, flüstere ich, »aber sie haben das falsche Mädchen erwischt.«

»Woher willst du das wissen?«, fragt Lenny.

Ich zeige zur Dusche. »Evie hat sie kommen hören und ist ins Bad geflüchtet. Sie hatte solche Angst, dass sie sich eingenässt hat. Ihre Schlafanzughose ist durchgeweicht.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Ich glaube, sie hat gewartet, bis sie weg waren, und sich dann umgezogen.«

»Trotzdem könnten sie sie entführt haben.«

»Sie sind nicht gekommen, um sie zu entführen. Sie sind gekommen, um sie zu töten.«

Lenny starrt mich perplex an. Es ist, als würde ich jemandem, der noch mit der Viererreihe kämpft, eine komplexe mathematische Gleichung erklären. Sie packt meinen Unterarm, zerrt mich aus dem Zimmer den Flur hinunter bis in den Speisesaal.

Dort fährt sie herum und sieht mich direkt an. »Wer ist dieses Mädchen?«

Ich zögere, unsicher, wie viel ich sagen darf. Sie wird es ohnehin bald erfahren. Akten werden entsperrt, Namen enthüllt werden.

»Angel Face.«

Falten schreiben dicke Schlagzeilen auf Lennys Stirn. Es ist ihr Boulevard-Gesicht, voller Schock und Schauer.

»Du willst sagen, Evie Cormac ist Angel Face.«

Ich nicke.

»Selbst wenn das stimmt, erklärt das nicht, was hier passiert ist.« Ihre Stimme ist rau und leise. »Wer will ihren Tod?«

»Sie weiß ihre Namen nicht.«

»Das reicht jetzt mit deinen beschissenen Rätseln, Cyrus. Was

verschweigst du mir?«

Wieder zögere ich. Diesmal beugt Lenny sich näher zu mir, wie ein Ringrichter, der einen zu Boden gegangenen Kämpfer anzählt. Entweder ich enthülle ihr die ganze Geschichte, oder der Kampf ist zu Ende, zusammen mit unserer Freundschaft.

»Angel Face steht unter gerichtlicher Vormundschaft. Sie hat vor sieben Jahren eine neue Identität bekommen, weil niemand ihren richtigen Namen, ihr Alter und ihre Herkunft ermitteln konnte. Evie hat sich immer geweigert, darüber zu sprechen, was passiert ist, weil sie Angst hat, gefunden zu werden.«

»Von wem?«

»Das hat sie nie gesagt. Vielleicht von den Leuten, die sie entführt haben. Sicher weiß ich nur, dass vor drei Tagen jemand Langford Hall besucht und nach ihr gefragt hat. Evie hat das Gespräch mitgehört und die Stimme des Mannes erkannt. Sie hatte sie schon einmal gehört, als Terry Boland zu Tode gefoltert wurde.«

Lenny setzt sich schwer atmend an einen Esstisch.

»Warum in Gottes Namen hast du mir das nicht erzählt?«

»Ich darf Evies wahre Identität nicht preisgeben. Sie steht unter dem Schutz des Gerichtes.«

»Sie war in Gefahr.«

»Niemand hätte ihr geglaubt.«

»Woher weißt du das?«

»Weil ich ihr auch nicht geglaubt habe«, flüstere ich. »Ich habe ihr erklärt, sie wäre in Langford Hall sicher.«

Ein Detective auf der Suche nach Lenny taucht in der Tür auf. Die Leiterin der Einrichtung ist eingetroffen.

Mrs McCarthy wartet im Foyer, flankiert von zwei weiblichen Constables, die sie zu Hause abgeholt haben müssen. Ihr Haar ist noch vom Schlaf zerwühlt, und sie trägt Pantoffeln.

Besorgt fragt sie, wo die Kinder sind.

»In ihren Zimmern«, sagt Lenny. »Wir müssen ihre Aussage aufnehmen.«

»Wo ist Peter? Ist er verletzt?«

»Ihr Nachtaufseher wurde mit Brustschmerzen ins Krankenhaus gebracht. Er wird sich wieder erholen.«

Mrs McCarthy blickt an ihr vorbei. »Die Beamtinnen haben gesagt

...«

»Ein Mädchen ist tot«, sagt Lenny.

Mrs McCarthy bekreuzigt sich und nimmt erst jetzt meine Anwesenheit zur Kenntnis. Sie schlägt die Hand vor den Mund und flüstert: »Evie.«

Ich schüttele den Kopf.

»Wir glauben, dass ein anderes Mädchen in Evies Zimmer war«, sagt Lenny.

Mrs McCarthy runzelt die Stirn. »Das ist nicht korrekt. Eine Person pro Zimmer. Wir kontrollieren ...«

»Es war Ruby Doyle«, sage ich.

Mrs McCarthy holt zweimal abgerissen Luft, Tränen schießen ihr in die Augen. »Oh, die armen Eltern.«

»Ich brauche ihre Kontaktdaten«, sagt Lenny.

»Wo ist Evie? Ist sie hier? Hat sie gesagt, was passiert ist?«

»Evie Cormac konnten wir bisher nicht finden«, sagt Lenny.

»Wohin ist sie gegangen? Sie darf das Gelände nicht verlassen.«

»Bitte, Mrs McCarthy, keine weiteren Fragen. Rufen Sie alle in der Nähe lebenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an und bestellen Sie sie hierher, vor allem Therapeuten und Sozialarbeiter. Wir müssen die Befragungen der Kinder organisieren und ihre Zimmer durchsuchen.«

»Muss das sein?«

»Ja.«

Begleitet von den weiblichen Constables geht Mrs McCarthy in ihr Büro. Lenny blickt ihr nach, verlagert ihr Gewicht auf die Zehenspitzen und senkt ihre Stimme zu einem Flüstern. »Ein Mädchen im Teenageralter wird in einem städtischen Kinder- und Jugendheim ermordet und ein weiteres vermisst – das ist ein beschissener Super-GAU.«

Evie

Dunkelheit kann Qual oder Segen sein, Last oder Trost. Ich hocke hinter einer Hecke, halb begraben unter Laub und gemähtem Gras. Von hier aus kann ich die Polizei- und Krankenwagen und Leute in Uniform sehen. Ihre Gesichter sind bleich vom Licht der Scheinwerfer.

Ich bin nicht weit gelaufen. Noch nicht. Ich wollte sehen, wer zu meiner Beerdigung kommt. Ich wollte sehen, wer feiert, wer weint und wer meine Sachen einsackt.

Langford Hall wimmelt von Menschen. Das Neongelb der Rettungsscrews, die dunklen Anzüge der Detectives, die blassen Overalls der Spurensicherung, wie Gespenster.

Die arme Ruby. Die dumme Ruby. Tiefgründig wie eine Pfütze. Dumm wie Brot. Freundlich wie ein junges Hündchen. Sie ist tot wegen mir. Ich habe sie sterben gehört. Ich habe im Badezimmer gewartet, bis die Männer weg waren und andere Stimmen den Korridor füllten.

»Warum sind die Türen offen?«, fragte jemand. »Wo sind alle? Wie spät ist es? Ist das eine Feueralarmübung?«

Mein Schlafanzug klebte klatschnass an meinen Schenkeln. Ich spähte durch den Spalt der Badezimmertür. Rubys Augen waren offen, ein Arm lag über ihren Hüften, der andere auf dem Kissen. *Meinem* Kissen. Ruby mit ihren Piercings und ihren fehlenden Augenbrauen. Mit ihren sechs Brüdern und Schwestern. Die arme Ruby.

Sie haben erwartet, *mich* zu finden. Sie glauben, sie haben *mich* getötet.

Scheiße! Scheiße! Scheiße!

Ich konnte nicht bleiben. Ich konnte es nicht erklären. Ich habe mir den nassen Schlafanzug vom Körper gepellt, meine Jeans und ein

Kapuzensweatshirt angezogen. Ich habe Kleider zum Wechseln in einen kleinen Rucksack gestopft, zusammen mit einem Satz Karten und einer Holzschachtel mit meinen Erinnerungsstücken: Knöpfe, bunte Glasscherben und Fotos von Poppy.

Die ganze Zeit hat Ruby mich vorwurfsvoll angestarrt, als wollte sie mir die Schuld geben. Ich hätte den Arm ausgestreckt und ihre Lider geschlossen, doch ich wusste, dass ich zusammenbrechen würde, wenn ich sie berührte. Stattdessen legte ich ein Kissen auf ihr Gesicht.

Menschen kamen in den Flur.

»Jemand hat die Türen aufgeschlossen«, sagte Nathan.

»Wir sollten die Küche plündern«, schlug Russell vor.

»Vielleicht bleiben wir lieber auf unseren Zimmern«, sagte Claire, wie immer die erwachsene Stimme der Vernunft.

Ich schlug die Kapuze über den Kopf, schlich an ihnen vorbei und huschte zur Schwesternstation und der ersten Reihe von Sicherheitstüren.

»Wohin gehst du?«, rief Nathan mir nach. »Du kannst nicht einfach abhauen.«

»Sag ihnen, ich war's nicht.«

»Was?«

»Alles.«

Ich kam zum Empfangstresen. Der Nachtaufseher saß mit einer Einkaufstasche aus Stoff über dem Kopf auf dem Boden. Ich drückte auf den Knopf an der Wand, und die äußeren Türen öffneten sich. Ich lief die Treppe hinunter, quer über den Parkplatz und duckte mich unter der Schranke. Kies knirschte unter meinen Schuhen.

Eine Stimme in meinem Kopf sagte immer wieder: *Das ist nicht deine Schuld. Das ist nicht deine Schuld*. Ich sollte tot sein und nicht Ruby, aber das geht nicht auf mein Konto.

Ich überquerte die Straße und kroch im Schatten der Bäume unter die Hecke. Ich versuchte, meinen Herzschlag zu beruhigen, doch das Blut rauschte immer noch in meinen Ohren und drängte mich zur Flucht.

Cyrus kam in einem Polizeiwagen. Er sah verzweifelt aus, und ich konnte ihn mir als den Jungen vorstellen, der vor vielen Jahren seine Familie verloren hatte. Ich hatte keine Zeit, ihm eine Nachricht zu

hinterlassen, aber er wird wissen, dass ich nicht tot bin. Vielleicht denkt er, dass sie mich entführt haben, doch irgendwann wird er sich alles zusammenreimen.

Er sagt, ich wäre entschieden zu clever, aber Cyrus ist schlau, und es gibt einen Unterschied zwischen schlau und clever. Schlau bedeutet, dass man jede Menge Scheiß weiß. Clever bedeutet, dass man so tun kann als ob. Cyrus ist schlau, aber nicht besonders clever. Ich bin cleverer, als gut für mich ist.

Was hätte ich geschrieben, wenn ich ihm eine Nachricht hinterlassen hätte?

Ich hab es dir gesagt.

Ich hab ihm gesagt, dass das passieren würde, doch er hat mir nicht geglaubt. Er hat mir versprochen, dass ich in Langford Hall sicherer bin als irgendwo sonst, aber er hat es nicht kapiert. Er hat nie verstanden, wie viel ich weiß und was ich gesehen habe; was mir angetan wurde.

Ja, hin und wieder erzähle ich Lügen, aber den Mist habe ich mir nicht ausgedacht. Ich habe nicht »katastrophisiert« – eins seiner Lieblingsworte für Teenager, die aus Mücken Elefanten machen.

Cyrus wird wissen, dass ich sie nicht getötet habe, aber er kann mich nicht finden. Ich habe fünfundsechzig Pfund und eine Travel Card, damit komme ich bis London oder Edinburgh, aber das reicht nicht mal für eine Woche.

Ich könnte Cyrus um Geld bitten. Würde er mir helfen? Ich möchte es gern glauben, doch Terry hat mir erklärt, dass ich niemandem vertrauen sollte. Vielleicht bin ich in Cyrus verliebt, obwohl ich mir nicht sicher bin, ob ich imstande bin, so viel für einen anderen Menschen zu empfinden. Ich würde auf die Liebe nicht pissen, wenn sie brennt. Ich würde sie links liegen lassen. Ich würde für die Liebe nicht die Straßenseite wechseln, meinen Sitzplatz im Bus abgeben oder mein letztes Stück Pizza teilen. Aber für Cyrus würde ich all das tun. Vielleicht ist es deshalb mehr als Liebe.

Ein weiteres Fahrzeug trifft ein. Ein kleiner Transporter mit vergitterten Fenstern. Der Fahrer trägt einen dunklen Overall. Er öffnet die Hecktüren, und zwei Hunde springen von der Ladefläche und schnuppern am Boden und den Reifen des Transporters. Der Führer leint sie an. Es sind Schäferhunde wie Sid und Nancy. Die

Polizei wird ihnen ein Kleidungsstück von mir geben – vielleicht meinen Schlafanzug – und sie nach mir suchen lassen. Ich kann nicht bleiben. Meine Beerdigung ist vorbei.

Ich krieche rückwärts, ducke mich unter dem Fenster eines Hauses, bis ich den nächsten Garten erreicht habe, und klettere über einen weiteren Zaun. Als ich weit genug von Langford Hall entfernt bin, gehe ich wieder zur Straße und halte mich im Schatten abseits der Laternen. Im Dunkeln wirkt die Gegend fremd. Die Häuser sind still. Die Welt schläft.

Ich habe keinen Plan – noch nicht –, aber ich kann nicht nach Langford Hall zurückkehren. Wenn sie mich einmal gefunden haben, können sie mich jederzeit wieder finden.

Cyrus

Lenny und ich sitzen im Sicherheitskontrollraum von Langford Hall und sehen einem jungen Techniker dabei zu, wie er mit der Kunstfertigkeit eines Konzertpianisten seine Finger über die Tastatur fliegen lässt.

»Das ist Justy«, sagt Lenny, »unser amtierender Computer-Flüsterer.«

Der junge Mann wird ein wenig rot, und seine volle schwarze Mähne fällt ihm beim Tippen in die Augen. Die Bildschirme auf den umliegenden Tischen sind zertrümmert oder aus den Anschlüssen gerissen worden, und der Boden ist mit Glas- und Plastikscherben bedeckt.

»Normalerweise würden diese Bildschirme Live-Feeds von den Kameras in den Fluren und an den Außenzäunen empfangen«, erklärt der Techniker. »Sie haben versucht, die Aufnahmen zu vernichten, doch das Material wurde automatisch auf externe Festplatten übertragen.«

Justy drückt auf eine Taste, und auf dem Bildschirm seines Laptops erscheinen die Aufnahmen von sechs Überwachungskameras. Eine zeigt den Parkplatz, wo zwei Gestalten in Schwarz geduckt zum Haupteingang von Langford Hall laufen. Im Hintergrund hört man das Hupen mehrerer Autoalarmanlagen.

»Laut Angaben der Nachbarn wurden sie um kurz nach zwei ausgelöst«, sagt Justy. »Der Nachtaufseher kam heraus, um nachzusehen.«

Die Aufnahmen zeigen einen Mann mittleren Alters, der aus der Glastür tritt. In der Hand hat er eine schwere Taschenlampe, die er auf den Parkplatz und die umliegenden Gärten richtet. Als der Lichtstahl in Richtung Kamera schwenkt, erscheinen auf der Brust seines Hemdes rote Punkte, gefolgt von einem silbernen Blitz, als

zwei Drähte einer Elektroschockpistole ihn treffen. Sein Körper zuckt, als der Strom durch ihn schießt.

Der Aufseher windet sich noch am Boden, als ein schwarz gekleideter Mann mit Sturmhaube auftaucht, dem Nachtaufseher eine Stofftasche über den Kopf zieht und seine Handgelenke mit Kabelbinder fesselt, bevor er ihn an den Beinen packt und ins Foyer hinter den Empfangstresen zerrt.

Ein zweiter, ähnlich gekleideter Mann folgt ihm durch die Glastür, steigt sofort auf einen Stuhl und richtet die Tülle einer Spraydose auf die Kamera. Ich sehe kurz seine Augen, bevor graue Farbe die Linse bedeckt. Die Überwachungskameras werden eine nach der anderen außer Gefecht gesetzt.

»Wir haben noch die Audiospur, aber sie sagen nicht viel«, erklärt Justy. »Aus dem Foyer sind sie in den Kontrollraum gegangen, wo sie den Wohnflügel automatisch entriegelt haben.«

Justin spult vor. »Das ist acht Minuten später.«

Wir sehen wieder den Parkplatz. Dieselben beiden Männer kommen aus dem Haupteingang, laufen unter einer Laterne vorbei und die Auffahrt hinunter.

»Das ist alles«, sagt der Techniker.

»Lassen Sie es laufen«, fordere ich ihn auf.

Wir warten, und Minuten verstreichen, während wir auf ein statisches Bild des fast leeren Parkplatzes schauen.

»Da!«, sage ich und zeige auf den Bildschirm. »Das ist Evie.«

Eine einsame Gestalt in Kapuzensweatshirt mit einem kleinen Rucksack taucht auf. Sie hat ihre Lieblingsjeans und die Fake-Doc-Martens an, in denen sie aussieht wie eine Motorradbraut. Sie kauert sich zwischen die Autos und späht über die Kühlerhauben, bevor sie geduckt von einem Schatten zum nächsten rennt.

»Wir müssen eine Vermisstenmeldung rausgeben«, sagt Lenny.

»Vielleicht solltet ihr sie laufen lassen.«

Sie sieht mich ungläubig an. »Sie ist Zeugin in einem Mordfall.«

»Wenn sie glauben, dass sie tot ist, werden sie sie in Ruhe lassen.«

»Du hast mir immer noch nicht erklärt, wer ›sie‹ sind.«

Ich wünsche, ich könnte. Evies »gesichtslose Männer«, die Gestalten ihrer Albträume, die Ungeheuer unter ihrem Bett.

»Es gibt etwas, das ich nicht erwähnt habe«, sage ich.

Lenny tippt Justy auf die Schulter und weist mit dem Kopf zur Tür. Er klappt seinen Laptop zu und lässt uns allein.

»Ich höre«, sagt Lenny.

»Vor einer Woche habe ich Evie ein paar Fotos von Eugene Greens bekannten Opfern gezeigt – sowie von den Kindern, von denen man annimmt, dass er sie entführt haben könnte. Auf eins hat sie reagiert – ein Bild von Patrick Comber. Evie wollte es nicht bestätigen, aber ich bin mir sicher, dass sie ihn schon einmal gesehen hat.«

Zwei senkrechte Runen der Konzentration schreiben sich auf Lennys Stirn.

»Du sprichst von einem Pädophilen-Ring.«

»Ja.«

»Und Evie Cormac kann die Beteiligten identifizieren?«

»Ihre Gesichter, nicht ihre Namen.«

»Umso mehr Grund, sie zu finden ... wir können sie schützen.«

»Auf sich allein gestellt ist sie sicherer.«

Lenny glaubt mir nicht. Sie kennt Evie nicht so wie ich. Sie hat die Akten nicht gelesen und weiß nicht, wozu Evie imstande ist. Wie sie in einer geheimen Kammer überlebt hat, während nebenan ein Mann zu Tode gefoltert wurde, und wie in den Wochen danach.

»Sie hat das alles schon einmal durchgemacht«, sage ich. »Du findest sie nur, wenn sie gefunden werden will.«

Lenny wird gerufen. Ich bleibe bei Justy und bitte ihn, die Aufnahmen der Überwachungskameras nach einem Mann zu durchsuchen, der Langford Hall am vergangenen Donnerstag besucht und sich namentlich auf mich bezogen hat. Justy schiebt seine kleine runde Brille hoch und summt vor sich hin, während er die Suchparameter eingibt. Die Bilder auf dem Bildschirm wechseln immer wieder von einer Kameraperspektive zur nächsten.

»Könnte er das sein?«

Ein Mann in einem dunklen Anzug tritt durch die automatische Tür und geht auf den Empfangstresen zu. Er trägt eine Sonnenbrille mit Metallrahmen und scheint sich bewusst von den Kameras abzuwenden.

»Gibt es noch eine andere Perspektive?«

Justy wechselt zu einer anderen Kamera, und ich sehe das Gesicht des Mannes von der Seite. Er ist groß, breitschultrig und hat kurzes Haar. Es könnte der Mann sein, der Eileen Whitmore besucht und sich ihr gegenüber als Detective ausgegeben hat.

»Wechseln Sie zurück zu der anderen Kamera«, sage ich. Diesmal sehe ich ihn von hinten. »Achten Sie darauf, wie er geht.«

»Worauf genau soll ich achten?«

»Sein linker Arm pendelt nicht so frei wie sein rechter.«

»Eine Behinderung?«

»Er trägt ein Holster unter dem linken Arm.«

»Ist er ein Polizist?«

Ich antworte nicht. »Können Sie den Ton anmachen?«

Die Lautstärke wird angepasst, und ich höre, wie der Besucher nach mir fragt, Evies Vornamen sagt, mit den Fingern schnippt, als würde ihm ihr Nachname nicht einfallen. »Genau, das ist sie«, sagt er.

Evie hat mir erzählt, dass sie seine Stimme erkannt hat. Ich hätte es nicht anzweifeln sollen. Traumatische Erinnerungen sind Schnappschüsse, die wie Fossilien unter Sediment- und Gesteinsschichten konserviert werden. Ich kann mich an jedes Detail des Abends erinnern, an dem ich vom Fußballtraining nach Hause kam und meine Familie tot vorgefunden habe. Die Anblicke, Geräusche und Gerüche sind mir immer noch gegenwärtig und laufen in Endlosschleife.

Meine Gedanken werden von einer dröhnenden Stimme unterbrochen, die aus dem Foyer dringt. Jemand bellt Befehle und verlangt, DS Parvel zu sehen. Timothy Heller-Smith, der stellvertretende Chief Constable, ist eingetroffen. Er und Lenny hegen eine gegenseitige Verachtung füreinander, die auf Konkurrenzneid und Frauenverachtung gründet.

Als ich aus dem Kontrollraum trete, herrscht Heller-Smith gerade einen untergebenen Beamten wegen irgendeiner Verfehlung an. In Anzug statt Uniform sieht er aus wie ein Politiker, nicht wie ein leitender Polizist. Sein schwarz gefärbtes Haar ist gegelt und mit solcher Sorgfalt nach hinten gekämmt, dass ich jede Furche des Kammes erkenne.

Lenny taucht am Ende des Flurs auf und schlägt die Kapuze ihres Overalls zurück.

»Wo ich schon so scheiß-früh aufgestanden bin – retten Sie mir den Morgen«, sagt Heller-Smith.

»Ein Mädchen ist tot, ein zweites wird vermisst«, erwidert Lenny. »Ich informiere die Angehörigen.«

»Erzählen Sie mir etwas, das ich noch nicht weiß.«

»Es könnte sein, dass die Täter eigentlich das verschwundene Mädchen töten wollten.«

Heller-Smith runzelt sichtlich überrascht die Stirn.

Lenny schaut an ihm vorbei, und für den Bruchteil einer Sekunde treffen sich unsere Blicke. Sie möchte nicht, dass ich in die Sache hineingezogen werde, weil Heller-Smith keine Psychologen mag oder vielleicht auch nur mich nicht.

Lenny erklärt die Folge der Ereignisse.

»Sie stellen es dar, als wäre es ein Profikiller-Job gewesen«, sagt Heller-Smith. »Warum sollte jemand es auf ein halbwüchsiges Mädchen abgesehen haben?«

»Wir arbeiten noch daran, ein Motiv zu ermitteln«, sagt Lenny.

»Sind Sie sich bezüglich der Identität des Opfers sicher?«, fragt Heller-Smith. »Wer hat das Mädchen identifiziert?«

»Cyrus Haven kennt beide Mädchen persönlich, Sir. Er ist ein regelmäßiger Besucher in Langford Hall.«

»Da schau her, was Schrödingers Katze angeschleppt hat«, sagt er und freut sich über seinen Witz. Ich bin mir sicher, dass Heller-Smith rein gar nichts über Schrödinger weiß, aber ich werde ihm keine weiteren Gründe liefern, mich nicht zu mögen.

»Sind Sie sich sicher, dass das tote Mädchen Ruby Doyle ist?«

»Ja.«

»Warum ist Evie Cormac geflohen?«

»Sie hat Angst.«

»Vielleicht sind diese Männer gekommen, um sie zu befreien.«

»Das glaube ich nicht.«

Heller-Smith schnuppert an der Luft, als wäre ihm ein unangenehmer Geruch in die Nase gestiegen.

»Finden Sie heraus, ob sie draußen einen Freund hatte. Ich will alles über dieses Mädchen wissen – wie heißt sie, wer besucht sie,

woher kommt sie. Und ich will es bis Mittag auf meinem Schreibtisch haben.«

Lenny nickt.

Der stellvertretende Chief Constable dreht sich um, schreitet durch die automatische Glastür und hebt ein Handy an sein Ohr. Ich bekomme die ersten Worte einer Unterhaltung mit, in der er jemanden über den neuesten Stand informiert.

Derweil kommt ein Hundeführer, begleitet von einem Detective, ins Foyer.

»Die Hunde haben ihre Fährte aufgenommen. Sie war etwa eine halbe Meile entfernt auf der Moorbridge Lane, hat die Straße jedoch am Stanton Gate verlassen und ist jetzt auf dem Treidelpfad am Kanal.«

»In welche Richtung geht sie?«, fragt Lenny.

»Nach Süden.«

Lenny sieht auf die Uhr. Evie ist seit vier Stunden verschwunden. Sie könnte mittlerweile zehn Meilen entfernt sein.

»Okay, ich will Streifenwagen auf jeder Brücke, Überführung und Kanalschleuse«, sagt sie und zieht ihren Overall aus. Darunter trägt sie Zivil. »Und ich will Beamte, die jeden Bahnhof und Busbahnhof kontrollieren. Sie sollen den Pendlern ihr Foto zeigen und mit dem Personal reden. Wahrscheinlich suchen wir nicht als Einzige nach Evie Cormac. Und wir müssen Sie vor den anderen finden.«

Sie fordert zwei Detective Sergeants auf, ihr zu folgen, und marschiert zu ihrem Wagen. Ich versuche, Schritt zu halten, und komme am Ausgang an Heller-Smith vorbei. Er telefoniert immer noch, doch sein Tonfall hat sich verändert. Ich schnappe nur ein paar Worte auf: »... das falsche Scheiß-Mädchen«, murmelt er, bevor er mich sieht und sich abwendet.

Evie

Ich stehe auf einer Fußgängerbrücke und blicke über das Gelände. Der Kanal ist sieben Meter unter mir, Dunst hängt über dem Wasser wie in einer Glasflasche gefangener Rauch. Mir ist kalt, aber seit ich in Bewegung bin, ist es besser.

Ich bin einen weiten Weg von Langford Hall gelaufen. Normalerweise steuere ich immer direkt den nächsten Bahnhof an und nehme den ersten Zug, egal in welche Richtung er fährt. Entfernung ist der Schlüssel, möglichst viele Meilen zwischen mich und meine Verfolger zu legen. Mit den Spürhunden hatte ich nicht gerechnet. Das ist vorher noch nie passiert.

Der asphaltierte Treidelpfad hat Löcher, vermutlich, weil Baumwurzeln durchgebrochen sind oder Pfützen überfroren und wieder getaut.

Ich komme zu einer Schleuse, deren riesige Metalltore das Wasser zurückhalten. An beiden Seiten haben Boote festgemacht, die meisten sind für den Winter verrammelt. Ich höre Züge, doch die Gleise sind hinter Bäumen verborgen.

Ich laufe eine weitere Stunde vorbei an Feldern und Bauernhöfen. Der Himmel wird heller, und eine Joggerin taucht aus dem Dunst. Sie ist groß und schlank und trägt bunte Elasthan-Shorts. Als sie an mir vorbeiläuft, wünscht sie mir einen guten Morgen. Auf ihrem Rückweg sehe ich sie noch einmal. »Einen wunderschönen guten Morgen«, sagt sie, als wäre der Tag zwischen den beiden Begrüßungen besser geworden.

Die Joggerin hat einen Hund, einen Husky, der mit hängender Zunge neben ihr herläuft. Ich denke an Poppy und spüre einen Stich im Herz. Zwei Männer mittleren Alters kommen mir eher gehend als joggend entgegen; ich weiche ihrem Blick aus.

Mittlerweile ist die Sonne aufgegangen und wärmt mein Gesicht.

Ich erreiche eine alte Steinbrücke mit einem Bogen, unter dem offenbar eine Familie von Schwänen wohnt. Inzwischen sind mehr Menschen auf dem Treidelpfad unterwegs, Keiths, Kaths, Jacks und Jills – alle ahnungslos, was gestern Nacht passiert ist, dass ein Mädchen an meiner statt gestorben ist. Meine beste Freundin.

Die Felder sind nach und nach Fabriken gewichen, die wiederum Häusern Platz machen. Vor einigen sind Boote angebunden, bedeckt von mit Entenkacke übersäten Planen.

Ich komme an einem weiteren Langboot vorbei, das am Ufer festgemacht hat. Ein Mann mit nacktem Oberkörper steigt von Deck. Er flucht über die Kälte und tanzt von einem nackten Fuß auf den anderen. In den Armen hält er einen kleinen weißen Hund, den er im Gras absetzt.

»Scheiß oder komm zurück aufs Boot«, sagt er, doch der Hund ignoriert ihn und schnuppert an dem nächsten Baum. »Oh, mach hin. Ich frier mir hier die Eier ab.«

Die Brust des Mannes ist mit lockigen weißen Haaren bedeckt, sein Kopf ist dagegen bis auf ein paar weiße Büschel über den Ohren fast kahl.

Endlich hockt der Hund sich mit einem Ausdruck intensiver Konzentration ins Gras, aber nichts passiert.

»Ja, klar. Du hast Verstopfung. Das kommt davon, wenn man einen ganzen Block Cheddar-Käse frisst. Du bist garantiert der dümmste Hund auf der ... «

Erst jetzt bemerkt er mich und legt schützend einen Arm vor den Oberkörper, um seine Brustwarzen zu bedecken.

»Verzeihen Sie, Miss. Ich hatte nicht erwartet ... «

»Schon okay.«

Der Hund läuft hechelnd auf mich zu und hüpfte um meine Knie. Ich versuche, ihn zu tätscheln, doch es ist schwer, ihn zu erwischen.

»Wie heißt sie?«

»Gertrude.«

»Welche Rasse?«

»Ein Shi Tzu – der Name sagt alles.«

»Sie ist süß.«

»Sie hat Verstopfung.«

Im Bauch des Bootes beginnt ein Kessel zu pfeifen und wird in der

Stille des Morgens immer lauter.

»Verdammt!«, sagt er.

»Ich passe auf Gertrude auf.«

»Super. Dauert nur eine Sekunde. Ich bin übrigens Marty.«

Er klettert auf das Boot und verschwindet durch eine Holzluke. Ich höre ihn mit sich selbst reden, während er Schränke aufmacht und wieder schließt. Ein paar Minuten später taucht er mit dem Kessel und zwei Blechbechern auf, über deren Rändern Teebeutelketten hängen.

»Auch ein Tässchen?«

»Klar.«

Er hat sich etwas übergezogen: einen zerschissenen Pullover, Khakihose und Schafslederstiefel mit Ölflecken. Er zieht eine alte Tabaksdose mit Zucker aus der Tasche, wischt einen Teelöffel an seinem Pullover ab und hält ihn mir hin.

»Zucker?«

»Nein danke.« Ich zeige auf das Boot. »Wohnst du hier?«

»Home sweet home.«

»Hat das Schiff einen Namen?«

»*The Happy Divorcee*. Meine Frau hat das Haus gekriegt.« Er präsentiert grinsend eine Zahnlücke. Gertrude schnuppert an meinen Schuhen und stupst mit der Schnauze gegen meine Hand.

»Warum bist du so früh auf den Beinen?«, fragt Marty.

»Ich hab bei einem Freund übernachtet.«

»Bei deinem Freund?«

»Ja. Wir haben uns gestritten.«

»Ist er es wert, um ihn zu streiten?«

»Nein.«

»Dann sei froh, dass du ihn los bist.«

Es ist seltsam, jemanden anzulügen und zu beobachten, ob er meine Lüge komplett schluckt oder Anzeichen von Zweifel zeigt. Marty hat eins dieser Gesichter, die so offen und leicht zu lesen sind, als würde ich ein Bilderbuch betrachten.

Ich lasse den Blick schweifen. An die Reling ist ein altes Fahrrad gekettet, und auf einer Seite ist ein Kräuterhochbeet an einem Metallrahmen angebracht. Auf dem Dach der Hauptkabine sind im schrägen Winkel zwei Solarpanels montiert.

»Ich bin nicht völlig autark«, erklärt er, »aber ich lebe gern unter dem Radar, weil sie mich dann nicht ausspionieren.«

»Wer?«

»Die Regierung.«

Er blickt in den klaren Himmel, als könnten wir selbst in diesem Moment von Satelliten oder Drohnen überwacht werden.

»Hey! Hast du Hunger?«, fragt er.

Er wartet meine Antwort nicht ab, sondern verschwindet wieder unter Deck und kommt mit einem Einmachglas voller Kekse zurück. »Selbst gebacken«, sagt er. »Das Rezept ist von meiner Mutter. Es gab nichts, was sie nicht backen konnte. Biskuittorte. Obstkuchen. Torten. Plätzchen. Sie hätte für die königliche Familie backen sollen.«

Ich nehme einen Keks, der außen hart und innen weich ist, mit dunklen Schokoladenstückchen, die im Mund schmelzen. Mir war nicht bewusst, dass ich Hunger hatte, bis ich anfangen zu essen. Ich ziehe die Schuhe aus und begutachte eine Blase an meiner linken Ferse.

»Da solltest du ein Pflaster draufkleben«, sagt Marty. »Ich kann dir eins holen.«

Das bedeutet einen weiteren Ausflug in den Bauch des Bootes. Als er zurückkommt, zieht er den Papierstreifen ab und drückt das Pflaster sanft auf meine Ferse.

»Wo bist du zu Hause?«

»In London.«

»Ich kenn mich ziemlich gut aus in London. Wo wohnst du?«

Ich versuche, eine Adresse zu erfinden, aber mir fallen keine Namen ein, und ich sage das Erste, was mir in den Kopf kommt.

»Trafalgar Square.«

»Du wohnst am Trafalgar Square.«

»In der Nähe.«

»Vielleicht im Buckingham Palace oder im Clarence House.«

Er macht sich über mich lustig, aber nicht so, dass ich wütend werde.

»Du hast mir noch gar nicht erzählt, wie du heißt.«

»Evie.«

»Möchtest du eine Schiffsfahrt machen, Evie? Ich fahre

flussabwärts, aber nicht weit von hier gibt es eine breitere Stelle, wo man wenden kann.«

»Ich sollte wirklich lieber nach Hause gehen«, sage ich und blicke zurück in die Richtung, aus der ich gekommen bin. Dabei fällt mir in der Ferne eine Gruppe von Männern auf. Sie sind zu weit weg, um sie genau zu erkennen, aber zwei von ihnen halten Hunde an einer Leine.

»Ich hab es mir anders überlegt«, sage ich und springe auf das Boot. »Können wir in die Richtung fahren?«

»Sicher. Halt Gertrude fest, während ich ablege.«

Er braucht zu lange, um die Festmacher zu lösen.

»Bitte beeil dich.«

»Wozu die Hast?«

»Nur so.«

»Die Sache mit Kanalbooten ist die, dass sie nirgendwohin schnell fahren.«

Marty hakt das letzte Tau los und springt an Bord. Er startet den Motor, lehnt sich unter einer Wolke von Abgasqualm ans Ruder und steuert in die Mitte des Kanals. Gertrude rennt zum Bug, wo sie wie eine Kühlerfigur stehen bleibt und die Enten anbellt.

Ich drehe mich um und sehe, dass wir uns immer weiter von den Männern mit den Hunden entfernen. Sie haben die Stelle erreicht, wo das Boot festgemacht war. Die Hunde laufen mit der Schnauze am Boden am Ufer auf und ab.

Ich sitze im Steuerhaus und höre Marty zu, der erzählt, wie er das Schmalboot bei einer Auktion gekauft und fünf Jahre lang in Schuss gebracht hat.

»Zwei Kabinen mit insgesamt vier Schlafplätzen. Gaskocher mit vier Flammen. Einklappbarer Tisch. Zwölf-Volt-Kühlschrank. Der ganze übliche Luxus bis auf einen Fernseher, aber es läuft eh nichts, was ich gucken will.«

Während er redet, tuckern wir an teuer aussehenden Häusern vorbei, deren Gärten bis zum Wasser hin abfallen. Ich entspanne mich und wende das Gesicht in die Sonne.

»Da vorne ist irgendwas los«, sagt Marty.

Ich blicke über das Dach und sehe auf einer Straßenbrücke über den Kanal flackernde Blaulichter. Ein Streifenwagen hat gehalten,

zwei Polizisten spähen über den Brückenrand.

»Kann ich mir die Kabinen mal anschauen?«, frage ich.

»Klar.«

Ich steige drei Stufen hinunter in die Kombüse und den Essbereich, die mit lasiertem Holz verkleidet sind. Auf den Bänken liegen geblünte Kissen. Ich ziehe die Gardine zur Seite und versuche, die näherkommende Brücke zu sehen, doch der Winkel ist verkehrt.

Jemand ruft einen Gruß.

»Ein prächtiger Morgen«, erwidert Marty.

Die Polizisten fordern ihn auf anzuhalten. Der Motor tuckert im Leerlauf.

»Wir suchen nach einem Mädchen im Teenageralter. Sie war auf dem Treidelpfad unterwegs«, sagt der Polizist.

»Ein Mädchen im Teenageralter«, wiederholt Marty, als ob so etwas eine Seltenheit wäre. »Wie sieht sie denn aus?«

»Hellbraunes Haar, schlank, knapp ein Meter sechzig groß. Sie trägt Jeans und ein graues Kapuzensweatshirt.«

Ich bin über eins sechzig groß, du Arschloch!

»Von zu Hause ausgerissen, was?«, fragt Marty.

»Nicht direkt«, sagt der Polizist, »aber wir machen uns Sorgen um ihre Sicherheit.«

»Wie alt ist das Mädchen denn?«

»Siebzehn, sieht aber jünger aus.«

Marty kratzt sein unrasiertes Kinn und blickt nach unten in die Kabine, wo ich mich verstecke. Ich sehe ihn flehend an und schüttele den Kopf.

»Hat das Mädchen irgendwas verbrochen?«

»Sie verfügt über wichtige Informationen.«

»Wichtig für wen?«

»Details kann ich nicht erörtern«, sagt der Polizist verärgert.

»Haben Sie ein Mädchen gesehen oder nicht?«

»Nun, ich kann mich nicht erinnern, eine Ausreißerin auf dem Treidelpfad gesehen zu haben, aber ich halte die Augen offen.«

Er kuppelt den Motor ein, und das Boot gleitet unter der Brücke hindurch und weiter. Fünfzig Meter ... siebzig ... neunzig ... Weg. Sicher.

Ich warte ein paar Minuten, bevor ich meinen Kopf wieder über Deck stecke.

»Danke, Marty.«

»Hat du was geklaut?«

»Nein.«

»Jemanden umgebracht.«

»Nein.«

»Was hast du denn gemacht?«

»Gar nichts.«

»Sturm im Wasserglas, was? Unwetter in der Kanne?« Er ist sarkastisch. »Apropos, setz den Kessel auf. Zeit für ein weiteres Tässchen.«

Nachdem ich ihm einen Becher Tee gemacht habe, rolle ich mich auf der gepolsterten Bank in der Kombüse zusammen und schließe die Augen. Ich ermahne mich, wachsam zu bleiben und nicht einzuschlafen, doch meine Augenlider sind schwer, und es schadet bestimmt nicht, sie einen Moment lang auszuruhen. Ich schlafe nicht. Ich mache einen Plan.

Anstatt nach vorn zu schauen, werde ich wieder zurück in die geheime Kammer hinter dem Kleiderschrank gezogen. Ich weiß nicht, wie lange ich gewartet habe, nachdem das Schreien aufgehört hatte und ich keine Stimmen mehr hören konnte. Jedenfalls lange genug, dass meine Lampe ausgegangen war und mich in vollständiger Dunkelheit zurückgelassen hatte.

Hunger nagte an meinen Eingeweiden, und es stank so fürchterlich, dass ich dachte, der Geruch würde mich verraten. Ich hatte einen Eimer als Toilette benutzt, und der Deckel schloss nicht richtig.

Schließlich wurden die Stille, die Finsternis und mein Durst zu viel, und ich schob die Verkleidung beiseite und kroch ins Schlafzimmer. Ich sah Terry auf einem Stuhl sitzen, seine Umrisse im Gegenlicht des Fensters. Er war halbnackt, seine Arme waren nach hinten gebunden, und sein Kopf wurde von einem Ledergürtel um den Hals gehalten. Auch seine Knöchel waren mit einem Gürtel gefesselt, seine nackten Füße berührten den Boden nicht ganz. Ich flüsterte seinen Namen und dachte, dass er vielleicht den Kopf wenden und

etwas sagen würde.

Ein schräger Schatten fiel über seine Brust wie eine Schärpe bei einem Schönheitswettbewerb, und die Schärpe schien sich zu bewegen. Ich trat näher und blickte ihm ins Gesicht. Ein Fehler. Ich schlug die Hände vor den Mund, um einen Schrei zu unterdrücken. Seine Augen waren schwarze Löcher. Tränend. Bodenlos. Er war nicht mehr Terry, mein sanfter Riese.

Ich berührte seinen Arm, und plötzlich bebte seine Brust, und er stieß einen gurgelnden Laut aus.

»Terry?«, sagte ich und berührte seinen Arm.

Er öffnete die Lippe und gab weitere Laute von sich. Worte. »Versteck dich.«

Ich stolperte rückwärts und stieß gegen die Kleiderschrantür, die gegen die Wand knallte. Ich schlüpfte wie eine Kakerlake durch die Lücke, schob die Platte wieder an ihren Platz, lehnte mich mit dem Rücken dagegen und schlang die Arme um meine Knie.

Schwere Schritte polterten die Treppe hoch.

»Ich hab es auch gehört«, sagte einer der Männer.

»Was war das?«, fragte ein anderer.

»Scheiße, er lebt noch«, sagte der erste Mann. »Vielleicht hat er auf den Boden getreten.«

»Das Geräusch hat nicht er gemacht. Sucht noch einmal. Das Miststück ist hier irgendwo.«

Sie riefen meinen Namen und sagten: »Hast du keinen Hunger? Wir haben etwas zu essen. Wir tun dir nichts.« Einer von ihnen sang: »Komm raus, komm raus, wo immer du steckst.«

Die Wand bebte. »Ich will das verdammte Haus einreißen.«

»Und die ganze Nachbarschaft alarmieren.«

Sie suchten weiter, kippten Betten um, rissen Teppiche raus, hämmerten und wühlten. Manchmal waren sie ganz nah ... zerrten auf der anderen Seite der Platte Terrys Kleider von den Bügeln und warfen seine Schuhe beiseite. Ich spürte, wie die Wände wackelten und Staub von den Deckenbalken rieselte. Ich blinzelte ihn weg, kroch in die Kiste, wickelte mich in einen Haufen warmer Decken und wartete darauf, gefunden zu werden.

Cyrus

Die Polizeihunde haben Evies Fährte bis zu der Schleuse in Sandiacre verfolgt und dann auf dem Treidelpfad verloren. Nun suchen Taucher in dem tiefen grünen Wasser ihre Leiche, weil Evie bei dem Versuch, den Kanal zu überqueren, hineingefallen sein könnte. Ich glaube nicht, dass sie ertrunken ist. Ich glaube, sie hat getan, was sie immer tut – sie hat einen Weg gefunden zu überleben. Sie ist wie ein Wüstenfrosch, der jahrelang Winterschlaf hält, bis es regnet, oder ein Salamander, der mit seiner Umgebung verschmilzt. Sie passt sich an. Sie hält durch.

Ich habe dem Impuls widerstanden, mich der Suche anzuschließen, und hoffe stattdessen, dass Evie vielleicht Kontakt mit mir aufnimmt, und sei es nur auf der Suche nach Sicherheit oder Vertrautheit.

Als ich nach Hause komme, arbeitet Sacha im Vorgarten und versucht, in dem Dschungel von wild wuchernden Sträuchern und kniehohem Unkraut einen Anschein von Ordnung herzustellen. Sie trägt eins meiner alten Hemden, Jeans und Gummistiefel und hat ein Paar dicke Gartenhandschuhe gefunden, um ihre Hände zu schützen.

»Das musst du nicht machen«, sage ich, erstaunt, wie viel sie geschafft hat.

»Ich hatte Langeweile.«

Sie wischt sich mit dem Handrücken über die Stirn und streicht ein paar lose Strähnen nach hinten.

»Wie hast du den Rasenmäher zum Laufen gekriegt?«

»Ich hab ihm gut zugeredet«, erwidert sie trocken. »Nachdem ich das Benzin gewechselt, Zündkerzen und Vergaser gereinigt und alle beweglichen Teile eingeölt habe.«

»Du bist eine Frau mit vielen Talenten.«

»Ich habe zu viel Zeit in der Garage meines Vaters verbracht und ihm geholfen, alte Autos zu restaurieren. Er hat meine Mutter zum Wahnsinn getrieben, weil er immer wieder Motorenteile im Spülbecken eingeweicht hat.«

Poppy verlässt ihren sonnigen Platz unter dem Erkerfenster, streckt sich wie eine altersschwache Greisin, tritt auf mich zu, schnuppert an meinen Händen und wedelt mit dem Schwanz.

»Das könnte ein wunderschöner Garten sein«, sagt Sacha und wischt sich einen Schlammgespritzer von der Wange. »Jemand hat ihn einmal geliebt.«

»Meine Großmutter.«

»Wo ist sie?«

»Sie und mein Opa leben in Weymouth an der Südküste. Das Haus ist zu groß für mich. Ich habe immer gesagt, ich verkaufe, wenn die Preise steigen, aber ich habe es nie getan.«

»Newtons erstes Gesetz«, sagt Sacha. »Ein Körper verharrt im Zustand der Ruhe, sofern er nicht durch einwirkende Kräfte zu einer Änderung seines Zustands gezwungen wird.«

»Du sagst, ich sollte umziehen.«

»Ich sage, dass du nicht genug *Grund* hast umzuziehen.«

Sacha pustet sich dieselbe lose Strähne aus dem Gesicht, die sie eben zurückgestrichen hat. »Wo bist du gewesen? Du bist so überstürzt aufgebrochen.«

»In Langford Hall wurde ein Mädchen ermordet. Evie ist verschwunden.«

»Wie das?«, fragt sie schockiert.

»Sie sind gekommen, um Evie zu erledigen, haben jedoch ihre Freundin Ruby ermordet.«

Meine Stimme ist belegt. Sacha will die ganze Geschichte hören, aber nicht im Garten. Wir gehen ins Haus, und sie fordert mich auf, mich zu setzen.

»Hast du gegessen? Ich mache dir was.«

Sie nimmt das Graubrot aus der Brotdose und schneidet zwei dicke Scheiben ab, die sie in den Toaster steckt. Währenddessen berichte ich ihr die Ereignisse, bringe sie in die richtige Reihenfolge und hoffe, dass Sacha etwas erkennt, was ich übersehen habe.

»Das ist meine Schuld«, sage ich. »Evie hat mir erzählt, dass sie

sie gefunden haben, doch ich habe ihr nicht geglaubt. Ich habe nicht zugehört.«

Sacha berührt meinen Unterarm. »Du darfst dir nicht die Schuld geben.«

»Wenn ich ihr nicht glaube – wer wird es dann tun?«

Als ich den Kopf sinken lassen und mich abwende, spüre ich, wie Sacha von hinten den Arm um mich legt und ihr Gesicht an meinen Rücken drückt. So verharren wir wie die verschlungenen Reben, die wild in meinem ungepflegten Garten wachsen.

Als der Toast fertig ist, lässt Sacha mich los. Sie belegt das Brot mit Käsescheiben und schaltet den Grill ein.

»Wohin wird sie gehen?«

»Wahrscheinlich nach London.«

»Kennt sie dort jemanden?«

»Nein.«

»Was ist mit Geld?«

»Vielleicht kann sie irgendwo eine Poker-Partie auftreiben, aber ich glaube, sie wird alles daransetzen, möglichst weit von Nottingham wegzukommen.«

Sacha macht den Kühlschrank auf und nimmt ein Glas Pickles heraus.

»Der Mann, der Langford Hall besucht hat, kannte deinen Namen.«

»Ja.«

»Woher wusste er von deiner Freundschaft mit Evie?«

»Gute Frage. Und noch wichtiger, wer wusste, dass sie Angel Face ist? Es gibt gerichtliche Verfügungen und offizielle Anweisungen, die es verbieten, ihre Vorgeschichte bekannt zu machen oder ihr Foto zu veröffentlichen. Adam Guthrie, ihr Sozialarbeiter, hat mich Evie vorgestellt und mir ihre Akten gezeigt. Er hat gesagt, niemand in Langford Hall wisse von ihrer Vergangenheit. Caroline Fairfax, Evies Anwältin, kennt Evies Geschichte ebenfalls, aber auch die Strafen, die bei einem Verstoß gegen die gerichtliche Anordnung fällig werden. Als ich neulich Ratsherr Jimmy Verbic in seinem Golfclub getroffen habe, hat er Angel Face erwähnt. Er wusste, dass sie in einem Kinder- und Jugendheim in Nottinghamshire untergebracht ist, hat jedoch

behauptet, ihre Identität nicht zu kennen. Hamish Whitmore hatte den Namen Angel Face an eine Tafel geschrieben, doch es gibt keinen Beleg dafür, dass er ihren Aufenthaltsort kannte. Seinem Partner Bob Menken gegenüber habe ich Angel Face ebenfalls erwähnt, doch er hat mir keine weiteren Hinweise gegeben.«

Sacha bewegt sich leise durch die Küche, nimmt meinen überbackenen Käsetoast aus dem Grill, schneidet ihn durch und stellt ihn auf einem Teller vor mich.

»Iss und dann ruh dich ein bisschen aus. Du siehst erschöpft aus.«

Ich weiß, dass sie recht hat, aber wenn ich die Augen schließe, denke ich an Evie. Sie ist wie ein Splitter unter der Haut, der mich bei jedem Schritt und Gedanken an sie erinnert.

Es klingelt. Poppy bellt.

Ich blicke durch den Spion und hoffe, Evie zu sehen. Stattdessen erblicke ich einen bärtigen Wikinger mit kahlem Schädel, der sein Gesicht dicht vor das Fischauge hält.

»Badger!«, rufe ich und reiße die Tür auf. »Habe ich einen Termin verpasst?«

»Du hast das Dinner verpasst, Arschloch.«

»Aber das ist nächste ...«

»Es war letzten Samstag.«

»Oh Scheiße! Ist Tilda sauer?«

»Auf mich, nicht auf dich.«

»Warum?«

»Weil ich dich nicht daran erinnert habe.«

Er trägt tiefsitzende Jeans und eine Jacke, die aussieht wie aus einem Secondhand-Laden, aber wahrscheinlich teuer ist.

»Tut mir echt leid. Ich hab es total vergessen.«

»Du hast nicht viel verpasst«, sagt Badger. »Wir haben trotzdem über dich geredet. Tilda hat ihre alte Mitbewohnerin aus Unizeiten eingeladen, Erica, deren spirituelles Tier das Eichhörnchen ist. Das sagt alles.«

Er betritt das Haus, entdeckt Sacha und guckt wie eine Zeichentrickfilmfigur übertrieben ein zweites Mal hin. Ein träges Lächeln breitet sich über sein Gesicht aus bis zu seinen Augenwinkeln und Ohrläppchen.

»Aaaaah«, sagt er langsam, als wäre irgendein Rätsel gelöst worden.

Ich mache die beiden miteinander bekannt, und Badger verbeugt sich ein wenig, als er Sachas Hand ergreift. Er betrachtet ihr Handgelenk und ihren Arm, als würde er Maß für einen Anzug oder in seinem Fall ein Tattoo nehmen.

»Badger ist mein Tätowierer«, sage ich.

»Du hast ein Tattoo?«

Badger runzelt die Stirn. »Man kann sie eigentlich nicht übersehen.«

»Mehr als eins?«, fragt sie und zieht eine Augenbraue hoch.

Badger wirkt verwirrt.

»Sacha ist eine Freundin. Wir sind nicht ... zusammen.«

»Oh. Verstehe. Ja. Genau. Eine Freundin.« Er lächelt Sacha erneut an und sagt: »Cyrus ist meine Sixtinische Kapelle.«

»Damit bist du ...?«

»Der Michelangelo der Tinte«, sage ich.

Badger versucht, nicht rot zu werden, und zuckt scheinbar unbeteiligt die Schultern.

Sacha ist fasziniert, doch ich unterbreche die beiden und bitte Badger weiter ins Haus.

»Warum bist du hier?«, frage ich.

»Warum ist irgendjemand von uns hier?«, erwidert er spielerisch.

»Was ist der Sinn des Lebens?«

Sacha hat Spaß an seiner Vorstellung. Ich spüre einen Stich der Eifersucht, ohne zu wissen, warum.

»Ich habe eine Weile gebraucht, um die Adresse zu finden, die du suchst«, sagt Badger. »Eugene Greens Mutter wohnt in Leeds. In einer Sozialwohnung. Sie arbeitet in einer Reinigung in der Nähe der Universität.« Er gibt mir einen Zettel mit ihrer Adresse und fängt an, Sacha darüber zu befragen, wie lange sie mich schon kennt.

»Tilda wird Antworten verlangen«, erklärt er. »Wenn ich nicht so viel wie möglich rausfinde, schickt sie mich hierher zurück. Also, wie habt ihr euch kennen gelernt?«

»Wir haben uns geschrieben«, sagt Sacha, was nicht komplett gelogen ist.

»Wie altmodisch«, sagt Badger. »Brieffreunde.«

»Wohl kaum«, sage ich, um ihr Gespräch zu unterbinden, solange ich noch ein paar Geheimnisse übrig habe.

»Kann ich dir irgendwas anbieten?«, frage ich. »Tee? Kaffee?«

»Nee. Alles gut. Ich kann nicht bleiben.«

»Wird Tilda mir jemals vergeben?«

»Sie mag Orchideen.«

Badger streift seine Jacke über. An der Tür dreht er sich um, als hätte er etwas vergessen. »Was hat eigentlich das Überwachungsteam zu bedeuten?«

Ich sehe ihn verständnislos an.

»Der Wagen draußen. Er parkt an der Ecke.«

Ich trete ans Fenster der Bibliothek. Unter den Bäumen parkt ein kastenartiges SUV mit so dunkel getönten Scheiben, dass man die Insassen nicht sehen kann.

Ich folge Badger nach draußen und winke ihm nach, als er losfährt. Dann gehe ich zügig auf den Range Rover zu. Als ich noch dreißig Meter entfernt bin, höre ich, wie der Motor angelassen wird. Der Wagen fährt an und rollt langsam los. Ich beschleunige meine Schritte, der Wagen wird ebenfalls schneller. Ich kann das Gesicht des Fahrers nicht sehen – nur seine Augen im Seitenspiegel. Ich renne jetzt, komme jedoch nicht näher. Er neckt mich, spielt mit mir.

Ich nehme eine Abkürzung durch einen Garten, doch an der Ecke tritt er aufs Gaspedal und lässt mich in einer Wolke von Abgasen zurück.

Zu Hause rufe ich per Skype Lenny an. Sie meldet sich auf ihrem Handy.

»Beobachtet die Polizei mein Haus?«, frage ich.

»Verzeihung?«

»Hast du eine Observation meines Hauses angeordnet?«

»Ich habe jeden verfügbaren Beamten bei der Suche nach Evie Cormac eingesetzt.«

»Vor dem Haus war ein Wagen.«

»Ein Wagen. In Nottingham. Erstaunlich.«

Ich ignoriere ihren Sarkasmus. »Ich habe das Kennzeichen notiert. Kannst du eine Computerabfrage machen?«

Ich höre sie genervt murmeln, während sie die Suche eingibt. »Das Kennzeichen gehört zu einem silbernen Vauxhall Astra«,

meldet sie zurück, »zugelassen auf eine Adresse in Bristol.«

»Es war aber ein schwarzer Range Rover.«

»Nun, entweder du hast das falsche Kennzeichen notiert, oder die Nummernschilder sind gestohlen oder geklont.«

»Geklont?«

»Es gibt zwielichtige Autoteilehändler, die Duplikate von Nummernschildern erstellen, ohne sich den Fahrzeugschein genauer anzuschauen. Wenn du den Wagen noch mal siehst, ruf mich an, bevor du ihn verscheuchst.«

»Sie werden garantiert nach Evie suchen, wenn sie erfahren, dass sie noch lebt«, flüstere ich. »Du musst sie vor ihnen finden, Lenny.«

»Ich tue mein Bestes.«

Evie

Am Rand des Vorhangs fallen die schrägen Strahlen der Nachmittagssonne ein und tanzen auf meinen geschlossenen Lidern. Ich versuche, sie wegzuwischen, drehe mich zur Seite und rutsche von der schmalen Bank. Es dauert einen Moment, bis ich mich erinnere, wo ich bin. Die Tür zur Kombüse ist geschlossen. Einen Moment lang denke ich, ich könnte eingesperrt sein, doch der Schlüssel steckt von innen.

Ich rieche den Geruch von garendem Fleisch und höre Marty auf Deck vor sich hin singen. Ich steige die Stufen zum Ruderhaus hoch. Er hat ein Bier in der Hand und arrangiert mit der anderen Würstchen auf einem Grillteller.

»Ich hoffe, du bist keine Vegetarierin«, sagt er.

»Doch«, sage ich. »Tut mir leid.«

Er wendet sich an Gertrude: »Ich hab es dir ja gesagt.« Dann fügt er hinzu: »Gut, dass ich auch Baked Potatoes gemacht habe.«

»Wie spät ist es?«, frage ich.

»Acht Uhr. Ich wusste nicht, ob ich dich wecken sollte. Du kannst immer noch einen Zug nach London erwischen. Die fahren bis spät.«

Ich blicke zu dem blässer werdenden Licht am Himmel. »Wo sind wir?«

»In den Außenbezirken von New Sawley. Weiß nicht, ob es auch ein Old Sawley gibt.«

Überall entlang des Kanals haben Langboote festgemacht, alle verfügbaren Plätze sind belegt. Einige Boote sind wie schwimmende Gärten mit Pflanzen und Blumen, während andere mit Balkonen, Statuen und Springbrunnen ausgestattet sind.

»Was machen die alle hier?«, frage ich.

»Hier endet der Erewash Canal«, sagt Marty und kratzt sich durch seinen verblichenen Rugby-Pullover den Bauch. »Um weiter nach

Süden zu kommen, müssten wir durch die Trent-Schleuse fahren und den River Trent bis zum River Soar überqueren.« Er wendet seine Würstchen. »Die *Happy Divorcee* hat diesen Abschnitt des Kanals noch nie verlassen. Ein abenteuerlustigerer Mann würde dich vielleicht bis nach London bringen, aber das bin ich nicht.«

»Ein weniger abenteuerlustiger Mann hätte mich gar nicht mitgenommen«, versuche ich, ihn zu trösten. »Wie weit sind wir von Nottingham entfernt?«

»Etwa acht Meilen Luftlinie.« Er weist auf eine Baumgruppe in der Ferne.

»Hast du hier für die Nacht festgemacht?«, frage ich.

»Ja.«

Er wendet mit seiner Grillzange eine weitere Wurst, die ihm vom Grill rutscht und auf das Deck fällt. Auf eine solche Gelegenheit hat Gertrude nur gewartet, doch die Wurst ist noch zu heiß für sie, deshalb kickt sie sie mit ihren Pfoten hin und her.

»Das hast du mit Absicht gemacht«, sage ich.

Marty grinst und trägt mir auf, Teller zu holen.

Wir essen auf Klappstühlen an Deck. Menschen von anderen Booten kommen vorbei und sagen Hallo. Alle scheinen Marty zu kennen, sie plaudern mit ihm über das Wetter, den Dieselpreis und darüber, ob die Anlegegebühren dieses Jahr steigen werden.

Marty redet gern, genau wie Ruby, was mich nicht stört, denn ich höre lieber zu. Er war früher Drucker mit einer eigenen Druckerei, aber dann startete das Internet durch, und die Leute brauchten keine professionellen Drucker mehr.

»Es gibt jede Menge solcher Jobs«, sagt er. »Früher gab es in jedem Dorf einen Schmied, dazu noch Lampenanzünder, Rattenfänger und Telefonistinnen.«

Ich weiß nicht, wovon er spricht.

»Es gab sogar Aufwecker«, sagt Marty. »Weißt du, was das ist?«

»Ein Heilitem für Pokémons.«

Er lacht. »Nein. In den Zeiten, bevor es Wecker und Handys gab, haben sie die Leute geweckt, indem sie mit langen Stangen gegen die Fenster geklopft haben. Stell dir das mal vor.«

Das kann ich nicht.

»Die Welt wird immer schneller, während ich gerade langsamer

werde. Ich kann nicht mehr mithalten, also hab ich aufgehört, es zu versuchen.« Er hält inne. »Was ist mit dir, du Jungspund? Willst du deinen Abdruck in der Welt hinterlassen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Ich zucke die Schultern. Wie soll ich ihm erklären, dass ich keinen Fuß- oder Fingerabdruck hinterlassen möchte? Ich will, dass die Welt mich in Ruhe lässt. Ich will nicht das Leben von anderen und auch nicht, was sie besitzen. Die drei größten Lügen auf der Welt sind: Es wird besser. Alles wird gut. Und: Ich bin für dich da.

»Alles in Ordnung?«, fragt Marty.

»Ja.«

»Du bist plötzlich so still.«

»Ich hab nachgedacht.«

»Du sahst traurig aus.«

Ich antworte nicht.

Wir essen schweigend. Butter schmilzt im weichen Inneren der Kartoffeln, dazu gibt es Salat mit Essig und Öl, Pfeffer und Salz. Marty bietet mir ein Bier an.

»Du siehst zwar noch nicht alt genug aus, aber ein Gastgeber sollte zumindest fragen.«

»Nein danke.«

Dass die Polizei mich gesucht hat, erwähnt er mit keinem Wort. Er scheint zu akzeptieren, dass ich ihm entweder erzählen werde, warum, oder eben nicht. Als wir fertig gegessen haben, sind im Osten Gewitterwolken aufgezogen, und der Horizont wird von orangefarbenen Blitzen erhellt. Bald ist die Luft schwer vom Geruch nach Regen.

»Du kannst gerne bei mir übernachten«, sagt Marty mit einem Blick zum Himmel. »Ansonsten gibt es in Long Eaton einen Bahnhof, etwa eine Meile von hier.«

»Wo soll ich denn schlafen?«

»Du kannst die Hauptkabine haben. Die Tür lässt sich abschließen.«

»Was ist mit dir?«

»Ich hab eine wunderbare Koje in der Achterkabine. Hier bist du sicher, Evie«, fügt er noch hinzu.

Ich blicke in sein Gesicht und weiß, dass er die Wahrheit sagt.

»Ich nehme an, dass du kein Bad hast«, sage ich.

»So was Schickes nicht, aber ich kann dir einen Kessel aufsetzen.«

Wir räumen die Teller ab, klappen die Stühle zusammen und spülen. Fette Regentropfen zischen auf den noch heißen Grillkohlen, während Marty die Taue kontrolliert und überprüft, dass alles fest angebunden ist.

Er setzt einen Kessel Wasser auf und verschwindet in seiner Kabine, um mir Privatsphäre zu lassen. Ich ziehe die Bluse aus und wasche mir mit einem warmen Waschlappen den Oberkörper. Meine nackte Haut kühlt schnell ab. Ich ziehe die Jeans aus, wasche mich untenrum und streife dieselben Sachen schnell wieder über.

Als ich Stimmen auf dem Treidelpfad höre, gerate ich kurz in Panik, doch es ist nur ein Pärchen, das vom Gewitter überrascht wurde, lachend durch den Regen rennt und sich gegenseitig ermahnt, leiser zu sein.

»Ich bin fertig«, rufe ich. Marty kommt aus seiner Kabine und nimmt einen Schlafsack aus einem Schrank unter der Treppe.

»Zum Frühstück gibt es Pfannkuchen«, sagt er. »Magst du Blaubeeren oder Bananen?«

»Beides.«

»Gut. Ich auch.«

Es ist noch früh, doch ich bin erschöpft. Ich nehme ein Buch aus Martys Regal – einen Kriminalroman, klein gedruckt und mit vergilbten Seiten –, der mich jedoch bald langweilt. Ich mache das Licht aus und höre Marty durch die dünne Wand schnarchen. Gertrude ist bei mir geblieben, hat sich am Ende der Koje zusammengerollt und wärmt meine Füße.

Allein in der geheimen Kammer, wusste ich nicht, wie viele Tage und Nächte vergangen waren. Ich schlief. Ich wachte auf. Ich wurde immer durstiger. Hungriger. Ich presste das Ohr an die Holzplatte, hörte jedoch keine Geräusche von streitenden oder suchenden Männern. Stattdessen hörte ich Sid und Nancy im Garten jaulen und wimmern. Hatten sie etwas zu fressen? Wasser?

Es war später Nachmittag, als ich aus meinem Versteck in das

Schlafzimmer kroch, wo Staubkörnchen im hellen Licht schwebten, das an den Rändern der Vorhänge hereinfiel. Terrys Körper knarrte und machte andere Geräusche, die zum Tod gehörten. Fliegen hoben von seinem Gesicht ab und landeten wieder. Sein Geruch ließ mich würgen, doch ich hatte nichts im Magen, das ich hochwürgen konnte.

Im Badezimmer trank ich Wasser aus dem Hahn. Ich neigte den Kopf so, dass es über meine Wange und an meinem Kinn hinunterrann. Ich schrubzte mein Gesicht ab und blickte in den Spiegel. Ich sah hohläugig aus. Gespenstisch. Vielleicht war ich tot, dachte ich, ein Geist.

Draußen fuhr ein Wagen vorbei. Neue Panik stieg in mir auf. Ich hörte Gelächter und spähte durch den Spalt zwischen den Vorhängen. Eine Familie ging am Haus vorbei. Mama. Papa. Zwei Kinder.

Als es dunkel wurde, zog ich die Vorhänge ganz auf, und Mondlicht fiel auf Terrys Leiche. Lampen machte ich nicht an. Stattdessen schlich ich bis zum Treppenabsatz, spähte durch die Stäbe des Geländers und stellte mir vor, dass die Männer unten auf mich warteten.

Ich hockte so lange da, dass mein Rücken steif wurde und meine Beine einschliefen. Sid und Nancy jaulten immer noch. Ich schlich langsam die Treppe hinunter, hielt alle paar Stufen inne und spitzte die Ohren.

Die Küche roch nach Bleichmittel, alle Oberflächen waren abgeschrubbt und gesäubert worden. Aber der Rest des Hauses war ein einziges Durcheinander: Löcher in den Wänden, herausgerissene Teppiche, zertrümmerte Möbel.

Ich zögerte, den Kühlschrank aufzumachen, weil dann das Licht angehen würde. Schließlich öffnete ich ihn und hielt rasch meinen Finger auf den Knopf. Der Kühlschrank war leer.

Ich schloss die Hintertür auf und roch das Gras und die feuchte Erde. Es regnete leicht, Tropfen klebten in meinem Haar. Ich ging über den Rasen zu dem Zwinger. Sid und Nancy jaulten und bellten, aufgeregt, mich zu sehen. Ich steckte einen Finger durch den Maschendraht und ließ sie lecken.

Ich ging zurück ins Haus und fand unter dem Becken in der

Waschküche einen halben Sack Trockenfutter, den ich nach draußen trug. Ich füllte ihre Näpfe und schob die Keramikschalen unter dem Zaun hindurch. Schwach vor Hunger, aß ich selbst eine Handvoll Kügelchen, die trocken, körnig und ein wenig sauer waren, aber immerhin meine Magenkrämpfe beruhigten. Danach wickelte ich den Gartenschlauch aus und gab den Hunden frisches Wasser.

Terry hatte mich immer davor gewarnt, den Zwinger zu betreten. Er sagte, Sid und Nancy seien darauf trainiert, Menschen anzugreifen, doch ich wusste, dass sie mir nichts tun würden. Während sie zu Ende fraßen, öffnete ich die Tür des Zwingers und ging hinein. Sie stießen mich mit dem Kopf an, leckten meine Hände ab und wedelten mit dem Schwanz. Ich lachte, flüsterte ihre Namen und ermahnte sie, ruhig zu sein.

Ich ließ die Tür zum Zwinger offen, damit sie im Garten herumlaufen konnten. Sie schnupperten an Sträuchern und Bäumen und balgten sich verspielt im Gras. Ich überlegte, sie laufen zu lassen. Das wäre bestimmt gütiger. Wie sollte ich sie versorgen? Ich konnte mich nicht mal um mich selbst kümmern.

Ich öffnete den Riegel des Seitentors und stieß es auf. Sid und Nancy rannten zum Ausgang, blieben stehen, blickten zur Straße und zurück zu mir, als wären sie unschlüssig, was sie tun sollten. Sie entschieden sich für mich.

Während sie herumrannten und spielten, nahm ich eine Schaufel und mistete ihren Zwinger aus, spritzte die Kunstrasenmatte ab und klopfte die Säcke aus, die sie als Lager benutzten. Als ich fertig war, kamen sie zu dem Zwinger zurück, fraßen noch ein wenig vom Trockenfutter und rollten sich dann auf den Säcken zusammen. Ich legte mich zwischen sie, breitete einen Arm über Nancy und fühlte mich zum ersten Mal seit Tagen sicher.

Ich träumte nicht von Terry, weil das mein Herz schmerzen ließ. Jeder Mensch, den ich je geliebt hatte, war mir genommen worden. Mein Vater. Meine Mutter. Meine Schwester. Terry war mein gewesen. Terry hatte mich gerettet. Terry war tot.

Cyrus

Der Waschsalon ist zwischen zwei Gemüseläden eingeklemmt, die einen Preiskrieg bei Bananen und Avocados führen. Auf Pappschildern sind mehrere Angebote durchgestrichen – in einem Rennen um den Tiefstpreis oder in den Bankrott.

Wir stoßen die schwere Glastür des Waschsalons auf und betreten die schwüle, überhitzte Luft. An einer Wand rattern und poltern Trockner, auf der gegenüberliegenden Seite wartet eine Reihe von Waschmaschinen mit offener Klappe darauf, gefüttert zu werden. Auf einer Bank in der Mitte sitzen zwei Männer mittleren Alters, die die Trockner anstarren, als würden sie ein TV -Drama verfolgen. Eine Frau Mitte sechzig mit dauergewelltem dunklem Haar, das aussieht wie eine schlechte Perücke, sortiert Reinigungszettel.

»Mrs Green?«, frage ich.

Sie verzieht den Mund, was die Züge in ihrem Gesicht härter werden lässt, das ohnehin nur zum Ausdruck einer schmalen Bandbreite von Gefühlen imstande scheint, keins davon positiv.

»Wir sind hier, um über Eugene zu sprechen«, sage ich.

»Natürlich«, sagt sie und widmet sich wieder ihren Zetteln.

»Ich arbeite für die Polizei. Meines Wissens haben Sie bei Eugenes Beerdigung mit Hamish Whitmore gesprochen.«

»Ihres Wissens?«, fragt sie mit einem aufgesetzten vornehmen Akzent spöttisch zurück.

»Er hat sich die Beweislage zu Eugenes Verurteilung angesehen. Irgendetwas hat ihn veranlasst, sich den Fall noch einmal vorzunehmen.«

Sie verzieht die Oberlippe. »Warum fragen Sie nicht ihn?«

»Das würde ich, aber er ist vor neun Tagen gestorben.«

Die Information erschüttert sie für einen Moment, und ich

bemerke, wie die Finger ihrer linken Hand ihr rechtes Handgelenk umfassen, als wollte sie sich selbst von irgendwas abhalten. Sie sieht Sacha und dann wieder mich an.

»Wie?«

»Er wurde ermordet.«

Ihre Aggression löst sich in Luft auf, und damit brechen auch ihre letzten Abwehrwälle in sich zusammen, und sie ist nur noch eine alte Frau mit einem von Drogen verwüsteten Gesicht, deren Jeans so locker auf ihren knöchernen Hüften sitzt, dass man sie mit einer Klammer an die Leine hängen könnte.

Sacha klappt den Tresen hoch, tritt neben Mrs Green und führt sie zu einem Stuhl. Wir drängen uns in einem kleinen Hinterzimmer, das nach Reinigungskemikalien und Sprühstärke riecht.

»Ich habe erst vor ein paar Wochen mit ihm gesprochen«, sagt Mrs Green. Ihr Atem geht abgerissen, ich erkenne das Frühstadium eines Lungenemphysems. »Hamish hat mich nie verurteilt. Er wollte helfen.«

»Warum hätte er Sie verurteilen sollen?«

Sie kneift die Augen zusammen. »Sie wissen es, oder?«

»Was?«

»Ich bin nicht stolz darauf, was ich getan habe – was ich Eugene und mir angetan habe –, aber einer Geschichte wie meiner kann man nicht entkommen.« Sie sieht Sacha trotzig an. »Ich war eine Sexarbeiterin. So nennt man sie heutzutage – nicht Prostituierte oder Nutten oder Callgirls. Das klingt, als wäre es ein richtiger Job, aber es ist immer noch das Gleiche: die Beine breit machen für Geld. Schockiert Sie das?«

Sacha ist sich unsicher, was sie antworten soll.

»Deswegen hat man mir Eugene abgenommen, als er noch ein Baby war; man sagte, wegen der Drogen und Sexarbeit wäre ich als Mutter ungeeignet. Ich hab versucht, clean zu werden, und hab ihn auch eine Zeitlang zurückbekommen. Aber als er fünf war, hat er aus Versehen mein Methadon getrunken und wäre daran fast gestorben. Das war meine letzte Chance. Ich habe ihn dreißig Jahre lang nicht wiedergesehen.«

»Hat er Sie gesucht?«, frage ich.

Mrs Green nickt.

»Ich habe einen Brief vom Jugendamt bekommen, in dem stand, dass der Junge, den ich zur Adoption freigegeben hatte, mit mir Kontakt aufnehmen wollte. Ich weiß noch, dass ich meine ganze Strickjacke nass geheult habe. Eugene hat mir zuerst geschrieben. Er hat mir ein Foto geschickt. Wir haben ein Treffen vereinbart. Ich hatte einen kleinen Jungen erwartet. Ich weiß, das ist albern, aber dann kam Eugene durch die Tür. Übergewichtig, lockige, angegraute Haare. Ich dachte, das Ganze müsse eine Verwechslung sein, doch er marschierte schnurstracks zu meinem Tisch und sagte: ›Mum?‹«

Ihr Blick ist glasig von Tränen.

»Er hatte mir Blumen mitgebracht. Das macht sonst niemand. Wir haben stundenlang in dem Café gesessen und etliche Tassen Tee getrunken. Ich musste dringend aufs Klo, aber ich wollte nicht aufstehen, weil ich Angst hatte, er könnte gehen und ich würde ihn wieder verlieren.«

»Wo wohnte er?«

»In Leeds. Er war Lkw-Fahrer und ist überallhin gefahren. Nach Belgien, Deutschland, Spanien. Er hat mir Postkarten aus den Orten geschickt, in denen er war, und wenn er zu Hause war, hat er mich besucht.« Ihre Stimme ist belegt. »Er hat etwas Wunderbares getan. Ich hatte es nicht verdient ... «

»Was hat er gemacht?«, fragt Sacha.

»Er hat mir eine Wohnung gekauft, sie komplett bezahlt und auf meinen Namen überschrieben.«

»Wie konnte er sich das leisten?«, frage ich.

»Er hat gesagt, er hätte sich verletzt und eine Versicherungsprämie kassiert.«

Ich habe Eugene Greens Akten gelesen. Von einer Entschädigungszahlung war nirgendwo die Rede.

Eine Glocke über der Tür bimmelt, und ein Kunde tritt an den Tresen. Mrs Green wischt sich hastig die Augen ab, nimmt seinen Zettel entgegen und sucht die gereinigten Kleider von den Ständern, die hinter ihr stehen. Nachdem sie die Zahlung entgegengenommen hat, kehrt sie auf ihren Stuhl zurück.

»Wie haben Sie erfahren, dass Eugene verhaftet wurde?«, frage ich.

»Ich habe es im Fernsehen gesehen. Ich wollte nicht glauben,

dass er diese Kinder entführt ... dass er diese Dinge getan haben soll ... «

Sie macht eine Pause und setzt neu an. »Während der Untersuchungshaft habe ich ihn im Gefängnis besucht. Ich habe mich ihm gegenübergesetzt, so nah wie möglich, und ihm direkt in die Augen geschaut. ›Hast du es getan?‹, fragte ich. Ich hatte erwartet, dass er mich anlügt. Vielleicht wollte ich das sogar. Aber er ist weinend zusammengebrochen. Er hat geschluchzt und gesagt, ich hätte ihn bei der Geburt ersticken oder in der Badewanne ertränken sollen.«

Sie blickt auf und will, dass wir ihr glauben. »Ich weiß, die Leute sagen, er war ein Monster, aber er hat seine Taten wirklich bereut; er hat gar nicht erwartet, dass die Leute ihm verzeihen. Er hat sich bei mir entschuldigt. Stellen Sie sich das mal vor. Der Junge, den ich als Baby verlassen hatte, hat sich bei mir entschuldigt.«

»Haben Sie je über die Morde gesprochen?«

»Nein.«

»Und was ist mit den anderen vermissten Kindern?«

»Ich wollte es nicht wissen, aber eins kann ich Ihnen sagen. Ich glaube nicht, dass Eugene es allein getan hat. Ich glaube, irgendjemand hat ihn dazu angestiftet. Ich glaube, er wurde benutzt.«

Eine Frau mittleren Alters betritt den Waschsalon mit zwei Kordelzugbeuteln, deren Inhalt sie auf einen Haufen entleert und nach Weiß- und Buntwäsche in verschiedene Maschinen sortiert, bevor sie Waschpulver aus dem Automaten zieht. Mrs Green kennt sie mit Namen. Sie nicken sich zu, wechseln jedoch kein Wort miteinander. Im Hintergrund rumpelt ein Trockner, der offenbar mit irgendetwas Schwerem beladen ist.

»Sie haben schon einmal erklärt, dass Eugene angestiftet wurde«, sage ich. »Haben Sie eine Ahnung, wer das getan haben könnte?«

Sie zuckt die Schultern. »Die Frage hat auch Detective Whitmore beschäftigt, als er bei Eugenes Beerdigung aufgetaucht ist. Ich dachte, er wäre gekommen, um auf dem Grab meines Jungen zu tanzen, doch er war sehr respektvoll. Er hat mir sein Beileid für meinen Verlust ausgesprochen. Er war der Einzige, der das zu mir gesagt hat.«

»Worüber haben Sie gesprochen?«

»Ich habe ihm erzählt, dass ich noch einen Karton mit Eugenés Sachen hatte. Er war in einem Schließfach eingelagert gewesen, im Voraus bezahlt, aber als Eugene ins Gefängnis kam und die Gebühr nicht mehr bezahlte, hat man mir den Karton zugeschickt. Er enthielt vor allem Fotos und anderen Kram. Eine Geburtsurkunde. Eine Medaille zur Erstkommunion. Eine Bibel. Ein paar der Fotos waren in dem Kinderheim in Wales gemacht worden, in dem Eugene war.«

»Hillsdale House.«

»Ja, genau«, sagt Mrs Green.

Ich rechne im Kopf Daten und Jahre nach. »Wie alt war Eugene auf den Fotos?«, frage ich.

»Vierzehn oder fünfzehn.«

»Hat er je einen Jungen namens Terry Boland erwähnt?«

»Das hat mich Detective Whitmore auch gefragt. Er ist den Karton durchgegangen und hat ein Foto von Eugene auf einem Fußballplatz gefunden, vor einem Torpfosten. Neben ihm stand ein größerer Junge, nicht fett, sondern einfach nur groß. Auf der Rückseite waren ihre Namen notiert. Terry und Eugene.

Als ich das Bild sah, ist mir wieder eingefallen, dass Eugene von ihm gesprochen hatte. Als Junge wurde er wegen seinem Gewicht oft schikaniert, aber als Terry in das Heim gekommen ist, hat er dem ein Ende gemacht.«

»Haben die beiden nach der Zeit in Hillsdale Kontakt gehalten?«, frage ich.

»Einmal sind sie nach Schottland gefahren.«

»Wann?«

Sie zuckt die Schultern.

»Haben Sie Kopien von den Fotos aufbewahrt, die Sie Detective Whitmore gegeben haben?«

»Nein. Wieso? Detective Whitmore hat versprochen, dass er sie mir zurückgeben würde.«

»Sein Mörder hat sie gestohlen.«

»Aber es waren *meine*«, protestiert sie.

»Haben Sie irgendein Foto behalten?«, fragt Sacha.

»Nein, ich glaube nicht...«

Sie stutzt und runzelt die Stirn, sodass ihre Augen zwischen

Falten verschwinden. Dann nimmt sie ein altes Handy aus einer Schublade.

»Das hat Eugene gehört«, sagt sie. »Ich hatte meins in die Badewanne fallen lassen, und er hat es mir gegeben, bis ich mir ein neues kaufen konnte.«

Das Handy hat eine primitive Kamera und noch genug Ladung im Akku, um das Display aufleuchten zu lassen. Mrs Green scrollt sich durch die Bilder in der Galerie.

Ich sehe Sacha an und lese ihre Gedanken.

»Es gibt keine Bilder von Kindern«, sagt Mrs Green defensiv. »Das muss Eugene gemacht haben.« Sie gibt mir das Handy.

Das Foto zeigt eine bunt zusammengewürfelte Männergruppe vor einem Brunnen. Im Hintergrund sieht man ein prächtiges Landhaus mit Türmen und efeuberankten Mauern. Die Männer sind leger gekleidet, dicke Hemden, Jeans, Pullover, Wollmützen und Gummistiefel. Einige haben Flaggen und Stöcke in der Hand, startklar, über das Moor zu laufen, gegen Büsche und Hecken zu schlagen, um die Moorhühner für die Gewehre der Jäger aufzuscheuchen.

Ich blicke auf die Reihe der Hilfskräfte. Eugene Green ist der Zweite von rechts. Er trägt eine karierte Kappe und einen bunten Schal. Ich betrachte die anderen Männer. Ganz links am Bildrand steht eine vertraute Gestalt, schon wegen ihrer Größe unverkennbar: Terry Boland.

Sacha nimmt mir das Handy ab und sucht ein Datum oder eine Ortsangabe. Aufgenommen wurde das Bild am 8. Dezember 2012. Sie entdeckt ein zweites Foto, eine Aufnahme derselben Gruppe von Männern mit einem weiteren Winkel, sodass man mehr von dem Haus und den Außengebäuden sieht, inklusive einer Garage und einer Sammlung von Luxuskarossen, die auf dem Hof parken.

Die Nummernschilder sind nicht zu entziffern, aber einer der Wagen hat eine markante Kontur. Es ist ein Rolls-Royce Silver Shadow mit roten Sitzen. Ich kenne einen Wagen genau wie diesen. Ich kenne seinen Besitzer. Mein selbst ernannter Hüter. Mein Adoptivonkel. Mein Freund.

Evie

Taue ächzen, Holz knarzt, Wasser schwappt gegen den Rumpf. Zu diesen Geräuschen wache ich auf und fühle mich, als wäre ich im Bauch eines Ungeheuers aufgewacht, wie bei »Jona und der Wal« – eine der wenigen biblischen Geschichten, an die ich mich erinnere. Ich ziehe mich im Dunkeln an, schleiche auf Zehenspitzen aus der Kabine und lege zehn Pfund für Marty auf den Tisch. Er wird das Geld nicht annehmen, außer ich lasse ihm keine Wahl.

Gertrude beobachtet mich neugierig, macht aber keinen Aufstand, als ich gehe. Ich spüre, wie das Boot unter meinem Gewicht schwankt, als ich an Land trete. Rechts von mir liegt der Kanal wie polierter schwarzer Marmor, in dem sich die Laternen entlang des Treidelpfads spiegeln. Auf der einen Seite erstrecken sich Felder, auf der anderen ein Golfplatz, beide im Dunkeln.

Ich wasche mir an einem Hahn in der Nähe das Gesicht und laufe in die Stadt, wo ich in einem früh geöffneten Café ein getoastetes Sandwich und einen Tee kaufe. Der Junge hinter dem Tresen sieht mich die ganze Zeit an. Er ist etwa so alt wie ich, vielleicht ein Jahr älter, und ich mache ihn nervös, sodass er mich zweimal fragt, ob ich Grau- oder Weißbrot möchte.

Ich esse an einem Tisch in der Nähe des Fensters und beobachte Leute, die zum Bahnhof gehen oder an der Bushaltestelle warten, Frauen, die Haare noch feucht vom Duschen, Männer in Anzügen und Mänteln. Ich kann fahren, wohin ich will. London. Edinburgh. Manchester. Warum fühlt sich Freiheit so klein an – als hätte nicht etwas begonnen, sondern geendet?

Während ich meinen Tee austrinke, treffe ich eine spontane Entscheidung. Ich werde nach London fahren, aber vorher will ich Poppy besuchen. Ich will mich von ihr verabschieden, weil ich sie vielleicht nie wiedersehen werde. Cyrus möchte ich schon auch

irgendwie wiedersehen, doch ich habe Angst, dass er mich zurück nach Langford Hall schickt. Und selbst wenn er mich bleiben lässt, würde ich ihn in Gefahr bringen.

Der Bahnhof von Long Eaton hat nur zwei Bahnsteige und zwei Gleise. Die Frau hinter dem Fahrkartenschalter nennt mich »Kindchen« und erklärt mir meine Verbindung. Zuerst muss ich einen East-Midlands-Zug nach Beeston nehmen und von dort einen Bus am Alexandra Crescent.

Ich gehe ganz bis ans Ende des Bahnsteigs, möglichst weit weg von den frühmorgendlichen Pendlern, die an einem Kiosk Kaffee und heißen Kakao kaufen. So offen dazustehen macht mich nervös; ich bin überzeugt, dass die Leute mich beobachten. Mit hochgeschlagener Kapuze und gesenktem Kopf zähle ich mit den Fingerspitzen das Geld in meinen Taschen.

Die Gleise summen und rattern. Ein Zug kommt und hält. Ich steige in einen halb leeren Waggon und wähle einen Sitz am Fenster. Der Zug setzt sich wieder in Bewegung, beschleunigt und fährt durch ein Feuchtgebiet voller Teiche und Marsche. Ich erinnere mich, dass wir von Langford Hall aus einmal einen Tagesausflug hierher gemacht haben. Es ist eine Art Naturschutzgebiet, das nach diesem Typen aus dem Fernsehen benannt ist, der aussieht wie jedermanns Lieblingsgroßvater. Die nächste Station heißt Attenborough, und so heißt auch der alte Typ.

Nur eine Person steigt zu – ein Mann mittleren Alters in einem zu weiten Anzug und mit Augenbrauen, die dunkler sind als seine Haare. Er versteckt sich hinter einer Zeitung. Auf der Titelseite ist ein Foto von Ruby neben der Schlagzeile: TEENAGER STIRBT IN NOTTINGHAMER KINDERHEIM . Darunter steht in kleineren Buchstaben: *Zweites Mädchen vermisst* .

Ich rücke näher und recke den Hals, um den Artikel zu lesen, doch der Mann gibt einen *Hmmmpf* -Laut von sich, reißt die Zeitung zur Seite und starrt mich wütend an. Anstatt sich danach wieder seiner Lektüre zu widmen, gafft er mich weiter an, als wären wir uns vielleicht schon einmal begegnet. Ich ziehe den Kopf ein und rücke von ihm weg. Als ich das nächste Mal aufblicke, schreibt er eine Textnachricht auf seinem Handy, während er mich mit einem Auge im Blick hält. Irgendwas stimmt nicht.

Ich habe ihm den Rücken zugewendet, als ich spüre, dass er hinter mir ist.

»Willst du die haben?«, sagt er und hält mir die Zeitung hin. Ich antworte nicht.

»Wie du willst.« Er klemmt die Zeitung unter den Arm.

»Ja«, stoße ich hervor.

Als ich danach greife, packt er mein Handgelenk, sodass ich eher überrascht als vor Schmerz aufschreie.

»Du bist es!«

»Was?«

»Das Mädchen aus den Nachrichten. Die Polizei sucht dich.«

»Nein.«

Ich will mich losreißen, doch er packt mich fester und zeigt mir ein Foto in der Zeitung. Mein Gesicht starrt zurück – ein Porträtfoto aus meiner Akte in Langford Hall, auf dem ich aussehe wie eine Meth-Süchtige oder eine Serienmörderin oder auch beides.

»Das bin ich nicht«, sage ich. »Bitte lassen Sie mich los.« Ich setze meine Klein-Mädchen-Stimme auf.

»Ich habe die Polizei schon verständigt. Wir steigen hier aus.«

Der Zug bremst und fährt in einen Bahnhof ein. Türen öffnen sich. Der Mann hält mich noch immer am Handgelenk fest. Ich lasse mich auf den Boden fallen und schreie: »Stoppen Sie ihn! Vergewaltigung! Er tut mir weh. Hilfe!«

Der Mann flucht leise und sagt, dass ich aufstehen soll. Ein bärtiger Hipster in Lederjacke reagiert als Erster und fordert den Mann auf, mich loszulassen.

»Das ist ein Irrtum. Sie wird von der Polizei gesucht. Ich habe schon angerufen.«

»Er hat versucht, mich zu vergewaltigen«, sage ich schluchzend. »Er war plötzlich hinter mir und hat seinen Arm um meinen Hals gelegt.«

»Ich habe sie nicht angerührt.«

»Aua! Aua! Sie tun mir weh.«

»Lassen Sie sie los, dann klären wir das«, sagt der Hipster.

»Er hat mich betatscht ... er hat meine Brüste angefasst.«

»Ich habe nichts dergleichen getan!«, protestiert der ältere Mann, klingt aber nicht mehr so selbstsicher.

»Sie werden das Mädchen nicht aus diesem Zug zerren«, sagt der Hipster.

»Wo ist der Wachmann?«, fragt eine Frau.

»Sie machen einen Fehler«, sagt der Mann. »Ihr Bild ist in der ... «

Das Ende des Satzes wird abgewürgt, weil jemand ihn von hinten in den Schwitzkasten genommen hat, während der Hipster karatemäßig gegen seinen Arm schlägt, bis er mich loslässt.

Eine Frau hilft mir auf, während ihr Freund die Zeitung aufhebt und die Titelseite betrachtet. Im selben Moment renne ich los, ducke mich unter Armen hindurch, weiche Körpern aus, springe aus dem Waggon und laufe den Bahnsteig hinunter, ohne die Rufe hinter mir zu beachten.

Ein fatter Kontrolleur kommt mir keuchend entgegen. Ich weiche ihm mühelos aus, sprinte zum Ausgang, die Treppe hinauf und über die Fußgängerbrücke. Dort wage ich einen Blick zurück und sehe die Fahrgäste auf dem Bahnsteig miteinander diskutieren.

Ich überquere den kleinen Parkplatz und rüttele an den am Zaun angeketteten Fahrrädern, in der Hoffnung, eins könnte unabgeschlossen sein, aber vergeblich. Ich laufe wieder los, vorbei an einer Baustelle, einem Kindergarten, einer Autowerkstatt, einem Pub ...

An der nächsten Kreuzung höre ich Polizeisirenen. Ich bleibe stehen, orte das Geräusch und laufe in die entgegengesetzte Richtung los, biege links und rechts in Straßen, ohne auf ihre Namen zu achten.

Irgendwann werden die Sirenen leiser. In einem Park bleibe ich stehen und beuge mich hustend vor, als hätte ich vor dem Frühstück ein Dutzend Zigaretten geraucht. Ich lege mich auf eine Parkbank, starre durch die Äste in den Himmel und warte, dass meine Brust aufhört zu schmerzen. Dann suche ich einen Wasserhahn und schöpfe das Wasser mit den Händen in meinen Mund.

Meine Gedanken schweifen, und ich erinnere mich, wie ich nach Terrys Tod aus Schläuchen und Wasserhähnen getrunken habe. Wie ich von Hundefutter, Küchenabfällen und allem gelebt habe, was ich aus Mülltonnen und von Komposthaufen klauben konnte.

Manchmal ließen die Leute einen Gartenschuppen, eine Garage oder sogar eine Tür unabgeschlossen. Ich stahl Dinge in der

Reihenfolge ihrer Notwendigkeit. Nahrung kam als Erstes – für die Hunde und für mich. Wenn ich Geld fand, achtete ich darauf, nur einen kleinen Teil zu nehmen, nie genug, um auf einen Diebstahl hinzudeuten. Später klaute ich auch kleine Dinge, die mein Herz hüpfen ließen – eine Bürste mit Perlmuttergriff, eine Flasche in Form eines Elefanten, ein Harry-Potter-Buch und eine Schneekugel mit dem Eiffelturm und silbernem Glitzer.

Ich wurde gut darin, mich im Dunkeln in Häusern zurechtzufinden. Schlafzimmer mied ich, und ich blieb immer im Erdgeschoss und vergewisserte mich, dass alle Bewohner schliefen, bevor ich ein Haus betrat. Einmal hätte eine alte Frau, die in einem Haus an der Ecke wohnte, mich fast erwischt. Sie hatte Enkelkinder, die öfter übers Wochenende zu Besuch kamen; ich hatte sie im Garten spielen sehen, Teepartys auf Decken mit Törtchen und Sirup. Sie hatte einen grauen Kater, der Alphie hieß. Wenn sie wollte, dass er für die Nacht ins Haus kam, klopfte sie mit einem Löffel an eine Dose Katzenfutter.

Ich fand einen Ersatzschlüssel unter einem Gartenzweig in der Nähe der Treppe zur Hintertür. Es war ganz früh an einem Montagmorgen, als ich mich ins Haus schlich und die Törtchen in ihrem Kühlschrank entdeckte. Ich hab nur eins gegessen und eins für später aufbewahrt. Ich spannte mein Kleid und packte Dosen mit Katzenfutter, Baked Beans und Pfirsichen in die provisorische Schürze. Ich wollte gerade gehen, als die alte Frau in der Tür auftauchte. In ihrem weißen Nachthemd und mit den Lockenwicklern und der Gesichtscreme sah sie aus wie ein Gespenst. Einen Moment lang schien sie mich anzustarren, aber sie schrie nicht. Sie tastete nach dem Lichtschalter, und ich duckte mich unter den Tisch. Helles Licht flutete die Küche. Ich machte mich ganz klein und sah ihre Pantoffeln an mir vorbeischlurfen. Am Waschbecken blieb sie stehen, füllte ein Glas mit Wasser und wandte sich wieder der Treppe zu.

»Was für ein Durcheinander du gemacht hast«, sagte sie und blieb direkt neben mir stehen. Mein Herz klopfte laut.

Sie nahm einen Lappen, wischte die Krümel in ihre gewölbte Hand und entsorgte sie in einen Tretmülleimer. Als sie sich zur Tür umdrehte, sah ich die Brille mit den Colaflaschen-dicken Gläsern,

die an einer Kette um ihren Hals hing. Vor sich hin summend schaltete sie das Licht aus und stieg langsam wieder die Treppe hinauf.

Im Laufe der Zeit wagte ich mich immer weiter von meinem Haus weg. Vier Blocks entfernt entdeckte ich an der Hauptstraße eine durchgehend geöffnete Tankstelle. Sie leuchtete wie eine Kirmes mit bunten Lichtern, und die Regale waren vollgestopft mit Lebensmitteln und Süßigkeiten. Außer an den Wochenenden arbeitete dort nachts immer derselbe Junge, ein Inder mit dichtem schwarzem Haar, das ihm in die Stirn fiel, wenn er die Bücher studierte, die immer aufgeschlagen zwischen seinen Ellbogen lagen.

Die meisten Kunden waren Autofahrer, die bloß tankten, aber hin und wieder kamen auch ein paar Teenager, die Süßigkeiten, Soft Drinks und Milch-Drinks kauften. Jedes Mal, wenn die automatischen Türen aufgingen, wehte mir ein Hauch von Pies und Sausage Rolls entgegen, die in einer großen heißen Theke lagen.

Eines Nachts nahm ich meinen Mut zusammen und ging hinein. Ich trat an den Tresen und verlangte einen Pie, bemüht, möglichst erwachsen zu klingen.

»Selbstbedienung«, sagte der Junge, ohne von seinen Büchern aufzublicken.

Ich wartete und rührte mich nicht.

Er hörte auf zu lesen. »Man nimmt einen Pie aus der heißen Theke und steckt ihn in eine der Tüten da.« Er wies auf weiße, glänzende Papiertüten, die an einem Haken hingen.

Ich stand vor der heißen Theke und fragte mich, wie ich den Pie herausnehmen sollte, ohne mir die Finger zu verbrennen, bis ich die Servierzange bemerkte. Ich schob die Glastür auf, nahm mir den dicksten Pie und ließ ihn in eine Tüte gleiten.

»Willst du Sauce?«, fragt er.

»Was gibt es denn?«

»Tomatensauce oder braune Sauce.«

»Nein danke.«

Eine Strähne seines Haars stand auf seltsame Weise hoch, es sah aus wie eine schwarze Feder an seinem Hinterkopf. Wenn er die abschneiden würde, würde er erwachsener aussehen, dachte ich.

»Fünf Pfund.«

Ich zählte die Münzen auf den Tresen, die von meiner feuchten Handfläche klebrig waren.

»Bist du nicht ein bisschen jung dafür, um diese Zeit noch auf zu sein?«, fragte er.

»Meine Mum brauchte Milch.«

Er blickte auf meine leeren Hände. »Du hast die Milch vergessen.«

Leise fluchend ging ich zu dem großen silbernen Kühlschrank. Ich wusste nicht, ob ich genug Geld hatte, deshalb wählte ich den kleinsten Karton.

»Das ist Kakao.«

»Den mag sie gern.«

»Sie hat dich um zwei Uhr nachts losgeschickt, um Kakao zu kaufen?«

»Und eine Pastete.«

Ich schob die Münzen über den Tresen. Er zählte sie zusammen und schob eine zurück. »Das ist australisches Geld.«

»Hä?«

»Es hat ein Känguru auf der einen Seite. Siehst du?«

»Was ist mit dem Kopf von der Frau?«

»Das ist die Queen, aber es ist trotzdem australisches Geld. Sie haben Dollar, keine Pfund.«

»Mehr hab ich nicht.«

Seine Augen wurden ein wenig schmaler. »Für diesmal ist das okay, aber nur, wenn du versprichst, direkt nach Hause zu gehen. Es ist nicht sicher für ein kleines Mädchen, so spät noch unterwegs zu sein.«

»Ich bin älter, als du denkst«, sagte ich.

»Wie alt?«

»Fünfzehn.«

»Du bist keine fünfzehn«, höhnte er.

»Ich bin klein für mein Alter.«

»Die Schwächste im Wurf, he?«

»Was?«

»Du solltest längst im Bett sein. Geh direkt nach Hause.«

Ich wartete ein paar Nächte, bevor ich zurückkehrte. Ich hatte mehr Geld dabei und mir eine bessere Geschichte zurechtgelegt. Ich

erzählte ihm, dass meine Mum mit meinem Baby-Bruder zu Hause bleiben müsse, weil sie ihn nicht allein lassen könne.

Nach meinem dritten oder vierten Besuch hatte der Junge sich daran gewöhnt, dass ich Säcke mit Hundefutter, Pies und Sausage Rolls kaufte. Er hieß Ajay und studierte, um Ingenieur zu werden.

»Was macht ein Ingenieur?«, fragte ich.

»Alles Mögliche. Man kann Brücken bauen oder Sachen entwerfen.«

Die Diagramme in dem Buch sahen aus wie eine Fremdsprache aus Zahlen und Symbolen.

Er fragte mich nach meinem Namen. Ich dachte mir rasch einen aus.

»Pringle.«

»Wie die Chips?«

Ich nickte.

»Und mit Vornamen?«

»Penny.«

»Du heißt Penny Pringle?« Er lachte.

Ich spürte, wie meine Wangen heiß wurden, wechselte das Thema und zeigte auf die Maschine auf dem Tresen, die mit einer bunten Flüssigkeit gefüllt war, die von einem Stahlpaddel umgerührt wurde.

»Das ist eine Slush-Puppie-Maschine«, erklärte er. »Crushed Ice mit Zuckergeschmack. Willst du einen? Davon friert dir das Gehirn ein.«

»Warum sollte man sich das Gehirn einfrieren wollen?«

Ajay drückte auf einen Hebel und füllte einen halben Becher. »Das geht aufs Haus.«

Ich blickte zur Decke.

»Das ist eine Redewendung«, erklärte er, als ob ich beschränkt wäre.

Ich nahm einen Schluck, und der Geschmack explodierte in meinem Mund. Meine Miene muss aufgeleuchtet haben, denn Ajay grinste.

»Wo gehst du zur Schule?«, fragte er. »Ich wette, Camborne. Keine Schuluniform. Keine Hausaufgaben. Keine festen Schlafenszeiten. Cello- und Geigenunterricht. Bist du eine von denen?«

»Nein«, sagte ich, obwohl ich nur die Hälfte von dem verstanden hatte, was er sagte, aber sein Ton gefiel mir nicht.

»Ich bin auf die Merton Boys School gegangen«, sagte er. »Kids wie dich haben wir immer verprügelt.«

»Warum?«

»Weil ihr vornehm seid.«

»Was ist vornehm?«

Er lachte und musterte mich genauer. »Du hast recht, besonders vornehm siehst du nicht aus. Wer schneidet dir die Haare?«

»Was ist denn verkehrt damit?«

»Ich wusste erst nicht, ob du ein Junge oder ein Mädchen bist.«

»Ich bin ein Mädchen.«

»Jetzt weiß ich das auch.« Er spielte mit den Stiften auf seinem Tresen. »Wohnst du wirklich um die Ecke?«

»Ja.«

»Mit deiner Mutter?«

Ich nickte.

Ich erkannte an seinen Augen, dass er mir nicht glaubte.

»Hör mal. Morgen muss ich die Kühlschränke durchgehen und alle Nahrungsmittel wegwerfen, bei denen das Verfallsdatum abgelaufen ist. Das mach ich jeden Freitag. Normalerweise werfe ich das Zeug gleich in den Mülleimer, aber ich kann es für dich aufbewahren.«

»Schmeißt du manchmal auch Hundefutter weg?«, fragte ich.

»Normalerweise nicht, aber ich werde sehen, was ich machen kann.«

Ich hatte einen Kupfergeschmack im Mund und erkannte etwas um seine Mundwinkel. Er log, ich wusste bloß nicht, ob über das Hundefutter oder über etwas anderes.

»Du kommst morgen, ja?«

Ich nickte.

»Um die gleiche Zeit.«

»Ja.«

In der nächsten Nacht versteckte ich mich in einem Garten auf der anderen Straßenseite und beobachtete, wie ein Mann und eine Frau mit Ajay redeten. Sie schienen auf jemanden zu warten – auf mich. Ich sah sie nicht gehen. Bis dahin war ich längst wieder zu Hause, zusammengerollt zwischen Sid und Nancy, und träumte von Pies

und Sausage Rolls.

Cyrus

Lagebesprechung am späten Vormittag in Sherwood Lodge, der Zentrale der Polizei von Nottinghamshire. Lenny erteilt neue Anweisungen. Die Suche nach Evie wird heruntergefahren, weil sie »durchs Netz geflutscht« ist, die Ermittlungen konzentrieren sich jetzt auf die Männer, die Ruby Doyle ermordet haben.

Die Aufnahmen der Überwachungskameras in Langford Hall sind digital aufbereitet worden, und ein Sprachexperte hört sich die Tonspur an, um einen regionalen Akzent oder sonst etwas zu entdecken, das bei der Identifikation der Mörder helfen könnte. Derweil wird ein Foto des Mannes, der in Langford Hall nach Evie gefragt hat, mithilfe von Gesichtserkennungs-Software mit den Datenbanken abgeglichen. Vielleicht spuckt das Programm ja einen Namen aus – auch wenn das Bild von der Seite aufgenommen und von schlechter Qualität ist.

Nach dem Ende der Besprechung folge ich Lenny in ihr Büro, wo sie durch einen Stapel Benachrichtigungen über Anrufe blättert und entscheidet, was dringend ist und was warten kann. Ich frage mich, ob sie mich absichtlich ignoriert oder einfach vergessen hat, dass ich ihr gegenüber sitze.

»Das hat Hamish Whitmore gehört«, sage ich und schiebe das Notizbuch über ihren Schreibtisch.

Lenny zieht eine Augenbraue hoch. »Und du hast es an dich genommen.«

»Es ist erst vor ein paar Tagen in meinen Besitz gekommen.«

»Vor ein paar Tagen?«

»Es wurde im Wagen seiner Tochter gefunden. Hamish hat sich vier Tage vor seinem Tod Suzies Subaru geliehen. Ich glaube, er wusste, dass er verfolgt wurde.«

»Wie kommst du darauf?«

»Nur so eine Ahnung. Er hat behauptet, dass sein Maserati zur Inspektion müsste, aber das stimmte nicht.«

»Du hast mir erklärt, dass Psychologen nicht an Ahnungen glauben.«

»Nein. Ich habe gesagt, wir *verlassen* uns nicht darauf.«

Lenny wirkt nicht besonders erfreut über das Notizbuch, doch sie hört sich meine Interpretation der Einträge an – Flugbuch, Rufzeichen, Firmennamen. Es könnte erklären, wie die verschwundenen Kinder innerhalb des Landes bewegt wurden und die beteiligten Personen ihre Identität hinter Kapitalgesellschaften und Offshore-Firmen versteckt haben. Es könnte auch das Geheimnis entschlüsseln, woher Evie kommt.

Sobald ich den Namen Phillip Everett erwähne, wird Lenny sichtlich angespannter.

»Kennst du ihn?«, frage ich.

»Seinem Ruf nach. Das ist nur meine typische allergische Reaktion, wenn jemand mit Adelstitel oder politischen Beziehungen im Zusammenhang einer Ermittlung erwähnt wird.«

»Du lässt dich doch nicht von Klassenzugehörigkeit einschüchtern.«

»Stimmt, aber zufälligerweise mag ich meinen Job.«

Ich erzähle ihr von meinem Besuch bei der Wohlfahrtsorganisation Out4Good. »Ich habe gefragt, ob Eugene Green oder Terry Boland je für die Organisation gearbeitet haben, aber man hat sich geweigert, Angaben darüber zu machen, welche Ex-Häftlinge für sie tätig waren. Sicher weiß ich nur, dass Hamish Whitmore die gleichen Fragen gestellt hat, und vier Tage später war er tot.«

»Du kannst nicht ernsthaft glauben, dass eine Wohlfahrtsorganisation in die Sache verwickelt ist«, sagt sie. »Du weißt ja nicht mal, was *die Sache* überhaupt ist.«

»Out4Good könnte eine Tarnung sein. Es ist eine perfekte Möglichkeit, Menschen mit speziellen Qualifikationen zu rekrutieren – betrügerische Buchhalter, bezahlte Schläger, Safeknacker, Drogenlieferanten, Fahrer ... Ein Jahr vor seinem Tod wurde Terry Boland wegen Raubüberfalls auf ein Postamt in Manchester verhaftet. Aufnahmen der Überwachungskameras zeigten ihn am Steuer des Fluchtfahrzeugs, und auf gestohlenen

Geldscheinen wurden seine Fingerabdrücke sichergestellt. Doch noch bevor Anklage erhoben werden konnte, tauchte ein Topanwalt auf, und Boland wurde aus der Untersuchungshaft entlassen. Irgendjemand hat die Sache unter den Teppich gekehrt.«

Lenny seufzt. »Das reicht nicht, Cyrus.«

»Eugene Green und Terry Boland kannten sich als Teenager. Sie waren in demselben Kinderheim in Wales, und ich habe Beweise dafür, dass sie auch als Erwachsene Kontakt gehalten haben.«

Ich überlege, ihr das Foto zu zeigen, doch ich will erst mit Jimmy Verbic sprechen, bevor ich ihn in die Geschichte hineinziehe. Er ist seit siebzehn Jahren mein Freund. Mehr als ein Freund. Nach dem Tod meiner Eltern haben meine Großeltern ihr Bestes getan, mich großzuziehen, doch es war Jimmy, der mich vor meinen selbstzerstörerischen Neigungen gerettet hat – dem Ritzen, den Drogen, dem Alkohol. Ohne ihn hätte ich die Schule vielleicht nie abgeschlossen. Ich wäre vielleicht gar nicht mehr hier.

Jimmy war am selben Ort wie Terry Boland und Eugene Green. Kennt er daher auch Angel Face? Ich kann mir nicht vorstellen, wie er in die Sache verwickelt sein sollte – und er hat einen Vertrauensvorschuss verdient –, doch bei der Vorstellung, dass er dort war, wird mir übel.

Jimmy schirmt sein Privatleben sorgfältig ab, obwohl er prominent ist und die Publicity genießt. Im Laufe der Jahre war er mit einer Reihe von Schönheiten zusammen – Schauspielerinnen, Models, Millionenerbinnen –, und jedes Mal hat er Hochzeitsgerüchte lachend abgetan. Ein Genießer, der schweigt. Gelegentlich habe ich mich gefragt, ob er vielleicht schwul ist. Er verfügt über einige der klischeehaften Eigenschaften: sein Sinn für makellose Kleidung, seine flamboyante Art und seine Liebe zur Kunst. Aber Jimmy kann für jeden ein anderer sein und fühlt sich auf den billigen Plätzen ebenso wohl wie in einer Firmenloge, mit einem Pint Rock Bitter ebenso wie mit einem Glas Champagner.

Lenny unterbricht meine Gedanken.

»Ich möchte dir ja helfen, Cyrus, doch auf der Grundlage dessen, was du mir erzählt hast, kann ich keine Ermittlung einleiten. Der Chief Constable würde mich lachend aus seinem Büro werfen. Erinnerst du dich an die Operation Midland?«

Sie bezieht sich auf Beschuldigungen über einen Kindersexring, in den angeblich prominente Politiker, Offiziere der Armee und Diplomaten verwickelt waren. Die Vorwürfe gründeten sich auf den Aussagen eines einzigen Zeugen, der, wie sich später herausstellte, gelogen hatte. Eine zweijährige polizeiliche Ermittlung förderte keinen Beweis zutage, der die Behauptungen stützte; Behauptungen, die Leben zerstört und den Ruf von vielen Menschen ruiniert hatten. Letztendlich erwies sich das Ganze als Schwindel. Der Zeuge, Carl Beech, wurde wegen Irreführung der Justiz verurteilt, die Polizei entschuldigte sich demütigst und musste Entschädigungen in Millionenhöhe zahlen.

»Es ist dieselbe Geschichte«, sagt Lenny. »Du hast nur eine einzige Zeugin.«

»Die irgendjemand versucht umzubringen.«

»Wir können sie beschützen.«

»So wie ihr Ruby beschützt habt?«

Ich sehe die Kränkung in Lennys Blick.

»Vielleicht ist es das Beste, wenn du gehst, Cyrus, bevor wir unsere Freundschaft ruinieren.«

Lenny hält mir die Tür auf. Ich sollte aufhören, doch ich will ihr noch eine Frage stellen.

»Am Donnerstagmorgen, als Ruby ermordet wurde, ist Timothy Heller-Smith in Langford Hall aufgekreuzt. Woher wusste er von dem Mord?«

Lenny runzelt die Stirn. »Jemand aus der Zentrale muss ihn benachrichtigt haben.«

»Ist das nicht ungewöhnlich – dass der stellvertretende Chief Constable um sieben Uhr morgens am Tatort eines Mordes erscheint?«

»Heller-Smith ist mit seinem Beruf verheiratet. Wahrscheinlich schläft er mit einem Polizei-Scanner neben dem Bett. Wieso?«

Ich antworte nicht. Sie droht mir mit dem Finger. »Mach mir nichts vor, Cyrus.«

Ich will mich bremsen, bevor ich zu weit gehe, aber meine Vernunft versagt.

»Ich habe in Langford Hall mitbekommen, wie Heller-Smith telefoniert hat. Er hat zu irgendjemandem gesagt: ›Sie haben das

falsche Scheiß-Mädchen erwischt.« Seine exakten Worte.«

»Sie haben ja auch das falsche Mädchen erwischt«, sagt Lenny.
»Das hast du selbst gesagt.«

»Du hast Heller-Smith aber nur erklärt, dass sie möglicherweise gar nicht das beabsichtigte Opfer war. Mehr nicht.«

Lenny reibt sich unsanft die Augen. »Hör jetzt auf damit, Cyrus. Du warst nie der Die-Erde-ist-eine-Scheibe- oder die Mondlandung-war-ein-Fake-Typ, aber jetzt verbreitest du Verschwörungstheorien über Pädophilenringe und gesichtslose Männer. Ich habe Evie Cormacs Akten gelesen. Sie ist eine zwanghafte Lügnerin, trotzdem glaubst du jedes Wort, das sie dir erzählt hat. Das muss aufhören, sonst ist deine Karriere als Berater der Notts Police beendet.«

Das sagt sie mit solcher Endgültigkeit, dass ich meinen Widerspruch herunterschlucke und versuche, mich zu entschuldigen, aber Lenny schiebt mich in den Flur.

Ihre Stimme wird weicher. »Geh nach Hause, Cyrus. Schlaf dich aus. Du siehst beschissen aus.«

Evie

Das Problem mit Nebenstraßen ist, dass ich mich zu leicht in dem Gewirr aus Straßen mit Häusern verirre, die alle gleich aussehen. Das ist schon das zweite Mal, dass ich an einer Frau in einem Khakihemd vorbeikomme, die auf einem Aufsitzrasenmäher über ein Bowlinggreen fährt, das glatter aussieht als ein Billardtisch. Mäht sie das Gras, oder bügelt sie es?

Ich rufe. Sie schaltet den Motor aus und nimmt ihre Ohrenschützer ab.

»Ich suche den Wollaton Park«, sage ich.

»Von hier aus?«

»Ja.«

Sie schiebt ein Kaugummi von einer Wange in die andere. »Das ist aber ein strammer Marsch.«

Sie erklärt mir den Weg, nennt Straßennamen, an die ich mich niemals erinnern werde, und malt einen Stadtplan in die Luft. Schließlich sagt sie: »Wenn du an einen großen Kreisverkehr mit einem Pub an einer Ecke kommst, bist du fast da.«

Eine Stunde und mehrere falsche Abzweige später stehe ich am Wollaton Vale gegenüber dem Miller & Carter Steakhouse. Cyrus wohnt zwei Straßen von hier entfernt, doch ich werde es nicht riskieren, mich dem Haus von der Straße aus zu nähern, falls es beobachtet wird. Stattdessen gehe ich in den Wollaton Park, mache einen Bogen um den See, überquere eine Wiese mit blauen Blumen und komme zu einer Gruppe riesiger Eichen. Zuletzt erreiche ich die hohe Mauer, die den Park begrenzt, folge ihr und mustere die Dächer der Häuser auf der anderen Seite, bis ich vertraute Konturen erkenne.

Ich klettere an einem Baum hoch und hocke mich auf einen Ast,

von dem ich in den Garten blicken kann. Wenn Cyrus nicht zu Hause ist, hat er Poppy bestimmt draußen gelassen. Ich habe sie schnell entdeckt, weil ich ihre Lieblingsstellen kenne. Sie sonnt sich, vor dem Hintergrund der Backsteinmauer beinahe unsichtbar, unter dem Küchenfenster.

Ich rufe leise ihren Namen. Sie hebt den Kopf und spitzt die Ohren, schnuppert. Ich rufe sie noch einmal, und sie rennt, die Schnauze am Boden, im Zickzack durch den Garten in meine Richtung. Als sie die verwitterte Steinmauer erreicht, hebt sie den Kopf und entdeckt mich auf den Ästen. Mit einem tiefen Bellen stellt sie sich auf die Hinterbeine, stützt sich mit den Vorderpfoten an die Mauer und wedelt mit dem Schwanz. Könnte sie sich noch auffälliger benehmen?

Ich sage ihr, dass sie still sein soll. Sie bellt erneut.

Ich hängele mich von dem Ast auf die Mauer, balanciere wie eine Balletttänzerin auf den moosbewachsenen Steinen, werfe meine Tasche in den Garten und lasse mich ab, bis meine Füße den Boden berühren. Poppy flippt schier aus und springt um mich herum. In der nächsten Viertelstunde vergesse ich alles. Wir rennen, jagen und balgen, bis wir beide erschöpft sind und ich mich auf den Rücken ins Gras fallen lasse. Poppy trinkt Wasser aus ihrem Napf und legt sich neben mich.

Ich sollte gehen, bevor Cyrus nach Hause kommt, aber noch nicht. Ich weiß, dass er einen Ersatzschlüssel in dem Stromkasten aufbewahrt. Ich könnte aufschließen und die Toilette benutzen, vielleicht etwas essen.

Poppy folgt mir, als ich den Schlüssel nehme, doch ich weise sie an, im Garten zu warten. Ich gehe durchs Haus und erinnere mich daran, wie ich es zum letzten Mal gesehen habe – voller Staub, Rauch und Feuer. Die Küche ist mittlerweile restauriert und renoviert, mit einem neuen Kühlschrank und einem neuen Herd. Eine Spülmaschine hat er sich auch endlich angeschafft. Wurde aber auch Zeit. Im Spülbecken stehen zwei Kaffeetassen und zwei Teller. Offenbar übernachtet Sacha Hopewell hier. Ich hasse das Gefühl, das das bei mir auslöst. Ich steige die Treppe hoch und finde ihre Kleidung in meinem alten Zimmer, einen Schlafanzug unter dem Kopfkissen. Dieses Bett hat Cyrus für mich gekauft. Ich habe diese

Wände gestrichen. Wütend überlege ich, auf ihre Zahnbürste zu pinkeln und mit ihrem Pyjama die Kloschüssel zu wischen, doch so sehr hasse ich sie auch wieder nicht. Eigentlich hasse ich sie gar nicht. Ich hasse meine Eifersucht.

Ich gehe weiter in Cyrus' Zimmer. Seine Laken sind zerwühlt, seine beiden Kopfkissen achtlos beiseitegeworfen. Ich räume ein bisschen auf, stelle seine Laufschuhe in den Schrank und schraube seine Zahnpasta zu.

Dann steige ich die schmale Treppe zum Speicher hoch, der voll mit Kartons, Kisten und alten Koffern ist, in denen Cyrus' Kindheit aufbewahrt wird. Einige der Kartons bin ich durchgegangen und habe mir die Fotoalben seiner Familie, seine Schuljahrbücher und die Programme für Schultheateraufführungen angesehen. Ich habe speziell nach Bildern von Cyrus gesucht, bevor seine Familie getötet worden war, um zu sehen, ob und wie die Tragödie ihn verändert hatte. Sah er trauriger aus? Wirkte er verloren? Konnten die Menschen diese Dinge auch in mir erkennen?

Ich schiebe die Kartons beiseite, setze mich auf den Boden, lehne mich an die Kommode und lausche den Geräuschen, die von draußen hereindringen – jemand plaudert mit dem Briefträger, eine Mutter ermahnt ihr kleines Kind, sich zu beeilen, eine Bohrmaschine, Musik aus einem Autoradio.

Ich rolle mich auf dem Boden zusammen, schließe für einen Moment die Augen, atme die Einsamkeit und den Geruch von Mottenkugeln und vergilbtem Papier ein und lausche dem Ächzen und Seufzen des Hauses, das mir seine Geheimnisse erzählt.

Terrys Leiche stank so übel, dass ich gar nicht mehr in den ersten Stock ging. Den schlimmsten Geruch versuchte ich mit Raumdeco zu überdecken, die Fliegen mit Insektenspray zu töten. Nach ein paar Wochen bemerkte ich einen Fleck an der Decke in dem Raum unter Terrys Schlafzimmer.

Immer wieder klingelte oder klopfte jemand an der Haustür, aber ich machte nicht auf. Hinterher sah ich die Briefe durch, die durch den Schlitz geschoben worden waren, hauptsächlich Zahlungserinnerungen und Drohungen, Strom und Gas abzustellen, Reklame für Rasenmäherdienste und Pamphlete, die mich fragten,

ob ich Gott in meinem Leben bräuchte.

Eines Tages fegte der Nachbar das Laub im Vorgarten zusammen und mähte den Rasen. Vorher hatte er an die Tür geklopft und durch den Briefschlitz gefragt, ob jemand zu Hause sei. Den Garten auf der Rückseite des Hauses betrat er nicht, wahrscheinlich aus Angst vor Sid und Nancy.

Tief im Herzen wusste ich, dass das Leben nicht so bleiben konnte. Entweder würden die Männer zurückkehren, oder der Besitzer des Hauses würde es wiederhaben wollen. Ich hatte keine Ahnung, was ich sonst machen sollte. Terry hatte mir gesagt, dass ich keinem vertrauen sollte. Die Polizei würde mich an Onkel zurückgeben, hatte er gesagt, weil sie auf seiner Seite stand. Ich wusste nicht, dass es Seiten gab, aber Terry war ganz klar auf meiner.

Eines Morgens hörte ich Sid und Nancy bellen und Männer im Vorgarten diskutieren. Es klingelte. Jemand klopfte und rief. Gesichter spähten durch die Fenster. Ich rannte nach oben, kroch in meine geheime Kammer und schob die Platte wieder an ihren Platz.

Die Haustür wurde geöffnet, und ich hörte, wie sich ein Mann über die herausgerissenen Teppiche und beschädigten Wände beklagte. Schwere Schritte trampelten die Treppe hoch. Jemand fluchte und schrie. Andere kamen hinzu, würgten wegen des Gestanks, brüllten Anweisungen in Telefone.

Weitere Leute trafen ein. Ich wusste, dass es die Polizei war, weil ich ihre Funkgeräte und Gespräche hörte. Sie diskutierten, wie sie Terrys Leiche die Treppe hinuntertransportieren sollten. Sie kannten seinen Namen nicht und wussten nicht, wie lange er schon tot war, doch sie durchsuchten seine Sachen, schoben seine Kleider auf der Stange hin und her und öffneten Schubladen.

Nach langer Zeit wurde es wieder still im Haus. Terry war weg, genau wie Sid und Nancy. Gelbes Klebeband klebte vor den Türen, und jede glatte Oberfläche schien mit einem feinen schwarzen Puder bedeckt zu sein. Teppiche und Bettzeug waren weggebracht worden. Ich ging zum Küchenfenster und blickte auf den leeren Zwinger.

Ich hatte keine Hunde mehr zu füttern. Keinen Sinn mehr. Keinen Grund.

Ich wache auf, als ein Schlüssel ins Schloss geschoben und die Haustür geöffnet wird. Sacha redet in der Küche mit Poppy. Sie öffnet Schränke, verstaut Einkäufe, füllt den Kühlschrank. Ich sitze in der Falle. Vielleicht kann ich mich an ihr vorbeischleichen, wenn sie nach oben oder in den Garten geht. Bis dahin muss ich hierbleiben.

Ich bin es gewohnt zu warten. Ich bin es gewohnt, mich zu verstecken, mich unsichtbar zu machen. Was machen da noch ein paar Stunden mehr?

Cyrus

Jimmy Verbic geht nicht ans Telefon. Ich habe Nachrichten auf seiner Mailbox und seinem privaten Anrufbeantworter hinterlassen und ihn mindestens zehnmal im Büro angerufen, doch er hat nicht reagiert. Jimmy behandelt sein Telefon wie ein zusätzliches Körperteil, was bedeutet, dass er mich absichtlich meidet oder irgendetwas passiert ist.

Ich bin schon fast in seinem Büro, als mein Pager piept, eine Nachricht vom Rampton Hospital, das um unverzüglichen Rückruf in der Klinik bittet. Ich parke in der Nähe einer Telefonzelle und wähle die auf dem Display des Pagers angegebene Nummer. Der Anruf wird automatisch weitergeleitet, schließlich nimmt irgendjemand gereizt ab, ein beschäftigter Mann, der gestört worden ist.

Ich erkläre, wer ich bin, und sein Tonfall wird milder.

»Ich bin Dr. Jonathan Baillie, der für Ihren Bruder zuständige Therapeut. Elias wurde gestern Abend mit Verdacht auf eine Infektion in die medizinische Krankenstation verlegt. Man hat ihm ein Breitbandantibiotikum verabreicht, auf das er jedoch nicht wie erwartet reagiert hat. Sein Zustand hat sich verschlechtert.«

»Wenn Sie sagen, er hat sich verschlechtert...?«

»Ein Abfall der Nierenfunktion.«

Ich höre mich Fragen stottern: »Wie? Warum?«

»Wir gehen inzwischen davon aus, dass er etwas zu sich genommen hat, das seinem System geschadet hat.«

»Ist sonst noch jemand erkrankt?«

»Nein.«

»Was könnte er zu sich genommen haben?«

»Wir versuchen noch, das im Einzelnen zu ermitteln.«

»Sie müssen doch wissen, was er gegessen hat.«

»Wir haben die Möglichkeit einer Selbstverletzung noch nicht

ausgeschlossen. Es könnte ein Selbstmordversuch gewesen sein.«

»Das ist lächerlich. Ich habe Elias vor einer Woche gesehen. Er war optimistischer, als ich ihn seit Urzeiten erlebt habe.«

»So etwas kann sich sehr schnell ändern«, sagt Dr. Baillie, der abgelenkt klingt. Er spricht mit jemandem. Ich höre das Wort »Dialyse« und habe plötzlich ein leeres Gefühl im Magen.

»Ich bin auf dem Weg.«

Der Krankenhausflügel von Rampton befindet sich in einem separaten Anbau, nur einen kurzen Weg vom Haupteingang entfernt. Dr. Baillie trifft mich in dem Wartezimmer für Besucher. Er ist Psychiater, kein Arzt, mit einem sauber gestutzten Bart und oberhalb der Ohren kurz rasiertem Haar.

»Wie geht es ihm?«, frage ich.

»Ein wenig besser. Er ist bei Bewusstsein«, sagt Dr. Baillie und macht mir ein Zeichen, ihm zu folgen. »Man versucht, den Abbau eines möglichen Gifts mit Aktivkohle zu beschleunigen, aber es ist schwierig, Ihren Bruder effektiv zu behandeln, solange wir nicht wissen, welches Toxin er zu sich genommen hat.«

»Und langfristig?«

»Seine Nierenfunktion ist auf zwanzig Prozent reduziert, aber die Nieren können sich wieder erholen, wenn der Schaden nicht schlimmer wird.«

Wir stoßen Türen auf und steigen eine Treppe hinauf.

»Könnte es ein Versehen gewesen sein?«

»Das kommt auf das Toxin an. Niemand sonst in der Klinik hat irgendwelche Symptome gezeigt, und Elias hatte bis auf Sie und Mr Sakr keine Kontakte zur Außenwelt.«

»Wer?«

»Sein alter Schulfreund. Er hat ihn gestern besucht.«

Elias hat keine alten Schulfreunde.

»War dieser Person schon einmal hier?«, frage ich.

»Nicht, dass ich wüsste. Es war eine telefonische Buchung. Er hat die nötigen Dokumente bei seiner Ankunft vorgelegt.«

»Und er hat seine Identität nachgewiesen.«

»Selbstverständlich.«

»Kann ich die Anmeldung sehen?«

Dr. Baillie borgt sich ein Computer-Terminal in der Nähe aus und loggt sich ins System ein. Der Bildschirm wird neu aufgebaut, und Dr. Baillie tritt einen Schritt zurück, damit ich die Seite sehen kann. Der Besucher, Thomas Sakr, hat als Identitätsnachweis einen Führerschein vorgelegt, der als Geburtsdatum den 4. Oktober 1983 angibt, dazu eine Adresse in Chiswick im Westen Londons. Das Foto zeigt einen Mann mit kurzem Haar und einem V-förmigen Gesicht. Seine Lippen sind fast unsichtbar, die Mundwinkel nach unten gezogen. Ich denke an die Aufnahmen der Überwachungskameras in Langford Hall. Ist das derselbe Mann? Ich bin mir nicht sicher.

In dem Kästchen für den »Zweck des Besuches« hat er »alte Freunde« eingetragen.

»Finden Sie es nicht merkwürdig, dass Thomas Sakr Elias nie zuvor besucht hat?«, frage ich.

Die Frage klingt vorwurfsvoll, und Dr. Baillie wird defensiv. »Sie schienen sich zu kennen.«

»Sie haben sie zusammen gesehen?«

Er nickt. »Deshalb weiß ich, dass zwischen ihnen nichts vorgefallen ist. Sie haben sich die Hand geschüttelt, mehr nicht.«

»Haben sie Tee getrunken?«

»Ja, aber der kam vom Servierwagen.«

»Haben Sie die Tassen testen lassen?«

Allmählich machen ihn meine Fragen ärgerlich. »Wieso sollte diese Person Elias vergiften wollen?«

»Worüber haben sie gesprochen?«, bohre ich weiter, ohne seinen Einwand zu beachten.

»Über ihre Schulzeit, sie haben einige der alten Lehrer erwähnt. Elias hat erzählt, dass er studiert, um Anwalt zu werden. Ihr Name ist gefallen.«

»In welchem Zusammenhang?«

»Mr Sakr erinnerte sich, dass Elias einen jüngeren Bruder hat. Elias hat ihm erzählt, dass Sie Psychologe geworden sind und im Haus Ihrer Großeltern in Nottingham wohnen.«

»Ist das alles?«

»Ich glaube schon. Wieso?«

»Ich muss mit meinem Bruder sprechen.«

Dr. Baillie erlaubt es widerwillig. Wir verlassen die Schwesternstation und betreten einen Flügel mit Privatzimmern zu beiden Seiten des Flures. Vor einem sitzt ein Wärter zurücklehnt auf einem Stuhl. An seinem Gürtel hängt ein ausziehbarer Schlagstock, neben sich hat er einen Stapel Autozeitschriften.

Das Zimmer selbst ist nur schwach beleuchtet. Elias liegt auf einem schmalen Bett mit Metallrahmen, Schläuche führen in seine Arme und in seinen Unterleib. Ich bemerke den Gurt über seiner Brust.

»Ist das wirklich notwendig?«

Dr. Baillie zögert keine Sekunde. »Die Medikamente, die Ihr Bruder normalerweise nimmt, können zurzeit nicht wirken, weil sein System durchgespült wird.«

Mit anderen Worten, man fürchtet, er könnte eine psychotische Episode erleiden und gewalttätig werden.

Elias öffnet die Augen und lächelt.

»Zweimal in einer Woche. Hab ich ein Glück«, lallt er schlaftrunken und stark sediert.

»Weißt du, wovon du krank geworden bist?«

Er schüttelt den Kopf.

»Hast du irgendwas geschluckt? Tabletten?«

»Ich schlucke ständig Tabletten«, lallt er. »Weiße. Blaue. Gelbe.«

»Irgendwas, was du normalerweise nicht nimmst?«

»Nein.«

»Dr. Baillie hat mir erzählt, dass du Besuch hattest – von einem alten Schulfreund.«

»Tom. Wir waren im selben Mathekurs. Er konnte sich noch an Mr Gormley, Miss Powell und Mr Longstaff erinnern.«

»Hast du ihre Namen erwähnt oder er?«

»Wie meinst du das?«

»Die Lehrer – wer hat ihre Namen aufgebracht?«

»Wieso ist das wichtig?«

»Ich kann mich an keinen Tom Sakr an unserer Schule erinnern.«

»Du warst noch zu jung«, sagt er misstrauisch. »Ich kann auch Freunde haben, weißt du. Tom hat gesagt, er würde wiederkommen. Nächstes Mal wollen wir Schach spielen.«

»Du hast recht«, sage ich. »Ich freue mich, dass du einen Freund

gefunden hast.«

Ich lasse Elias ein wenig Zeit, sich zu entspannen, bevor ich ihn frage, ob Tom Sakr wusste, warum Elias in Rampton ist.

»Das war ihm egal.«

»Hat er nach mir gefragt?«

»Nein, eigentlich nicht. Er wusste schon Bescheid.«

»Wirklich? Inwiefern?«

»Er hat gesagt, er sei an deinem Haus vorbeigefahren. Er hat erzählt, dass du den Garten machen lässt.«

Eine Luftblase bleibt in meiner Kehle stecken. Als ich schlucke, tut es weh. »Das hat er dir erzählt?«

»Ja.«

Ich sehe Sacha vor mir, wie sie im Garten arbeitet. Er war dort und hat sie beobachtet. Hastig wende ich mich zu Dr. Baillie und frage ihn, was für einen Wagen Thomas Sakr gefahren hat, obwohl ich die Antwort schon weiß. Es wird ein dunkler Range Rover gewesen sein.

Elias hat Mühe, die Augen offen zu halten, und hört nicht mehr, wie ich mich von ihm verabschiede. Im Flur erkläre ich Dr. Baillie, dass er Thomas Sakr von Elias fernhalten soll.

»Wer ist er? Sollte ich die Polizei anrufen?«

»Das übernehme ich selbst.«

Lenny geht beim zweiten Klingeln an ihr Handy. Sie sitzt im Auto und hat auf Freisprechen geschaltet.

»Kannst du reden?«

»Ja.«

»Der Range Rover, der vor meinem Haus stand, ist wieder aufgetaucht.«

»Wo?«

»Im Rampton Hospital. Irgendjemand hat gestern Nachmittag Elias besucht und sich als alten Schulfreund ausgegeben. Als Ausweis hat er einen Führerschein auf den Namen Thomas Sakr vorgelegt.« Ich rattere die Adresse in Chiswick und sein Geburtsdatum herunter, obwohl ich schon ahne, dass sie falsch sind. »Ein paar Stunden später ist Elias zusammengebrochen. Er bekommt jetzt eine Dialyse im Krankenhaus. Die Ärzte vermuten, dass er irgendein Gift zu sich genommen hat.«

Lenny bombardiert mich mit weiteren Fragen über den Wagen und den Fahrer.

»Ich schicke dir das Anmeldeformular und die Kopie des Führerscheins«, sage ich. »Ich glaube, es war derselbe Mann, der Eileen Whitmore besucht hat und der auf der Suche nach Evie in Langford Hall war.«

Lenny flucht leise. »Wieso sollte er Elias vergiften?«

»Er sendet mir eine Botschaft. Er sagt mir, dass er mich und auch jeden anderen erreichen kann, der mir nahe ist.«

»Warum?«

»Er will Evie Cormac, und er glaubt, ich weiß, wo sie ist.«

Cyrus

Die größte Fähigkeit unseres Verstandes ist seine Gabe, sich in verschiedene, voneinander getrennte Bereiche zu unterteilen. So jonglieren wir mit den Mehrfachanforderungen, die an uns gestellt werden, und so können wir Schmerz und traumatische Erfahrungen bewältigen. Nach der Ermordung meiner Eltern und meiner Schwestern wurde ich zu einer ganzen Reihe von Therapeuten, Trauerberatern und Psychologen geschickt. Einer von ihnen erklärte mir, dass ich meine Erinnerungen nehmen, sie mit schweren Ketten und Schlössern in einer Truhe verschließen und unter Millionen Tonnen von Wasser an der tiefsten Stelle des Ozeans begraben sollte.

Das habe ich eine Weile versucht, doch es hat nicht funktioniert. Ich trage die Erinnerungen immer noch bei mir. Sie sind wie Wölfe, die mich durch den Wald jagen. Ich habe eine Lichtung ins Unterholz geschlagen und ein Feuer entzündet, um sie in Schach zu halten, aber ich muss immer neues Holz sammeln, sonst brennt das Feuer herunter, und die Wölfe kommen näher.

Jimmy Verbic ist keiner von den Wölfen. Als meine Eltern und meine Schwestern gestorben sind, hat Jimmy ihre Beerdigung organisiert, die Kathedrale, die Fahrzeuge, die Grabgrundstücke und den anschließenden Empfang. Als die Särge aus der Kirche gerollt wurden, legte er eine Hand auf meine Schulter und sagte: »Wenn du je irgendwas brauchst, Cyrus, dann kommst du zu mir.«

Jetzt brauche ich etwas von ihm: Antworten. Warum parkte sein Silver Shadow vor einem Landhaus, in dem Eugene Green und Terry Boland zusammen fotografiert wurden? Woher wusste er, dass Angel Face in einem Kinderheim in Nottingham ist? Und wem hat er es, wenn überhaupt, erzählt?

Jimmy hat ein Büro in einem der modernsten Gebäude in

Nottingham – einem glänzenden Turm mit verspiegelten Kanten und Blick über den River Trent. Ein zweiter entsprechender Turm gleich daneben ist noch in Bau. Das Beton- und Metallskelett ist bereits errichtet und erhebt sich über einer schlammigen Baustelle wie ein gigantischer Bausatz, der auf die Montage der Außenwände wartet.

Jimmy hat eine persönliche Assistentin, die aussieht, als wäre sie gerade von einem Laufsteg gestiegen. Perfekte Haut, perfektes Make-up, perfekte Figur. Sie heißt Naomi und beharrt darauf, dass Jimmy den ganzen Tag in Meetings ist und mich nicht empfangen kann. Ohne ihre Proteste zu beachten, dränge ich an ihr vorbei in Jimmys Büro. Es ist leer.

»Ich warte«, sage ich und setze mich auf Jimmys Stuhl. »Rufen Sie ihn an. Sagen Sie ihm, dass ich hier bin.«

»Ich werde den Sicherheitsdienst rufen.«

»Sagen Sie ihm das. Sagen Sie ihm, ich werde verhaftet.«

Sie verzieht wütend das Gesicht, was ihre vollkommenen Züge stark verändert. Die Hände in die Hüften gestemmt, dreht sie sich brüsk um, marschiert zu ihrem Schreibtisch und nimmt den Telefonhörer ab. Ich lege die Füße auf Jimmys Schreibtisch und genieße die Aussicht.

Naomi kommt zurück. »Mr Verbic hat eingewilligt, Sie zu treffen. Er ist auf der Baustelle.« Sie weist aus dem Fenster auf das angrenzende Gebäude, wo sich Männer mit Leuchtweste und Helm auf Plattformen und Gerüstplanken hundert Meter über der Erde bewegen.

Die Baustelle ist mit Sicherheitszäunen abgesperrt, an denen Plakate hängen, die Hochglanzmodelle zeigen, wie das Gebäude nach seiner Fertigstellung aussehen soll. Ich trage mich im Büro der Bauleitung ein und werde angewiesen, einen gelben Helm und eine rote Leuchtweste zu tragen, was mich als Besucher kenntlich macht. Ein Vorarbeiter bringt mich zu einem Aufzug, vorbei an Männern, die Beton über ein Metallgitter gießen. Sie schrumpfen rasch, als wir an der Seite des Gebäudes nach oben gleiten. Die Tür der Kabine wird geöffnet.

»Er ist da drüben«, sagt der Vorarbeiter, steigt wieder in den Aufzug und verschwindet.

Vor mir erstreckt sich ein symmetrischer Wald aus Metallpfeilern

mit darauf vernieteten Balken, die das Betondach tragen. Die Außenwände sind noch ungeschützt vor den Naturgewalten und warten auf die einzusetzenden Scheiben.

»Hier drüben, Cyrus«, sagt Jimmy.

Ich folge seiner Stimme und finde ihn am Rand des Gebäudes. Er hat einen Fuß auf eine Palette Kupferrohre gestellt. Als ich nach unten blicke, rutscht mir das Herz in die Hose.

»Was machst du hier?«, frage ich.

»Ich bewundere die Aussicht«, antwortet er.

»Beeindruckend.«

»Ich kann dir helfen, eine der Wohnungen zu bekommen. Sie sind noch nicht alle verkauft.«

»Zu teuer für mich.«

»Nicht, wenn du dein Haus verkaufst.« Er zeigt mir lachend seine gebleichten Zähne. Es ist ein elektrisches Lächeln, zu perfekt, um echt zu sein. »Was ist so dringend, dass du in mein Büro stürmen und die arme Naomi erschrecken musstest?«

»Du hast auf keinen meiner Anrufe reagiert.«

»Ich bin ein viel beschäftigter Mann.«

»Woher wusstest du von Angel Face?«

»Das hast mich schon mal gefragt.«

»Dann erzähl es mir noch einmal.«

Er seufzt leise und setzt sich auf einen Stapel Gipsplatten. »Ich bin seit zwölf Jahren Ratsherr in dieser Stadt. Kinder- und Jugendheime sind in kommunaler Verantwortung. Ich habe flüstern hören, dass Angel Face nach Nottinghamshire verlegt worden war, doch ich wusste nicht, unter welchem Namen.«

»Du hast geraten?«

»Ich habe eins und eins zusammengezählt. Ich dachte, bei deinem Hintergrund ist es möglich, dass ihr euch begegnet.«

»Was meinst du mit ›meinem Hintergrund‹?«

»Ihr habt manches gemeinsam.«

»Ich wurde nie sexuell missbraucht oder eingesperrt.«

»Du hast deine Familie verloren. Ihre wurde nie gefunden.«

Jimmy versucht die Stirn zu runzeln, doch seine Haut bleibt glatt und regungslos. Sicher eine Folge der Spritzen. Von Botox.

»Warum bist du hier, Cyrus?«, fragt er.

»Evie Cormac ist verschwunden.«

»Wer?«

»Angel Face.«

Er zögert, unsicher, wie er reagieren soll.

»Ein anderes Mädchen aus demselben Kinder- und Jugendheim wurde ermordet. Ruby Doyle.«

»Ich habe es im Radio gehört«, sagt Jimmy sichtlich erschüttert. »Ich habe vom Rat eine umfassende Prüfung sämtlicher Sicherheitsmaßnahmen in Langford Hall gefordert.«

Ich schiebe meine Hand in die Jackentasche und berühre die beiden Fotos von Eugene Greens Handy. Ich habe sie ausdrucken und vergrößern lassen, damit die Gesichter und Fahrzeuge besser zu erkennen sind. Bob Menken hat Hamish Whitmore vorgeworfen, Kaninchen in ihre Löcher zu jagen. Tue ich das Gleiche? Meine Freundschaft mit Lenny habe ich bereits in Gefahr gebracht, nun stehe ich im Begriff, jemanden, der mir ähnlich nahesteht, zu beschuldigen, in diese Sache verwickelt zu sein.

Ich ziehe das erste Foto aus der Tasche und zeige es ihm. Jimmy schaut kurz darauf. Selbstsicher. Er will den Blick wieder abwenden, doch seine Augen bleiben an der Gruppe der Treiber hängen, die sich in der Grünanlage vor einem Landhaus versammelt haben und darauf warten, dass die Jagd beginnt. Er erkennt das Haus, das sehe ich an seinen Augen.

»Was genau betrachte ich hier?«, fragt er, aber irgendetwas an seinem Tonfall hat sich verändert.

»Dieser Mann ist Eugene Green«, sage ich. »Er wurde wegen Entführung und Ermordung von mindestens drei Kindern verurteilt.« Ich zeige auf eine andere Gestalt. »Und das ist Terry Boland, der in dem Haus, in dem man Angel Face in einer geheimen Kammer gefunden hat, zu Tode gefoltert wurde.«

»Warum zeigst du mir das?«

Ich präsentiere ihm das zweite Bild. Dieselben Männer, eine andere Perspektive. Fahrzeuge im Hintergrund.

Jimmys Blick schweift über das Panorama auf der Suche nach einem Detail, das etwas ändert. Er findet es. Den Silver Shadow.

»Wo wurde das aufgenommen?«, frage ich.

»Du musst mir glauben, Cyrus. Ich war nur zu Gast. Ich war für ein

Wochenende eingeladen.«

»Wo?«

»Ich hatte nichts mit diesen Männern zu tun«, flüstert er wie mit ausgetrockneter Kehle. Seine Stimme bricht. »Ich hatte keine Ahnung ... «

»Wo?«

»Es spielt keine Rolle.«

»Tut es doch.«

Er läuft auf und ab, bevor er dicht vor der Gebäudekante stehen bleibt und über den Rand auf die Arbeiter und Baumaschinen sieben Stockwerke unter uns blickt.

»Frag mich nicht. Cyrus. Verbrenn die Fotos. Vergiss es.«

»Das kann ich nicht.«

»Diese Leute ... werden dich zermalmen.«

»Wer sind sie?«

Der Wind ist böig aufgefrischt. Jimmy scheint sich dagegen zu stemmen.

»Die werden mich ruinieren«, flüstert er.

»Hast du etwas Verkehrtes getan?«

»Nicht, was du denkst.«

»Dann hast du nichts zu befürchten.«

Er lacht bitter und will ausspucken, kriegt jedoch nicht genug Speichel zusammen.

»Sind sie Freunde von dir?«, frage ich.

»Nein.«

»Geschäftliche Bekannte.«

»Nicht direkt.«

Jimmys Schuhe sind nur noch Zentimeter vom Abgrund entfernt.

»Komm da weg«, sage ich. »Setz dich. Rede mit mir.«

Er rührt sich nicht von der Stelle.

»Wo ist das Haus?«

»In Schottland.«

»Was war das für ein Wochenende?«

»Eine Versammlung. Eine Einführung. Eine Initiation.«

»Was soll das heißen?«

»Einige von uns wurden geprüft.«

Ich warte, dass er das erklärt, doch er starrt in die Tiefe. »Weißt

du, wie viele Menschen dieses Land führen, Cyrus?«

»Politiker, meinst du?«

»Gott, nein!« Er lacht trocken. »Unsere gewählten Vertreter haben keine Macht. Sie sind Gefangene des Wahlzyklus, Opportunisten, Egomane, die eigenhändig nicht mal ihren Arsch finden würden. Manchmal treffen sie Entscheidungen von einer gewissen Tragweite, doch meistens verbocken sie es. Guck dir das Brexit-Debakel an. Wir werden von Schwachköpfen regiert, Cyrus, aber wir kommen trotzdem durch, und einige von uns werden reicher.

Es ist überall das Gleiche. Schau nach Amerika. Im Krieg mit sich selbst. Eine geteilte Nation. Politiker kommen und gehen, aber die Bürokratie bleibt ewig – die Beamten, Mandarine und dauerhaft amtierenden Sekretäre sind die eigentlichen Strippenzieher und Königsmacher. Verschwörungstheoretiker glauben, dass Staatsdiener ihre eigene bössartige Agenda verfolgen, dass sie Teil des sogenannten Deep State sind, der die Bedürfnisse der guten, anständigen, gottesfürchtigen Christen sabotiert. Oder sie sind überzeugt, dass die Gesellschaft von einem geheimen Bund von Superreichen kontrolliert wird, der in Davos oder Bohemian Grove mit Arglist plant, wie sie sich bereichern können, indem sie den Planeten verschmutzen, unsere Ersparnisse stehlen, unsere Jobs ins Ausland verlagern oder den Klimanotstand erfinden. Das ist Stoff für Marvel-Comics. James-Bond-Geschichten.«

Jimmy wird von einer weiteren Böe erfasst, die ihn beinahe aus dem Gleichgewicht bringt. Die Spitzen seiner schwarzen Budapester ragen über den Rand des Gebäudes. Ich möchte den Arm ausstrecken und Jimmy zurückreißen, doch ich habe Angst, dadurch seinen Sturz zu provozieren.

»Die wahre Macht liegt bei den Leuten, die die Informationen kontrollieren«, sagt er und starrt in die Tiefe. »Menschen, die in der Lage sind, Storys zu unterdrücken, Probleme zu regeln, Nachrichten einen bestimmten Dreh zu geben und Falschinformationen zu streuen. Sie sind die Mistkäfer unserer Gesellschaft, die Fäkalien in Dünger verwandeln, indem sie ihre Eier in unsere Scheiße legen. Die Problemlöser, Ausputzer, Spindoktoren. Männer, die Reputationen aufbauen oder zerstören können, je nachdem, wer die Schecks ausstellt. Ihre Macht ist Wissen. Sie verfolgen die Details

auf der Suche nach einem Hebel. Wenn du eine Schwäche, eine Vorliebe, ein verborgenes Laster hast, werden sie es finden. Egal, ob du heimlich schwul bist, auf kleine Jungen oder auf Bondage, Vergewaltigungsfantasien oder Erniedrigung stehst. Vielleicht bist du ein

Voyeur oder Cross-Dresser, magst Rollenspiele oder Cuckolding. Vielleicht willst du einem Berggorilla oder einem Spitzmaulnashorn eine Kugel in den Kopf jagen. Was immer dein Fetisch oder deine geheime Fantasie ist, es gibt Männer, die es arrangieren und dich in Versuchung führen können. Sie ... »

Er beendet den Satz nicht.

»Erzähl mir von dem Foto, Jimmy.«

Er wischt sich den Staub aus den Augen. »Du kannst diese Leute nicht schlagen, Cyrus. Du kannst nicht gegen sie kämpfen. Du kannst nicht gewinnen.«

»Erzähl mir von dem Haus.«

»Wenn ich es dir erzähle ... wenn du danach suchst, werden sie dich zerstören. Sie werden alles zerstören, was du liebst.«

»Niemand steht über dem Gesetz.«

Jimmy lächelt. »Da irrst du dich. Diese Leute sind das Gesetz. Niemand ist unerreichbar für sie – Polizisten, Staatsanwälte, Richter, Geschworene ... Du glaubst, wir leben in einer zivilisierten Welt, in der es Regeln gibt, aber das ist die *reale* Welt, in der *sie* die Regeln machen.«

»Was hast du in dem Haus gemacht?«

»Ich war eingeladen. Ich hab nichts Unrechtes getan. Das verspreche ich dir.«

»Wer hat dich eingeladen?«

»Frag mich nicht.«

»Ich muss.«

»Ich musste schwören, es niemandem zu erzählen. Das war die Abmachung. Es hätte dort keine Kameras geben dürfen. Unsere Handys, Computer und iPads wurden eingesammelt.«

»Wer hat das Wochenende organisiert?«

»Das kann ich dir nicht sagen.«

»Gut. Dann gehe ich mit dem Foto zu Lenny Parvel. Oder noch besser zu den Medien, mal sehen, was die sagen. Dann kannst du

denen erklären, wie du in einem schottischen Landhaus ein Wochenende mit Eugene Green und Terry Boland verbracht hast.«

Seine Stimme bricht. »Ich habe sie nicht gesehen.«

»Wirst du erpresst?«

»So läuft das nicht.«

»Dann erkläre es mir.«

»Bitte, Cyrus, nach allem, was ich getan habe ... «

»Wo wurden die Fotos gemacht?«

Die Worte bleiben ihm im Hals stecken. Er setzt neu an. »Dalgety Lodge in der Nähe von Glencoe. Es ist ein Privathotel. Man bucht es wochenweise.«

»Wer hat es in dieser Woche gebucht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wer hat dich eingeladen?«

»Fraser Manning.«

Ich brauche einen Moment, um die Verbindung herzustellen. Ich habe ihn in seinem Büro in Manchester getroffen, wo er die Wohlfahrtsorganisation für Sträflinge verteidigt hat. Er sitzt im Vorstand der Everett Foundation.

»War Lord Everett mit dir in Schottland?«, frage ich.

»Nein.«

»Heißt das, Fraser Manning hat das Wochenende arrangiert?«

»Ja.«

»Wer war noch da?«

Jimmy schüttelt den Kopf. »Ich habe dir einen Namen und den Ort gegeben. Verlange nicht noch mehr.«

»Waren Kinder in Dalgety Lodge?«

Jimmy wendet den Kopf, in seinen Augen stehen Tränen. »Ich würde niemals ein Kind anrühren. Ich würde nie jemandem wehtun.«

»Hast du etwas gesehen?«

Er versucht zu sprechen, doch die Worte bleiben ihm im Hals stecken und kommen als ein langes Stöhnen heraus.

»Bitte komm weg von dem Rand«, sage ich.

Sein Kiefer malmt, Knochen unter Haut. Er hat die Arme ausgebreitet, als würde er auf einem Seil balancieren.

»Gib mir deine Hand«, sage ich und strecke den Arm aus.

»Du verstehst nicht, wie es ist ... wenn einen jemand *besitzt* ,

wenn man ihm ausgeliefert ist.«

»Erkläre es mir ... «

»Das ist schlimmer als ein Verbrechen. Meine eigene Familie würde mich verstoßen.«

»Gib mir deine Hand. Mach einen Schritt zurück.«

»Niemand würde mir verzeihen.«

»Du kannst es wiedergutmachen. Du kannst jetzt damit anfangen.«

»Jetzt damit anfangen«, flüstert er und lässt den Kopf hängen.

Die Luft wird dunkler. Jimmy verlagert erneut das Gewicht. Die Erkenntnis trifft mich, als seine Fersen von dem Beton abheben. Ich versuche ihn zu packen. Meine Finger streifen sein Hemd, greifen nach seinem Gürtel, doch ich komme den Bruchteil einer Sekunde zu spät.

Er fällt lautlos, während die Welt um mich herum scheinbar stehen bleibt, als hätte jemand die Pause-Taste gedrückt und den Augenblick eingefroren, bis auf ein kleines Detail – eine einsame Gestalt, die weiter durch die Luft trudelt und mit einem widerlichen Geräusch in dem roten Matsch sieben Stockwerke tiefer aufschlägt.

Das Geräusch verhallt, und die Welt dreht sich weiter. Beschleunigt. Männer rennen und schreien, rufen nach Krankenwagen. Ich drehe mich um, gehe zu dem vergitterten Aufzug und drücke auf den Knopf. Öffne die Tür, betrete die Kabine. Fahre abwärts.

Unten werde ich von dem Vorarbeiter empfangen. Er packt mit der rechten Hand mein Hemd und drückt mich an die Wand.

»Was ist passiert?«

»Er ... er ... ist gestürzt.«

»Wie?«

»Ich weiß es nicht.«

In der Ferne höre ich Sirenen, die näher kommen. Polizei. Notärzte. Feuerwehr. Jimmy liegt im Schlamm, das Gesicht nach unten, ein Bein unnatürlich abgewinkelt, unter seinem Kopf eine Blutlache.

Ich muss seine Leiche nicht sehen. Aber ich muss verstehen, warum. Ich will ihn aufheben und schütteln. Ich will ihn in meinen Armen wiegen.

Die Arbeiter starren mich an und stellen mir stumm alle die gleiche Frage. Ich kann sie nicht ansehen, weil ihre Blicke mich klein machen.

In den nächsten sieben Stunden werde ich von Detectives vernommen – man zweifelt, glaubt mir nicht, beschuldigt und entlastet mich. Ich muss die Geschichte ein ums andere Mal wiederholen, auf jedes neue Was, Wo, Wann, Wie und Warum antworten. Aber sie verändert sich nicht. Jimmy hat mir die Aussicht gezeigt. Er ist zu nahe an den Rand getreten und ausgerutscht. Es war ein Unfall.

Ich erwähne weder die Fotos noch, worüber wir gesprochen haben. So viel bin ich Jimmy schuldig. Ich glaube nicht, dass er sich wissentlich in die Entführung und den Missbrauch von Kindern hätte verwickeln lassen, doch er war ein Mann mit einem fragilen Ego, empfänglich für Schmeicheleien und mit einem Selbstbewusstsein, das an Arroganz grenzte. Er war siebzehn Jahre lang mein Freund, Unterstützer und Mentor. Er hat die Scherben zusammengesammelt. Allein deswegen werde ich seinen Ruf wahren. Ich werde so lange Fragen stellen und nach Antworten suchen, bis ich entdecken sollte, dass Jimmys Name es nicht wert ist, geschützt zu werden.

All das geht mir durch den Kopf, während ich von der Polizei nach Hause fahre. Es ist fast Mitternacht, als ich meine Schlüssel suche. Die Tür wird geöffnet. Sacha wirkt eher erleichtert als wütend.

»Ich hasse es, dass du kein Telefon hast«, sagt sie. »Ich werde dir eins kaufen.«

Sie macht einen Schritt zurück, und ich stolpere, als ich an ihr vorbeigehe. Sie fängt mich auf und fasst meinen Arm.

»Was ist los? Was ist passiert?«

Der Damm bricht. Ich versuche, ein Wort rauszubringen.

»Er ist tot.«

»Wer?«

»Mein Freund.«

»Badger?«

»Jimmy.«

Sie führt mich in die Küche und gießt mir einen großen Scotch ein. Das Glas mit beiden Händen haltend, erzähle ich Teile einer

Geschichte, die sich auch für mich selbst plötzlich fragmentiert anfühlt, wie die Scherben antiker Tongefäße, die ein Archäologe zusammensetzen muss.

»Du redest ziemlich wirr«, sagt sie, führt mich nach oben und dreht die Dusche auf. »Schaffst du das?«

Ich nicke. Sie geht.

Ich krieche unter den Strahl, hocke mich in die Ecke, umklammere meine Knie, lasse das Wasser über mich strömen und wünsche mir, wieder sauber zu werden.

Evie

Ich wache auf, als Cyrus nach Hause kommt. Er und Sacha reden, aber ich kann nicht verstehen, worüber. Ich frage mich, ob es um mich geht. Ich sollte keine Genugtuung empfinden, aber das tue ich. Ich will, dass Cyrus mich vermisst. Ich will, dass er mich sucht. Ich will, dass er sich sorgt.

Jetzt ist er in der Dusche. Ich werde warten, bis beide schlafen, ehe ich nach unten gehe. Die Haustür kann ich nicht nehmen, falls die Männer das Haus beobachten; und die Tore des Wollaton Parks sind um diese Zeit bestimmt geschlossen. Ich könnte mich im Park verstecken oder über das Tor klettern.

Die Rohre haben aufgehört zu klappern. Cyrus ist nicht mehr unter der Dusche. Ich warte, dass das Licht in seinem Zimmer ausgeht, und gebe ihm zwanzig Minuten, um einzuschlafen, bevor ich die Kartons beiseiteschiebe und aus meinem Versteck krieche. Ich gehe langsam die Treppe hinunter und meide die dritte Stufe von unten, weil ich weiß, dass sie knarrt.

Cyrus' Schlafzimmertür ist geschlossen. Ich stelle mir vor, wie er zwischen zerwühlten Laken liegt, ohne Hemd, nur mit den Vögeln, die auf seine Haut tätowiert sind, den Kolibris, Rotkehlchen, Falken und Raben. Einmal habe ich geträumt, dass sie zum Leben erwacht waren, während er schlief, sich auf seiner Haut bewegten und zwischen seinen Gliedern hin und her huschten wie auf den Ästen eines blattlosen Baumes.

Ich schleiche über den Treppenabsatz und weiter die Stufen zum Erdgeschoss hinunter, als ich höre, wie eine Tür geöffnet wird. Ich ducke mich und spähe durchs Geländer. Sacha Hopewell kommt aus meinem alten Zimmer. Sie hat ein Schlafanzugoberteil an. Ihre Beine sind nackt. Ich denke, dass sie ins Bad will, doch sie geht weiter und klopft leise an Cyrus' Tür.

»Bist du noch wach?«, fragt sie. Ich höre ihn nicht antworten, doch sie drückt die Klinke herunter und schlüpft hinein. Sie reden. Die Tür steht offen.

»Bist du dir sicher?«, fragt er.

Sie sagt ihm, dass er still sein soll. Laken rascheln. Körper bewegen sich.

Sie haben Sex. Ich will die Geräusche stoppen. Es ist widerlich. Sie ist eine Lügnerin. Sie erzählt den Menschen eine Sache und macht eine andere. Sie wird versprechen, dass sie bleibt, und dann doch gehen. Ich fühle mich innerlich hohl. Verletzt. Wütend.

Es sollte mir egal sein, doch das ist es nicht. Ich will die Schlampe aufschlitzen und ihre Eingeweide herausquellen sehen. Ich will Cyrus den Schwanz abschneiden. Er ist ein Mann wie alle anderen. Er kann nicht anders. Er kann mir nicht helfen. Er kann mich nicht haben. Er will mich nicht. Ich bin beschädigte Ware. Unrein. Unliebenswert. Unberührbar. Abfall.

Cyrus

»Hast du das gehört?«, sage ich. Es hat geklungen, als wäre eine Tür geschlossen worden und ein Riegel zugeschnappt.

Sacha hat ihren Kopf auf meine Schulter und ein Bein quer über mich gelegt. Ich kann ihren Atem an meinem Hals und die Feuchtigkeit zwischen ihren Schenkeln spüren.

Ich rücke von ihr ab.

»Bist du nicht müde?«, murmelt sie und schmiegt sich stattdessen an mein Kopfkissen.

Ich ziehe Boxershorts an und gehe nach unten, um die Türen und Fenster zu kontrollieren. Poppy ist in der Waschküche und schlägt mit ihrem wedelnden Schwanz gegen die Waschmaschine. Sie kratzt jaulend an der Hintertür.

»Was ist denn da draußen, mein Mädchen?«, frage ich. »Witterst du einen Fuchs?«

Nachdem ich mich vergewissert habe, dass alles abgeschlossen ist, kehre ich zurück in die Küche, wo mir der tropfende Wasserhahn und ein noch feuchtes Glas auf dem Abtropfständler auffällt. Ich halte es ins Licht und erkenne Finger- und Lippenabdrücke. Poppy kratzt immer noch an der Hintertür.

Ich höre Schritte hinter mir. Sacha steht im Türrahmen. Sie hat sich einen Bademantel übergezogen.

»Hast du Hunger bekommen?«, fragt sie und zeigt auf den leeren Tupperware-Behälter neben dem Kühlschrank. »Ich habe dir Pasta übriggelassen.«

»Ich habe sie nicht gegessen.«

Es entsteht ein kurzes Schweigen, dann setze ich mich in Bewegung.

»Was ist?«, fragt Sacha.

»Evie!«, sage ich.

»Was? Wo?«

Ich steige zwei Stufen auf einmal nehmend die Treppe hoch. Auf dem Speicher schiebe ich die Kartons zur Seite, aber Evie ist nicht da. Vielleicht irre ich mich. Als ich genauer hinsehe, fällt mir ein altes Tuch zum Abdecken von Möbeln auf, das zwischen zwei Holztruhen geklemmt ist. Ich halte es an die Nase und bilde mir ein, dass ich sie riechen kann, das Mädchen in der Kiste, das Mädchen, das überlebt hat.

»Warum würde sie hierherkommen?«, fragt Sacha, die mir gefolgt ist.

»Wegen Poppy.«

Ich dränge erneut an ihr vorbei und laufe noch schneller die Treppen runter.

Ich bewahre einen Ersatzschlüssel im Stromkasten auf, oder vielleicht hat Evie auch das Schloss geknackt, das hat sie in Langford Hall gelernt. Sie war direkt über uns. Hat sie uns gehört? Wie wird sie reagieren? Evie kann eifersüchtig werden, weil sie es nicht mag, etwas zu teilen, und sie hat ihre Gefühle schon einmal auf mich übertragen und unsere Freundschaft mit etwas Weitergehendem, Tieferem verwechselt.

In der Waschküche öffne ich die Hintertür. Poppy schießt die Stufen hinunter, rennt in den Garten und läuft, die Schnauze am Boden, im Zickzack über den Rasen, immer weiter vom Licht weg. Vor dem Gartenschuppen bleibt sie stehen und schnuppert an der Tür. Ich stoße sie mit einer Hand auf.

»Bist du da drinnen, Evie?«

Ich spähe in die dunkelsten Ecken, zwischen Regale voller Gartengeräte, Topferde und Dünger. Mir kommt ein anderer Schuppen in den Sinn, hinter einem anderen Haus, in dem ein halbwüchsiger Junge mit blutdurchtränkten Socken hinter Regalen kauerte und lauschte, wie die Sirenen lauter wurden.

Poppy ist wieder losgelaufen, sucht links und rechts, bis sie sich an der Mauer zum Park auf die Hinterbeine stellt, die Vorderpfoten auf die Steine stützt und zu den Ästen eines Baumes aufblickt. Ich folge ihrem Blick und sehe nichts als frische Blätter und endlos weit entfernte Sterne.

Meine Augen gewöhnen sich an die Dunkelheit. Wo einer der

größeren Äste sich mit dem Stamm gabelt, sehe ich einen kleinen weißen Flecken. Es könnte ein Schuh oder ein Stiefel sein oder auch nichts. Ich verändere meine Perspektive. Poppy bellt.

»Ich kann dich sehen, Evie.«

Die Stille dehnt sich. Eine leichte Brise raschelt in den Blättern.

»Dummer Hund«, murmelt sie.

»Was machst du da oben?«, frage ich.

»Vögel beobachten«, antwortet sie sarkastisch.

»Steckst du fest?«

»Nein, tu ich nicht, verdammt noch mal«, faucht sie. »Glaubst du, ich würde hier hochklettern, wenn ich nicht wüsste, wie ich wieder runterkomme?«

Ich warte. Evie bewegt sich nicht von der Stelle.

»Kommst du?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Du wirst mich ausliefern.«

»Ich könnte dich ausliefern, egal, ob du von dem Baum runterkommst oder nicht.«

»Lass mich in Ruhe.«

»Hast du noch Hunger?«, fragt Sacha. »Ich könnte dir Pfannkuchen machen.«

»Die kannst du dir in den Arsch stecken«, erwidert Evie.

»Das ist nicht sehr höflich«, sage ich.

»Höflich!«, schnaubt sie höhnisch. »Ich hab euch beide rammeln gehört. Wie die Kaninchen. Stöhnen. Oh ... oh ... oh ... ja ... ja ... «

Sie imitiert die Geräusche. Ich erröte innerlich.

»Du bist in mein Haus eingebrochen.«

»Ich wollte *meinen* Hund besuchen.«

»Kommst du jetzt runter?«

»Nein.«

Poppy bellt und wedelt mit dem Schwanz. Evie hat sich zur Seite bewegt und guckt nach unten.

»Ich kann dir helfen, runterzukommen.«

»Verpiss dich!«

Sie nimmt einen kleinen Rucksack von der Schulter und schwingt ihn über einen Ast in der Nähe. Jetzt erkenn ich ihr Problem. Sie ist

so hoch geklettert, dass der Ast unter ihr fast unerreichbar ist. Hochklettern war okay, doch sich abzulassen ist schwieriger; sie muss sich von dem oberen Ast hängen lassen und mit den Füßen den unteren ertasten.

Ich blicke mich um und sehe das Spalier, über das Evie die Mauer erklommen haben muss. Ich folge ihrem Beispiel, hängele mich auf die Krone und wahre mit ausgebreiteten Armen die Balance. Ich bin jetzt direkt unter dem Baum, wo ich mich an einem Ast über mir festhalte und mich schrittweise seitwärts bewege, bis ich direkt unter Evie stehe. Ich fasse ihren Fuß und setze ihn auf den unteren Ast. Als sie festen Stand hat, lasse ich sie los, schlinge die Arme um ihre Oberschenkel und lasse sie langsam an meinem Körper heruntergleiten, bis wir uns von Angesicht zu Angesicht umarmen.

»Du kannst mich jetzt loslassen«, sagt sie wütend.

»Läufst du wieder weg?«

»HmMMM.«

»Versprich mir, dass du das nicht machst.«

»Versprochen«, sagt sie und stößt mich von sich, als ich die Umarmung löse. »Du riechst nach ihr!«

Ich schwinge die Beine von der Mauer, springe in den Garten und strecke die Arme aus, um Evie aufzufangen. Sie ignoriert mich und schafft es allein auf den Boden.

»Wir sollten besser ins Haus gehen, bevor dich jemand sieht«, sage ich.

»Beobachten sie dich?«

»Sie haben mich beobachtet.«

»Sie haben Ruby getötet.«

»Ich weiß.«

In der Küche läuft Poppy von einer Person zur nächsten, aufgeregt über die neuesten Entwicklungen. Evie sagt, dass sie keinen Hunger hat, aber Sacha fängt an, Pfannkuchen zu machen, weil sie sich irgendwie nützlich machen will.

Evie schmolzt, aber das ist wahrscheinlich nur Show. Sie scheint nicht verletzt oder schwer traumatisiert, obwohl Rubys Tod sie bestimmt tief getroffen hat.

»Tut mir leid, dass ich dir nicht geglaubt habe«, sage ich. »Ich hätte auf dich hören sollen. Ich habe mich geirrt.«

Evie verschwendet keinen Atem dafür, meine Entschuldigung anzunehmen. »Ich kann nicht bleiben. Ich muss weg«, sagt sie.

»Da draußen ist es nicht sicher.«

»Hier drinnen auch nicht.«

Sie isst vier Pfannkuchen mit Butter und Ahornsirup und füttert Poppy heimlich mit kleinen Stücken unter dem Tisch. Sie weiß, dass ich das missbillige, jedoch nichts sagen werde. Ich bin froh, dass sie in Sicherheit ist, aber wir können nicht im Haus bleiben – nicht, solange sie nach ihr suchen.

»Was, wenn ich einen sicheren Ort für dich finde? Jemanden, der auf dich aufpasst«, sage ich.

»Nicht die Polizei.«

»Nein.«

»Wo kann sie ...«, schaltet Sacha sich ein und beantwortet ihre eigene Frage, bevor sie sie zu Ende formuliert hat. »Badger.«

»Wir schmuggeln Evie morgen früh aus dem Haus.«

»Wie?«

Ich weise in den Garten. »Auf demselben Weg, auf dem sie reingekommen ist.«

Evie

Ich habe einen anderen Traum. Nicht von Terry oder von Cyrus. Ich träume, dass ich in einem warmen Bett in einem kalten Haus aufwache und höre, wie mein Vater neben meiner Mutter aus dem Bett schlüpft und auf Zehenspitzen an unserer Tür vorbeischleicht. Er zündet den Gasofen an und setzt einen Kessel auf den Herd, bevor er seine Arbeitskleidung anzieht – Hose, Unterhemd, Hemd, Strickjacke und einen dicken Pullover, den meine Mutter ihm gestrickt hat.

Nachdem er Tee gemacht hat, schneidet er zwei Scheiben Brot ab, beschmiert sie mit Marmelade und isst sie allein in der Dunkelheit, bevor er seine schweren Schuhe zuschnürt. Seine Hosenumschläge sind steif von Blut.

Ich döse wieder ein und erwache von dem Geräusch einer Schaufel, die Kohlen in einen Eimer schippt. Papa hockt vor unserem gusseisernen Ofen und arrangiert die größeren Kohlebrocken in der Mitte des Rostes und die kleineren Stücke um sie herum. »Es gibt einen Kniff, ein Kohlefeuer zu schüren«, erklärte er und zeigte mir, wie man eine Zeitung vor den Ofen hielt, damit die Flammen vom Sog des Rauchabzugs erfasst wurden.

Das Feuer ist nicht für Papa – er ist schon zur Arbeit aufgebrochen –, aber in einer Stunde, wenn ich aus dem Bett krieche, wird der Wohnraum angenehm warm sein und das Eis schmelzen, das an den Fenstern klebt.

Ich teile mir ein Bett mit meiner Schwester Agnesa. Sie ist sechs Jahre älter als ich und mag Menschen nicht besonders, weil die Versprechungen machen, die sie nicht halten, obwohl sie nie sagt, welche Versprechungen sie genau meint.

Sonntags dürfen wir im Bett liegen bleiben, bis die Kirchenglocke neunmal schlägt. Agnesa muss mir die Decke wegziehen, weil ich

nicht aufstehen will. Sie hilft mir, mich anzuziehen, bürstet mein Haar und macht mir Brot mit Marmelade und Tee mit viel Milch. Mama liegt noch im Bett und wird erst später aufstehen. Sie gibt ihren Nerven die Schuld und nimmt viele Tabletten und ihre Spezialmedizin, die sie in halben Flaschen kauft und in der Tasche ihres Bademantels oder irgendwo im Haus versteckt aufbewahrt.

Mama war nicht immer krank. Der Winter macht es schlimmer. Die Kälte. Die Dunkelheit. Sie sagt, die Kälte würde ihr in die Knochen kriechen und sie traurig machen.

Papa sagt, dass er irgendwann mit uns nach Amerika fahren wird, wo wir einen Ort namens Hollywood besuchen, wo es Sterne auf dem Bürgersteig und im Himmel gibt. Deswegen müssen wir jeden Tag Englisch lernen, Kassetten anhören und amerikanische Fernsehshows gucken. Abends müssen wir Sätze in Übungshefte schreiben, jedes Blatt von beiden Seiten, weil das Papier so teuer ist.

Mama liebt amerikanische Filme, vor allem Musicals. Mein Lieblingsschauspieler ist Elvis Presley. Ich wollte ihn heiraten, doch Mina hat mir erzählt, dass er schon tot ist, auf der Toilette gestorben. Ich wollte ihr nicht glauben, bis sie mir auf dem Computer in der Schule einen Artikel gezeigt hat. Mina ist meine beste Freundin. Sie ist Roma, deswegen mag sie nicht jeder.

Bevor Mama krank wurde, war sie sehr schön. Mit siebzehn hat sie einen Schönheitswettbewerb gewonnen und einen Einkaufsgutschein und einen Model-Vertrag bekommen. Ein Fotograf hat Bilder von ihr gemacht und ihr gesagt, sie würde berühmt werden, doch die Jobs, die ihr angeboten wurden, gefielen ihr nicht.

»Was war denn verkehrt damit?«, fragte ich.

»Sie wollten, dass ich mich ausziehe.«

»Warum?«

»Um die Bilder zu verkaufen.«

Ich wusste nicht, was sie meinte, damals noch nicht. Ich begriff nicht, dass Männer gern nackte Frauen angucken. Sex war für mich ein Mysterium wie die Heilige Dreifaltigkeit oder die Auferstehung Jesu von den Toten.

Mama wurde kein berühmtes Model. Stattdessen wurde sie mit

achtzehn schwanger und heiratete Papa. Sie lernten sich kennen, als sie als Obstpflücker für einen reichen Mann arbeiteten, der meine Mama heiraten wollte. Aber sie entschied sich für Papa. Das Baby, das in ihrem Bauch wuchs, war Agnesa. Sie reifte zu einem schönen Schwan heran. Ich kam sechs Jahre später und war das hässliche Entlein, zu klein für mein Alter, mit Papas krausem Haar, spitzem Kinn und Panda-Augen, weil ich eine Frühgeburt war. »Noch nicht ganz gar«, sagte Papa immer. »Du hast nicht gewartet, bis die Mikrowelle *Pling* gemacht hat.«

Ich hasste es, die Jüngere zu sein, weil Agnesa mich ständig herumkommandierte. Wisch dir den Mund ab. Wasch dir die Hände. Sprich nicht mit vollem Mund.

Als ich sieben war, habe ich in den Mülltonnen hinter den Läden Nagellack gefunden, noch in Plastik eingepackt, aber das Etikett war abgerissen. Agnesa war dreizehn und wollte, was ich gefunden hatte. Wir stritten. Sie schubste mich. Ich stürzte und brach mir den Arm. Als ich aus dem Krankenhaus wieder nach Hause kam, hat Agnesa mir die Nägel angemalt, sodass jeder einzelne aussah wie ein Marienkäfer.

Eine Stimme dringt in meinen Traum. Ich will Agnesa und die Marienkäfer festhalten, doch Cyrus rüttelt an meiner Schulter und spricht leise.

»Zeit zum Aufbrechen.«

»Es ist noch dunkel«, murmele ich.

»Ja, aber nicht mehr lange.«

Ich ziehe die Kleider von gestern wieder an und treffe die beiden unten. Sacha beobachtet die Straße vom Fenster der Bibliothek aus.

»Die Polizei ist immer noch da«, sagt sie.

»Wir laufen quer durch den Wollaton Park«, erwidert Cyrus.

»Badger trifft uns an der Uni.«

»Wer ist Badger?«

»Ein Freund.«

»Weiß er, wer ich bin?«

»Nein, aber er ist ein guter Mann.«

Wieder dieser Ausdruck: »ein guter Mann«. Was macht ein guter Mann? Wie unterscheidet er sich von einem normalen Mann, einem

Gentleman oder irgendeinem der anderen »Männer«, abgesehen von Terry, Cyrus und Papa?

Ich zeige auf Sacha. »Kommt sie mit?«

»Sie tut so, als wären wir noch hier, holt die Zeitung rein, kauft Milch und macht die Tür auf, wenn jemand klingelt.«

Offensichtlich haben sie alles besprochen und geplant, während ich geschlafen habe. Es ist, als wäre ich wieder in Langford Hall, wo andere für mich entscheiden. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich zum letzten Mal aufgewacht bin und die totale Kontrolle über mein Leben hatte.

Sacha küsst Cyrus. Ich mache ein würgendes Geräusch, aber sie ignorieren mich.

»Wie kann ich Kontakt zu dir aufnehmen?«, fragt sie.

»Ich ruf an.«

»Du hast kein Telefon.«

Sie zieht den Reißverschluss ihrer Jackentasche auf und nimmt ein altmodisches Handy mit einem aufklappbaren Display heraus.

»Das hab ich bei einem Pfandleiher gekauft«, sagt sie. »Es ist nicht besonders smart, aber man kann damit telefonieren und SMS verschicken.« Sie gibt es Cyrus. »Ich habe die Nummer auf die Rückseite gekratzt und meine Nummer in den Kontakten eingetragen.«

Cyrus klappt das Handy auf und blickt auf das Display. Er entdeckt Sachas Namen und drückt auf die Anruftaste. Ihr Telefon zwitschert in ihrer Tasche. Dafür gibt Cyrus ihr seine Autoschlüssel. »Die Bremsen sind ein bisschen schwammig, und der zweite Gang lässt sich nur mit Gewalt einlegen, aber es ist eine verlässliche alte Kiste.«

»Hat sie einen Namen?«, fragt Sacha.

»Ich nenne sie Red.«

»So hat Spencer Tracey Katharine Hepburn genannt.«

»Ich weiß. Du erinnerst mich an sie.«

Sacha macht ein abschätziges Geräusch, doch ich weiß, dass sie sich geschmeichelt fühlt. Ich habe keine Ahnung, wovon sie reden, und das ärgert mich.

Draußen taucht der Garten aus der Dunkelheit und nimmt an den

Rändern feste Konturen an. Als wir die Türe zur Waschküche öffnen, tanzt Poppy um meine Füße.

»Was ist mit ihr?«, frage ich.

»Sacha wird auf sie aufpassen.«

»Können wir sie nicht mitnehmen?«

»Diesmal nicht.«

Ich sehe Sacha direkt in die Augen, vielleicht zum ersten Mal, seit sie wieder in meinem Leben aufgetaucht ist.

»Versprich mir, dass du gut auf sie aufpasst.«

»Ich verspreche es.«

Cyrus hebt mich auf die Mauer und klettert nach mir hoch. Wir lassen uns auf der anderen Seite auf den Boden plumpsen und laufen durch von Tau bedecktes Gras, das aussieht wie von einer Million Juwelen bedeckt, die unter unseren Schuhen zermalmt werden. Wir treten aus dem Schutz der Eichengruppe und folgen einem verdeckten Weg zur anderen Seite des Wollaton Park.

Ich gehe im Gleichschritt mit Cyrus und frage ihn, was gestern passiert ist.

»Ich habe einen Freund verloren.«

»Wie?«

»Er hat sich das Leben genommen.« Seine Stimme klingt distanziert. »Er hat mir einmal geholfen, als ich jemanden brauchte.«

»Als deine Familie ermordet wurde?«

»Ja.«

»Hast du deswegen unter der Dusche geweint?«

»Ja.«

Ich will ihn fragen, ob er auch um mich weinen würde, doch das klingt so bedürftig und erbärmlich. Ich. Ich. Ich.

»Er hieß Jimmy Verbic«, sagt Cyrus und sieht mich an, als ob es etwas bedeuten sollte. »Wenn wir bei Badger sind, zeige ich dir ein Foto von ihm. Ich habe auch noch andere Fotos und Namen, die ich dir vorlegen muss.«

Ich antworte nicht.

»Es wird Zeit, dass wir uns gegenseitig alles erzählen. Das ist alles schon viel zu weit gegangen.«

»Zu weit«, wiederhole ich. Spricht er von Entfernungen? Meilen.

Lichtjahren. Ich habe den Eindruck, dass immer ich diejenige bin, die Distanzen überwinden muss. Nie kommt jemand zu mir. Oder sie platzen ungebeten in mein Leben und erklären mir, wie sie Dinge reparieren können, die nicht kaputt sind. Aber ich bin die Einzige, die Opfer bringen muss.

»Ich weiß, dass du mich mit deinem Schweigen schützen willst«, sagt Cyrus, »aber das funktioniert nicht mehr.«

»Du hättest nicht weiterbohren sollen«, sage ich wütend auf ihn. »Ich habe dich gewarnt. Und jetzt ist Ruby tot.«

Cyrus versucht nicht, sich zu verteidigen, was mich noch wütender macht, weil ich Streit suche. Ich möchte jemanden schlagen, ich möchte jemandem wehtun. Ich will das Gefühl haben, mich zu wehren.

»Wenn du mir alles erzählst, Evie, wenn du die Wahrheit sagst, können wir diese Leute aufhalten. Wir können ihnen ihre Macht nehmen.«

Cyrus glaubt, was er sagt, und ich will es auch glauben. Ich möchte morgen aufwachen und keine Angst mehr haben, nicht einsam sein und mich nicht ständig umsehen. Aber Terry konnte mich nicht schützen. Das Hohe Gericht als mein Vormund konnte mich nicht schützen. Langford Hall konnte mich nicht schützen. Die Menschen haben mir Versprechen gemacht, seit ich mich erinnern kann, aber keins wird jemals eingehalten.

Als wir auf der anderen Seite des Parks ankommen, sind die Tore aufgeschlossen worden und die ersten Jogger aufgetaucht. Wir überqueren die Derby Road und betreten das Universitätsgelände, wo auf dem Parkplatz ein Transporter auf uns wartet. Der Fahrer sieht aus wie ein Wikinger mit kahl geschorenem Kopf, wildem Bart und Tattoos auf dem Hals und den Armen. Der Transporter ist mit ähnlichen Zeichnungen verziert – bunte Drachen, Vögel und Tiger. Auf den Türen steht *Maverink*.

»Badger, das ist Evie«, sagt Cyrus. »Evie, das ist Badger.«

Der Wikinger hebt die Hand zum High Five. Ich rühre mich nicht.

»Evie mag es nicht, angefasst zu werden«, erklärt Cyrus. »Oder wenn man sie anstarrt.«

»Oder bevormundet«, füge ich hinzu.

»Weißt du überhaupt, was das heißt?«, fragt Badger.

»Wieso? Du nicht?«

Badger grinst. »Du gefällst mir.«

Ich verziehe das Gesicht, aber innerlich freue ich mich, weil er die Wahrheit sagt.

Badger schiebt die Seitentür auf und räumt Aktenorder zur Seite, um Platz für mich zu machen. Die Ordner sind voller Tattoo-Muster in Klarsichthüllen; Seite für Seite von Hand gezeichnete und kolorierte Bilder. Daher kennt er bestimmt auch Cyrus. Er ist der Künstler. Vielleicht kann er mir auch ein Tattoo machen.

Wir fahren ins Zentrum von Nottingham, wo Badger den Transporter in einem Hof hinter einem alten Lagerhaus parkt, wo rollbare Mülltonnen seinen Parkplatz freihalten. Wir folgen ihm über eine Metalltreppe in eine Wohnung, die nach Toast, Kaffee und Weihrauch riecht.

Badgers Frau Tilda macht ein großes Gewese um mich. Sie hat regenbogenfarbene Dreadlocks, in die Perlen geflochten sind, und trägt einen an den Ärmeln und am Kragen mit Blumen bestickten Kaftan.

»Ist sie eine Zigeunerin?«, frage ich Cyrus flüsternd.

»Ich weiß nicht genau«, erwidert er lachend.

Tilda redet mit mir, als wären wir Schwestern oder beste Freundinnen, bietet an, mir Kleider zu leihen, und behauptet, »wir sind ungefähr gleich groß«, was nicht stimmt, aber ich sage nichts.

Nach dem Frühstück wartet ein Kunde auf Badger in seinem Studio im Erdgeschoss. Tilda geht auch, um »aufzumachen«. Sie gibt mir eine Broschüre des *Happy Herb Shop*, »gleich um die Ecke«, und sagt, ich solle vorbeikommen und sie besuchen. Die Broschüre bewirbt Kräuter für »Energie, Entspannung, Liebe und Rauchalternativen«.

Wenig später bin ich mit Cyrus allein in der Küche, sitze am Tisch und picke mit einem feuchten Zeigefinger Toastkrümel auf. Cyrus gießt uns noch einen Kaffee ein und zieht einen weißen Umschlag aus seiner Jackentasche, den er auf den Tisch legt, ohne ihn zu öffnen.

»Ich verstehe, warum du geschwiegen hast, Evie«, sagt er. »Du wolltest Menschen schützen. Du wolltest dich selbst schützen. Ich

weiß, dass du versucht hast, manche Dinge auszublenzen. Aber du hast deine Erinnerungen nicht verdrängt und du hast nicht vergessen.«

»Adina«, flüstere ich.

Er hört mich nicht, also sage ich es noch einmal.

»Mein richtiger Name ist Adina.«

Gefühle überwältigen mich, vor allem Angst. Ich schlucke hart.

»Und dein Nachname?«, fragt er.

»Osmani.«

»Wo bist du geboren?«

»In Albanien.«

»Wo in Albanien?«

»In einem Dorf in den Bergen. Es ist noch nicht mal ein Punkt auf der Landkarte. Ich habe es in einem Atlas in deiner Bibliothek nachgeschlagen – aber ich konnte mein Dorf nicht finden. Vielleicht existiert es nicht mehr. Vielleicht ist es verschwunden.«

»Du hast keinen Akzent.«

»Ich bin hergekommen, als ich neun war.«

»Mit deinen Eltern?«

»Mit meiner Mutter und meiner Schwester.«

»Was ist mit ihnen geschehen?«

»Sie sind tot.«

»Wie?«

»Das spielt keine Rolle.«

Er will nachbohren, doch ich schneide ihm das Wort ab. »Nicht alles ist wichtig«, sage ich. »Frage mich nach mir, frage mich nach Terry, frage mich nach Ruby, aber frag nicht danach.«

»Du hast versprochen, alles.«

»Ich habe dir *gar nichts* versprochen.«

Cyrus kneift die Augen zusammen, doch er ist nicht wütend. Eher enttäuscht.

»Hast du die Gesichter der Männer gesehen, die Ruby umgebracht haben?«

»Nein.«

»Aber du hast einen von ihnen erkannt.«

»Seine Stimme«, sage ich. »Es war derselbe Mann, der Terry getötet hat und auf der Suche nach mir nach Langford Hall

gekommen ist.«

»Bist du dir sicher?«

»Hast du vor, alles anzuzweifeln, was ich sage?«

»Ich wollte nicht ... «

»Sie haben Terry zu Tode gefoltert. Sie haben ihn verbrannt. Sie haben ihn geschlagen. Und sie haben ihm immer wieder dieselben Fragen gestellt: ›Wo ist sie? Was hast du mit ihr gemacht?‹ Aber Terry hat es nicht gesagt ... er wollte mich nicht verraten ... er ist gestorben, um mich zu retten ... «

Ich kann nicht zu Ende erzählen, was ich sagen will. Die Worte sind ausgetrocknet.

Cyrus hat recht. Ich habe nichts vergessen. Im Gegenteil. Dies sind Erinnerungen, die ich regelmäßig hervorhole und mit Sorgfalt behandle. Ich betrachte jede Beule, jeden Kratzer, jede scharfe Kante. Deswegen kann ich auch die Stimmen, Gesichter und Schreie im Kopf wachrufen.

So etwas wie Vergessen gibt es nicht.

Cyrus

Ich öffne den Umschlag, nehme ein Foto heraus und schiebe es Evie über den Küchentisch zu. Es ist die Kopie des Führerscheins, den der Mann vorgelegt hat, der Elias im Rampton Hospital besucht hat.

»Erkennst du ihn?«

Evie schüttelt den Kopf.

Das nächste Foto zeigt Eugene Green.

»Das hast du mir schon mal gezeigt«, sagt sie nach einem flüchtigen Blick.

Ich lege ihr ein neues Bild vor, Jimmy Verbic in seiner Bürgermeisterrobe. Er steht hinter einem großen Schreibtisch aus Eiche, an der Wand dahinter hängt eine gerahmte Fotografie der Queen.

»Das ist der Freund, von dem ich dir erzählt habe – der, der sich umgebracht hat.«

Evie streicht mit dem Zeigefinger über sein Gesicht, als ob sie ihn mit der Fingerkuppe erkennen könnte.

»Ich glaube nicht, dass er einer von ihnen ist«, sagt sie, und ich bin maßlos erleichtert, obwohl es nicht erklärt, was Jimmy in Dalgety Lodge gemacht oder warum er Selbstmord begangen hat.

Ich ziehe zwei weitere Fotos heraus und lege sie nebeneinander auf den Tisch. Evie blickt nach unten und sofort wieder auf. Ihre Augen sind voller Angst, und sie ballt die Fäuste. Ich tippe mit dem Finger auf das Bild und bitte sie, noch einmal hinzusehen. Sie wappnet sich und blickt auf die Gruppe von Männern, die vor einem Brunnen stehen.

»Das ist Terry«, sagt sie und zeigt auf ihn.

»Und das ist Eugene Green«, sage ich. »Sie kannten sich.«

Evies Hände zittern, doch es sind nicht die Männer, die ihr Angst

machen. Es ist das Haus im Hintergrund.

»Erinnerst du dich an diesen Ort?«, frage ich.

Ihr Kinn bewegt sich kaum, als sie nickt.

»Hat Terry dich dorthin gebracht?«

Ein weiteres Nicken.

Ich schiebe das letzte Foto über den Tisch. Es ist ein Bild von Patrick Comber im Alter von zwölf Jahren. Er hat einen Fuß auf ein Skateboard gestellt. Fransen seines braunen Ponys fallen ihm ins rechte Auge, und ein angedeutetes Lächeln entblößt eine Lücke zwischen seinen Schneidezähnen.

Evie blickt auf das Foto, Tränen schießen ihr in die Augen. »Er war in dem Haus«, flüstert sie.

»In diesem Haus?« Ich zeige auf das Foto von Dalgety Lodge.

Sie nickt.

»Du hast mit ihm gesprochen.«

»Ja.«

»Wann war das?«

»Ich weiß nicht mehr. Bevor ich mit Terry weggelaufen bin.«

»Wie lange vorher?«

»Ein paar Wochen. Es war Weihnachten.«

»Was ist in dem Haus passiert?«

Evie schüttelt den Kopf. Ich bemerke, dass sie sich in den Arm kneift und die Fingernägel so fest in die weiche Haut gräbt, dass es blutet.

Ich muss aufpassen, dass ich nicht ungeduldig werde und sie zu sehr unter Druck setze. Mein Gefühl von Dringlichkeit macht ihr nur noch mehr Angst. Gleichzeitig brauche ich diese Informationen. Wen hat sie getroffen? Wie hießen die Leute?

»Glaubst du, sie haben mir ihre Namen gesagt?«, antwortet Evie und sieht mich trotzig an. »Ich war in einem Zimmer eingeschlossen. Sie sind gekommen und haben mich geholt. Namen gab es nicht.«

»Würdest du ihre Gesichter erkennen?«

Sie reißt noch verängstigter die Augen auf.

»Wenn ich Fotos von ihnen oder Bilder von Überwachungskameras besorge, würdest du sie erkennen?«

Evie scheint am ganzen Körper zu zittern. Ihr Blick zuckt zur Tür und zu den Fenstern, als würde sie einen Fluchtweg suchen. Ich

lasse von ihr ab und hole ihr ein Glas Wasser. Sie muss es mit beiden Händen festhalten.

»Wo hast du normalerweise gewohnt?«, frage ich, um das Thema zu wechseln.

»In einem großen Haus.«

»Hast du je ein Straßenschild oder ein Ortsschild gesehen?«

Sie strengt sich sichtlich an, sich zu erinnern.

»Wem gehörte das Haus?«

»Onkel.«

»War er dein Onkel?«

»Nein.«

»Wer hat sonst noch in dem Haus gewohnt?«

»Mrs Quinn. Sie war die Haushälterin.«

»Hat der Mann, den du »Onkel« nennst, dich und deine Familie geholt?«

»Nein.«

»Wie ist das passiert?«

»Sie haben Mama einen Job in England versprochen. Sie haben gesagt, eine der großen Hotelketten würde sie anstellen, weil sie so gut Englisch spreche. Agnesa könnte als Zimmermädchen arbeiten. Ich würde zur Schule gehen, und wir würden Geld ansparen und nach Amerika reisen. Ich wollte Graceland besichtigen. Dort hat Elvis gelebt.«

»Wie seid ihr nach England gekommen?«, frage ich.

Evie ignoriert die Frage und fängt an, über ihre Freundin Mina zu sprechen, die mit anderen Roma-Familien in der Nähe des alten Güterbahnhofs wohnte. Minas Vater hatte ein Pferd mit krummem Rücken, das er Mutter Teresa nannte, weil sie »die berühmteste Albanerin« war. Er fuhr mit einem Karren durch die Straßen und sammelte Schrott und Altmetall von Leuten, die Kupfer, Zink oder Blei zu verkaufen hatten.

Ich versuche, sie zu unterbrechen, aber Evies Bewusstsein hat sich abgespalten.

»Mina hat in der Schule neben mir gesessen, aber ich durfte nicht bei ihr übernachten, weil Mama meinte, ich würde mir Flöhe und Nissen holen.«

Sie plappert nicht direkt zusammenhanglos vor sich hin, sie ist

aber auch nicht mehr hier bei mir. Sie hat sich an einen sicheren Ort zurückgezogen, vielleicht in eine Erinnerung an ihre Kindheit, als sie sich geschützt und geliebt gefühlt hat.

Wenn ich die psychischen Abwehrmechanismen breche, könnte ich ihr bleibenden Schaden zufügen, deshalb lasse ich es gut sein und führe Evie in das freie Schlafzimmer, wo sie sich unter der Decke zusammenrollt und klein macht. Ich lasse die Tür auf, falls sie mich braucht.

Als ich mir sicher bin, dass sie eingeschlafen ist, rufe ich Dr. Baillie in Rampton an und erkundige mich nach Elias.

»Er hatte eine bessere Nacht«, sagt er und klingt erleichtert. »Seine Nierenfunktion liegt jetzt bei fünfzig Prozent und verbessert sich weiter. Die Ärzte überwachen den Kaliumspiegel im Blut und mögliche Ödeme in der Lunge, aber er sollte wieder ganz gesund werden.«

»Haben Sie das Toxin bestimmen können?«

»Noch nicht. Was ist mit dem Besucher, Thomas Sakr?«

»Er hat einen gefälschten Führerschein benutzt. Das ist nicht sein richtiger Name.«

»Wieso wollte er Elias vergiften?«

»Es ist eine lange Geschichte, die noch nicht ganz geklärt ist«, sage ich, »aber Elias hatte es nicht verdient, da hineingezogen zu werden.«

»Ist er immer noch in Gefahr?«

»In Rampton ist er sicherer als irgendwo sonst.«

»In diesem speziellen Fall war er es nicht«, sagt Dr. Baillie müde. »Es wird eine interne Ermittlung geben. Neue Regeln werden eingeführt werden.«

»Sagen Sie Elias, dass ich ihn bald besuchen komme.«

»Das mache ich.«

Eine Stunde später sehe ich nach Evie, doch das Bett ist leer. Ich gerate in Panik und denke, sie ist wieder abgehauen, bis ich sie weinen höre und in der Ecke zwischen Bett und Wand hocken sehe, zusammengekauert, als wollte sie sich vor unsichtbaren Schlägen schützen, die auf ihren Körper einprasseln.

Ich sage ihren Namen, und sie beißt die Zähne zusammen, um ihr

Schluchzen zu unterdrücken. Es ist erst das zweite Mal, dass ich sie richtig weinen sehe, mit echten Tränen, und ich unterdrücke den Impuls, mich zurückzuziehen und vor ihrem Schmerz zu fliehen, der so roh und absolut ist, als würde man ihr Herz brechen hören.

Ich nehme sie in die Arme und streiche ihr übers Haar, doch meine Berührung lässt sie nur noch heftiger schluchzen, sodass es ihren und meinen Körper schüttelt und alles bebt, der Boden, der Grund, die Erde ...

Evie redet zwischen abgerissenen Schluchzern.

»Mama hat gesagt, ich wäre mit weissen Augen geboren. Sie hat gesagt, ich konnte laufen, bevor ich krabbeln konnte. Sie hat gesagt, ich habe gesungen, bevor ich gesprochen habe. Sie hat gesagt, ich war ein Wildfang, der immer auf Bäume geklettert ist, aus Stöcken Schwerter geschnitzt und alles zu einem Wettkampf gemacht hat. Sie hat gesagt, dass ich nachts einen Finger an die Wange gelegt habe, als würde ich im Schlaf Probleme lösen.« Sie macht ein ersticktes Geräusch. »Sie wird mich nie mehr in den Armen halten. Sie wird nie mehr meinen Namen sagen, mir nie mehr übers Haar streichen, Schmutz aus meinem Gesicht wischen, einen Splitter aus meinem Finger ziehen, mir Geschichten vorlesen oder mir sagen, dass sie mich liebt.«

Es gibt nichts, was ich erwidern kann. Keine Worte können ihre Verletzung kleiner machen. Ich kann sie nur in den Armen halten, ihre Tränen auf mein Hemd tropfen lassen und stumm schwören, dass ich den Menschen, der das getan hat – jeden Menschen –, finden werde und dass er dafür büßen wird.

Evie

»Wohin fahren wir?«, fragte ich Terry.

»Wir fliegen mit einem Flugzeug.«

»In der Luft?«

»Wo sonst?« Er sah mich seltsam an. »Bist du noch nie geflogen?«

»Nein.«

»Du musst keine Angst haben.«

»Ich hab keine Angst.«

Terry war in die Küche gekommen, um mich abzuholen. Mrs Quinn hatte einen kleinen Koffer gepackt.

»Du fährst in die Ferien«, sagte sie.

»An den Strand?«

»Sei nicht albern. Es ist zu kalt für den Strand. Du fliegst nach Schottland. Vielleicht siehst du Nessie.«

»Wen?«

»Das Monster von Loch Ness.«

»Ich will keine Monster sehen.«

Sie lachte und sagte, es sei nur ein Fantasiewesen, aber wenn man es *wirklich* sehen wollte, würde es manchmal auftauchen.

»Ist Onkel auch dort?«

»Natürlich.«

Terry fuhr den Mercedes zu einem Flughafen, wo er durch ein Tor mit Stacheldraht über das Rollfeld zu einem Flugzeug fuhr, das lang, schlank und weiß war wie ein Papierflieger.

»Was hält es in der Luft?«, fragte ich.

»Die Motoren.«

»Sind sie wie Raketen?«

»Nicht ganz so.«

Papa hat immer gesagt, dass Gott die Flugzeuge in den Himmel

hebt und dort festhält, aber ich glaubte nicht mehr an Gott.

Außer den beiden Piloten, die weiße Hemden mit Flügeln an den Ärmeln trugen, war niemand an Bord. Terry hielt meine Hand, weil die Motoren so laut waren, aber ich glaube, er war nervöser als ich. Gebäude huschten vor dem Fenster vorbei, und ich spürte, wie die Räder vom Boden abhoben.

»Du kannst die ganze Welt sehen«, sagte ich zu Terry, als ich aus dem Fenster blickte. »Willst du auch mal gucken?«

»Nein danke.«

Von oben fühlte es sich an, als würden wir uns kaum bewegen, sondern am Himmel hängen, während die Erde sich unter uns langsam drehte. Alles beschleunigte sich, als wir unter die Wolken sanken und die Erde näher kam, ein Flickenteppich aus Feldern, felsigen Landzungen und Lichtern von Fischerbooten.

Das Flugzeug rollte aus, und wir stiegen über eine Treppe auf die Rollbahn. Terry machte einen Anruf, und ein Wagen auf dem Parkplatz blendete das Licht auf. Es war ein Jeep mit schlammigen Reifen und Fenstern. Terry verstaute hinten unser Gepäck und hielt mir die Tür auf. Er setzte sich vorn neben den Fahrer, der einen komischen Akzent hatte, und sie redeten über Angeln und die Jagd. Während der Fahrt wurde es dunkler, und als wir in eine schmale gewundene Straße mit Löchern und Hubbeln bogen, war ich schon ganz schläfrig. Wir überquerten eine Brücke und kamen an einem Bauernhaus vorbei, in dessen Erdgeschoss ein einzelnes Licht brannte. Die aufgeblendeten Scheinwerfer schlugen einen Tunnel in die Dunkelheit, und manchmal leuchtete ein Augenpaar aus einer Hecke am Straßenrand zurück – ein Fuchs, eine Katze oder ein Reh.

Irgendwann fuhren wir durch ein Tor mit zwei Säulen, auf denen steinerne Löwen thronten. Der Weg wand sich zwischen Bäumen entlang und über eine Wiese zu einem Haus, in dem hinter allen Fenstern Licht brannte. Es war ein graues Gebäude mit Türmen und Giebeln, die an den Sternen kratzten. Es sah aus, als wäre es Stein für Stein aus dem Boden gewachsen.

Wir parkten vor einer Garage hinter dem Haus, und Terry führte mich in eine Küche, die von einem Doppelofen beheizt wurde, der nie ausging. Onkel wartete auf mich. Er küsste mich auf den Kopf,

strich mit der Hand über meinen Rücken und zupfte an meinem Kleid, das an meiner Wollstrumpfhose klebte.

Terry nahm er gar nicht zur Kenntnis und ließ mir auch keine Zeit, mich von ihm zu verabschieden. Ich wurde eine schmale Treppe hinter der Küche hinauf und durch einen ebenso engen Flur geführt. Als wir an einer offenen Tür vorbeikamen, sah ich einen Jungen auf einem Bett sitzen, dem die Haare gekämmt wurden. Er blickte auf. Seine Augen waren rot und verheult, und er schien zu hoffen, dass ich jemand anderes war.

Onkel stieß mich weiter, bis wir das nächste Zimmer erreichten.

»Du schläfst hier«, sagte er. »Du kannst fernsehen, aber du darfst das Zimmer nicht verlassen, außer jemand kommt dich abholen. Die Tür wird abgeschlossen.«

Er fasste mein Gesicht mit seiner rechten Hand und zwang mich, zu ihm aufzublicken. Sein Daumen und sein Zeigefinger gruben sich in meine Wangen und verzerrten meinen Mund.

»Wie sagt man?«

»Danke, Onkel.«

Ich wollte ihm nicht in die Augen sehen, also konzentrierte ich mich auf eine Stelle direkt darüber, einen Flecken trockener Haut auf seiner Stirn. Er stieß mich rückwärts aufs Bett und strich mit den Fingern über meinen Hals. »Fühl, wie weich die Decke ist. Sie ist mit winzigen Federn gefüllt, die Vögeln ausgerupft wurden, als sie noch lebten. Daher stammen die weichsten Federn.« Seine Finger schlossen sich um meinen Hals. »Wenn du je ungehorsam bist, wenn du jemals versuchen solltest zu fliehen, werde ich die weichsten Teile aus dir rausreißen, hast du mich verstanden?«

Ich brachte keinen Laut heraus.

»Hast du verstanden?«

Ich nickte.

Ich wartete, bis ich seine Schritte auf der Treppe hörte, bevor ich mich vergewisserte, dass die Tür abgeschlossen war. Ich fühlte mich sicherer mit dem Wissen, dass Onkel den Schlüssel besaß, weil ich wusste, was ich von ihm zu erwarten hatte. Es waren die anderen, die mich nervös machten.

Mein Zimmer hatte ein Einzelbett, einen kastenartigen Fernseher auf einem Ständer und ein Waschbecken an der Wand. Unter dem

Bett entdeckte ich einen blau-weißen Porzellantopf. Ich wusste, wofür er gedacht war.

Ich ließ das Licht an, kroch ins Bett und wartete darauf, abgeholt zu werden. Ich dachte an den Jungen im Nebenzimmer, der etwa so alt ausgesehen hatte wie ich, vielleicht ein bisschen älter. Bis dahin hatte ich gedacht, ich wäre die Einzige, und es fühlte sich gut an zu wissen, dass ich nicht allein war. Das klingt, als wäre ich ein schlechter Mensch, aber ich wollte ihn zum Freund.

Cyrus

»Der Mann existiert offiziell gar nicht«, sagt Badger und schiebt seinen Stuhl zurück. Wir sitzen in seinem Studio an einem mit Tintenflecken übersäten Schreibtisch vor identischen Monitoren, die unser Gesicht beleuchten. Seit drei Stunden sucht Badger Informationen über Fraser Manning und hat praktisch nichts zutage gefördert. Abgesehen davon, dass er hin und wieder in einem Wirtschaftsartikel zitiert wird, tritt Manning offenbar gar nicht öffentlich in Erscheinung. Es gibt nichts bei LinkedIn oder einem anderen Portal für berufliches Networking.

»Wie kann jemand im Aufsichtsrat einer großen wohltätigen Stiftung sitzen und kein Foto, keinen Lebenslauf oder sonst irgendeinen beruflichen Fußabdruck hinterlassen?«, fragt Badger und erweitert die Suche auf die Solicitors Regulation Authority und die englische Anwaltskammer. Mannings Name taucht auf beiden Seiten nicht auf.

»Er hat mich gefragt, ob ich in Cambridge studiert habe«, sage ich und frage mich, ob das hilft.

»Das Studentenverzeichnis sollte alle Studenten und ihre Abschlüsse aufführen, doch unter seinem Namen habe ich nichts gefunden«, erwidert Badger.

Das einzige Foto, auf das wir gestoßen sind, wurde bei der Henley Royal Regatta aufgenommen und vor Jahren im *Tatler* -Magazin veröffentlicht. Es zeigt Manning mit schwarzer Krawatte und einem Strohhut in einer Gruppe von Feiernden, die mit Champagnerflöten anstoßen. Hinter ihm steht ein Mann mit sandfarbenem Haar und fliehendem Kinn, der den Arm um die Taille einer jungen Frau legt. Ihre Haut ist so blass, dass sie aus Porzellan sein könnte.

»Eine Verlobung«, liest Badger die Bildunterschrift. »James Everett und Sara Connelly.«

Ich bitte ihn, das Debrett's aufzurufen – die »Bibel« des englischen Adels – und Lord Phillip Everett nachzuschlagen.

»Drei Ehen, sechs Kinder«, sagt Badger. »Sein ältester Sohn James Patrick Everett hat 2011 Sara Philomena Connelly geheiratet.«

»Das ist die Verbindung zwischen Fraser Manning und Lord Everett«, sage ich. »Sie haben sich über seinen Sohn kennen gelernt.«

»Das erklärt immer noch nicht, warum Fraser Manning so ein Phantom ist. Es sei denn ... «

»Was?«

»Er hat seinen Namen geändert.« Badger startet eine neue Suche im Register der Namensänderungsurkunden. »Das steht jedem frei, der älter als sechzehn ist. Eine legale Namensänderung muss nicht bei anderen Behörden verzeichnet werden«, erklärt er. »In diesem Fall würde ich normalerweise eine Spur von Einträgen erwarten, die plötzlich endet.«

»Wie findet man den Originalnamen?«

»Per Ausscheidungsverfahren.«

Eine halbe Stunde später hat er einen möglichen Treffer gefunden – einen Francis Lewinsky, geboren im August 1970 in London. Sein Vater Alfred und seine Mutter Ella führten einen Fish-and-Chips-Laden in Finchley. Francis gewann ein Stipendium an die Highgate School und studierte später am Fitzwilliam College in Cambridge Jura.

»Das muss er sein«, sage ich. »Aber warum wird Francis Lewinsky zu Fraser Manning?«

»Vielleicht wollte er seine jüdischen Wurzeln verbergen«, schlägt Badger vor.

»Ist das noch notwendig?«

Mit dem neuen Namen findet Badger ein weiteres Foto. Es zeigt einen Ruder-Achter aus Cambridge. Die jungen Männer posieren in Unterhemden und Elasthan-Shorts am Fluss und halten die Steuerfrau waagerecht über ihre Köpfe, während ihr Boot im Vordergrund wippt.

Badger vergrößert das Bild, schneidet Lewinskys Gesicht aus und erstellt per Copy and Paste eine neue Datei.

»Das lasse ich durch die Gesichtserkennungssoftware laufen«, erklärt er. »Der Typ kann nicht *alle* Kameras gemieden haben.«

Er lädt das Bild hoch und startet die Suche. Nach zehn Minuten gibt es ein halbes Dutzend Bilder, die Manning und Lewinsky ähnlichsehen, aber nicht derselbe Mann sind.

Ein neues Foto erscheint.

»Das ist er«, sage ich.

Badger liest die Bildunterschrift: »Ein anderer Name: Frazier Fox.«

Das Foto zeigt einen jungen Mann, der in Strumpfhose und mit Rüschenkragen von einer Bühne ins Publikum grinst, als würde er in einem Shakespeare-Drama oder einer Farce mitspielen.

»Das ist aus der Studentenzeitung der Harvard Law School«, sagt Badger. »Vielleicht hat Fraser Manning einen Zwillingbruder.«

»Nein, das ist er. Er ist eine Art Tom Ripley.«

Badger sieht mich verständnislos an.

»Die Kriminalschriftstellerin Patricia Highsmith hat eine Figur namens Tom Ripley erschaffen, einen hoch funktionsfähigen Soziopathen, der aus einer armen Familie stammt, sich jedoch ein privilegiertes Leben wünscht. Deshalb verschafft er sich mit seinem Charme Zugang zu der Welt der Reichen und Mächtigen und nährt sich von ihnen, er stiehlt Identitäten, lügt, betrügt und mordet ... «

Jetzt hat Badger drei Namen, mit denen er arbeiten kann. In der nächsten Stunde rekonstruieren wir zeitliche Abläufe und Zusammenhänge. Mannings Eltern starben beide, als er noch aufs Gymnasium ging, seine Schulgebühren wurden durch ein Stipendium gedeckt. Nach dem juristischen Examen in Cambridge tauchte er 1993 in Harvard wieder auf, wo er den Namen Frazier Knox benutzte. Unter diesem Namen schloss er sich als Junior-Analyst auch der US -amerikanischen Investmentbank Bear Stearns in New York an. Bis 2000 hatten er und ein Kollege sich selbstständig gemacht, diverse Kunden von Bear Stearns mitgenommen und führten eine Investment- Beratungsfirma mit Sitz auf den amerikanischen Virgin Islands. Schon bald verwalteten sie Vermögen im Wert von Milliarden von Dollar und boten einige der reichsten Familien Amerikas.

2005 porträtierte eine Zeitung in Miami Frazier Knox als den begehrtesten Junggesellen der Stadt, der selbst für enge Freunde

»ein Mysterium« bleibt. Ein anderer Artikel gibt ihm den Spitznamen »der Wizzard der Wall Street«, während ein dritter ihn eine Kreuzung aus Jay Gatsby und Howard Hughes nennt.

2007 ändert sich der Ton der Berichterstattung: Es ist von Liquiditätsproblemen der Firma die Rede, von Kunden, die ihr Vermögen abziehen. Von einem Bail-out.

»Die globale Finanzkrise hat sie erwischt«, sage ich.

»Er und sein Partner haben sich gegenseitig verklagt«, sagt Badger, aber das ist nicht das Einzige. Er zeigt mir einen kleinen Artikel von den Virgin Islands über die polizeiliche Vernehmung eines britischen Staatsbürgers wegen der Vergewaltigung eines achtjährigen Mädchens.

»Sie war die Tochter seines im Haus wohnenden Hausmädchens«, sagt Badger.

»Wurde Anklage erhoben?«

»Ich glaube nicht. Warte. Es gibt einen Folgeartikel in den *Virgin Islands Daily News*, in dem der Polizeichef das Ganze als ein Missverständnis bezeichnet.«

»Wie kann man eine Vergewaltigung missverstehen?«

Badger zuckt die Schultern und sucht nach mehr, doch das bleibt die letzte Erwähnung des Falls.

Der Vorwurf der Vergewaltigung, noch dazu eines Kindes, ist ein Hinweis auf Mannings sexuelle Vorlieben. Und es ist verdächtig, wie schnell die Anschuldigung fallen gelassen wurde. Wen hat er bestochen, um die Vorwürfe aus der Welt zu schaffen? Die Familie? Die Polizei? Beide?

Deshalb wurde aus Frazier Fox Fraser Manning. Er kam zurück nach Großbritannien, änderte seinen Namen und erfand sich neu, arbeitete als Anwalt und Investment-Berater und nutzte seine alten Universitätskontakte, um sich eine Anstellung bei Lord Phillip Everett zu sichern.

Die psychologische Erklärung ist noch eindeutiger. Manning ist ein klassischer Soziopath, der weniger Ruhm als Macht und Einfluss sucht. Wo andere die Schönheit der Welt erkennen, sieht er nur, wie er von ihr profitieren kann. Beziehungen dienen allein seinen persönlichen Interessen. Es geht nicht um Liebe oder Hass, sondern um Doppelzüngigkeit, Täuschung und seine eigene verdorbene Lust.

Badger lehnt sich zurück und reibt sich die Augen.

»Kannst du noch eine Sache für mich nachsehen?«, frage ich.
»Dalgety Lodge in Schottland. Ich möchte wissen, wer der Besitzer ist.«

Die Website lädt sofort, und ich erkenne das Haus von den Fotos auf Eugene Greens Handy wieder, nur dass diese Bilder professionelle Hochglanzabbildungen sind, die ein großes Herrenhaus aus grauem Stein zeigen, das von hohen, in Nebel eingehüllten Bergen umgeben ist.

Ich lese, was auf der Homepage steht.

Dalgety Lodge, erbaut 1884, ist heute ein Boutique-Hotel und eine der exquisitesten Unterkünfte in den schottischen Highlands. Auf dem 160 Hektar umfassenden Anwesen besteht die Möglichkeit zum Lachsfischen, zur Pirschjagd, zum Bergwandern und zur Moorhuhn jagd. Unser Haus ist luxussaniert und steht auf flexibler und exklusiver Basis für Unternehmensklausuren, Firmen-Events und besondere Anlässe zur Verfügung – inklusive einer Belegschaft aus engagiertem Hotel-Management, Chefkoch und Housekeeping-Personal, die Ihren Aufenthalt in Dalgety Lodge zu einem unvergesslichen Erlebnis machen möchte .

Ich scrolle mich durch die Fotos von Zimmern, Salon und Aufenthaltsbereich sowie ein Foto eines prachtvoll gedeckten Tisches im Speisesaal.

»Alles, was ein schottischer Gutsherr braucht«, sagt Badger. »Und alles für dreißigtausend Pfund die Woche.«

Ich nehme mein Handy aus der Tasche und tippe die auf dem Bildschirm angegebene Nummer ein. Eine Frau, die eher englisch als schottisch klingt, antwortet mit einer Stimme, mit der man Silberbesteck polieren könnte.

»Guten Tag, Dalgety Lodge, wie kann ich Ihnen helfen?«

»Ich rufe im Namen von Lord Everett an. Er hofft, dass sich ein Aufenthalt im August arrangieren lässt.«

»Wir sind leider vollkommen ausgebucht«, erwidert sie.

»Und im September?«

»Anfang Dezember ist eine Woche frei. Das ist der frühestmögliche Termin.«

»Ich war schon einmal bei Ihnen zu Gast. Vor sieben Jahren.«

Sie antwortet nicht.

»Die Woche wurde von Fraser Manning organisiert.«

Wieder nichts.

»Ich wollte eine Art Wiederzusammenkunft organisieren, kann mich jedoch nicht an die Namen aller Gäste erinnern. Vielleicht verfügen Sie über Unterlagen ... «

»Wir geben keine Namen heraus«, sagt sie, als sollte das selbstverständlich sein. »Wir achten die Privatsphäre unserer Gäste.«

»Selbstverständlich. Wäre es möglich, die Lodge zu besuchen, bevor ich mich endgültig entscheide? Ich bin häufig geschäftlich in Schottland.«

»Da müssten Sie an einem Sonntag kommen. Unsere Gäste checken mittags aus.«

»Das würde passen.«

Sie fragt nach meinem Namen, und ich überlege kurz, ihr einen falschen zu nennen. Aber wenn ich Einsicht in die Gästeliste möchte, wird man ohnehin einen Ausweis sehen wollen. Und wenn ich jetzt lüge, ist das kein guter Start.

Badger hat zugehört. »Fährst du wirklich nach Schottland?«

»Ich brauche diese Namen.«

Cyrus

Lenny Parvel nimmt eine Möhre aus dem Kühlschrank, beißt ab und kaut wie ein Kaninchen aus einem Zeichentrickfilm. Wir sitzen in der Küche ihres renovierten Bauernhauses am Stadtrand von Nottingham, wo Felder und Weiden von der sich ausdehnenden Stadt geschluckt worden sind.

Lenny hört mir seit zwanzig Minuten ohne Kommentar oder Frage zu. Ich weiß, was sie macht. Sie lässt mich meine Argumente darlegen, als würde ich ein Modellflugzeug zusammenkleben, um zu sehen, ob ich es zum Fliegen bringe.

Nick, ihr Mann, kommt aus dem Garten herein, wo er die Hecke geschnitten hat. Er ist der behaarteste Mensch, den ich kenne, weshalb Lenny ihn »Bär« nennt. Ich mag Nick. Ich glaube, er mag mich auch. Sie haben zwei Söhne (Stiefsöhne in Lennys Fall), der eine Arzt, der andere Zahnarzt, die Lenny behandeln, als wäre sie die einzige Mutter, die sie je hatten.

Nick füllt ein Glas mit Wasser, trinkt geräuschvoll und kleckert auf sein altes Hemd.

»Wir sind beschäftigt«, sagt Lenny.

»Polizeiangelegenheiten«, sagt Nick, streicht mit der Hand über ihren Rücken und tätschelt ihren Hintern, weil er denkt, dass niemand es sieht.

»Es dauert nicht lange«, sagt Lenny.

»Gut. Du bist mit Kochen dran.«

»Ich habe gestern gekocht.«

»Nein. Du bist spät nach Hause gekommen, und wir haben etwas bestellt.«

Lenny beißt erneut in ihre Möhre. »Aber ich hab es bezahlt.«

Bär lässt uns allein. »Wie hast du die Verbindung zu Fraser Manning hergestellt.«

»Jimmy Verbic hat mir seinen Namen genannt.«

»Bevor er versehentlich gestürzt ist.«

»Es war kein Unfall. Es war Selbstmord.«

Lenny reagiert nicht; einen Moment lang sind wir wie Vögel, die in einer Böe in der Luft stillstehen.

»Du hast gegenüber der Polizei eine Falschaussage gemacht«, sagt sie.

»Ich wollte Jimmy schützen.«

»Wieso braucht er Schutz?«

»Ein Selbstmord befleckt alles in seinem Leben; alles, was er erreicht hat – seinen Dienst an der Öffentlichkeit, seinen wirtschaftlichen Erfolg. Und für die Familie ist es auch schwerer.«

Lenny weiß, dass ich recht habe. Sie läuft auf und ab und berührt diverse Oberflächen, die Arbeitsplatte, den Herd, den Kühlschrank.

»Du glaubst, Manning hat ihn erpresst?«

»Ich weiß nicht, aber in Schottland ist irgendwas passiert. Evie erinnert sich daran, in Dalgety Lodge gewesen zu sein.«

Lenny fährt herum und zeigt mit dem Finger auf mich. »Du hast mit ihr gesprochen!«

Ich erkenne meinen Fehler und versuche zurückzurudern. »Ich habe ihr die Fotos in Langford Hall gezeigt, bevor sie weggelaufen ist.«

»Du hast Eugene Greens Mutter erst nach der Ermordung von Ruby Doyle besucht.«

Ich antworte nicht.

»Wo ist sie?«, fragt Lenny.

»Sicher.«

»Das ist nicht gut genug. Wo ist sie?«

»Es tut mir wirklich leid, Lenny, aber das kann ich dir nicht sagen.«

»Das ist Bullshit, Cyrus. Sie ist Zeugin in einem Mordfall. Sie kann bei der Identifizierung der Täter helfen. Ich lasse Polizisten im ganzen Land nach ihr suchen.«

»Es ist nichts Persönliches«, sage ich. »Ich vertraue dir vorbehaltlos. Aber den anderen nicht.«

»Wem?«

»Heller-Smith.«

Lenny beißt die Zähne zusammen und schließt die Augen. Es gibt

verschiedene Sorten von Schweigen. Dieses riecht nach Enttäuschung und Traurigkeit.

Ich warte nicht, bis sie etwas sagt.

»Als Evie in Dalgety Lodge war, hat sie dort ein anderes Kind gesehen – einen Jungen. Es war Patrick Comber. Er ist am 29. November 2012 in Sheffield verschwunden.«

»Das ist mehr als sieben Jahre her. Wie alt war Evie da? Elf?«

»Sie ist sich sicher.«

»Ich habe ihre Akten gelesen, Cyrus. Ich traue keinem Wort aus ihrem Mund.«

»In diesem Punkt lügt sie nicht.«

»Okay, dann bring sie mir her. Lass mich sie befragen. Wir werden ihren Anschuldigungen nachgehen.«

»Wirst du Fraser Manning verhaften?«

Das ist keine Frage, die Lenny gern beantwortet. »Er ist der persönliche Anwalt eines Politikers mit besten Beziehungen.«

»Falsche Antwort.«

»Sei vernünftig, Cyrus.«

»Fraser Manning führt Schmutzakte über Leute«, erwidere ich ebenso heftig. »Er erpresst sie. Er nutzt ihre Schwächen aus.«

»Laut Angaben eines Toten.«

»Menschen sterben, wenn sie ihm in die Quere kommen. Hamish Whitmore, Harley Parker, Ruby Doyle, Terry Boland ... Mein Bruder wurde vergiftet. Evie wird gejagt. Das kannst du nicht einfach so abtun.«

»Ich kann aber auch keine Ermittlung nur aufgrund der Aussage eines schwer gestörten Teenagers aufnehmen.«

»Ich bin nicht blind für die Risiken.«

»Ich glaube doch. Ich glaube, dieses Mädchen hat dich verhext. Die Frage, die sich mir stellt, lautet: Warum?«

»Sie ist ein Opfer.«

»Nein, es ist mehr als das. Sag mir, wo sie ist.«

»Nein.«

»Dann lass ich dich verhaften.«

Ich strecke die Hände aus, um mir Handschellen anlegen zu lassen. Wir meinen es beide ernst.

Die Haut über Lennys hohen Wangenknochen spannt sich straff,

sie packt mit beiden Händen eine Stuhllehne so fest, dass ihre Handgelenke weiß werden.

Ich erwarte, dass sie mich anschreit, doch sie spricht überraschend ruhig. »Du riskierst alles für dieses Mädchen: deine Karriere, deinen Ruf, vielleicht deine Freiheit. Was, wenn du dich irrst?«

»Ich irre mich nicht.«

Lenny schweigt einen Moment, fasst sich an die Mundwinkel und starrt an mir vorbei.

»Du hast vierundzwanzig Stunden, um Evie Cormac an die Polizei auszuliefern. Danach lasse ich dich wegen Behinderung einer Mordermittlung verhaften.«

»Verstanden. Du musst mir nur noch einen Gefallen tun.«

»Du bist nicht in der Position, darum zu bitten.«

»Ich weiß. Ich möchte, dass du in den offiziellen Datenbanken einen Namen für mich suchst: Adina Osmani.«

»Wer ist das?«

»Das ist Evie Cormacs richtiger Name.«

Evie

Tilda will meine Haare flechten, aber so lange kann ich nicht stillsitzen. Meine Beine wippen, ich kaue an den Nägeln und wünsche, ich hätte eine Zigarette, obwohl ich kotzen müsste, wenn ich jetzt eine rauchen würde. Ich muss in Bewegung bleiben, gehe vom Fenster zur Tür, ins Bad und in die Küche. Als würde ich in einem Käfig auf und ab laufen.

Tilda redet gern, was mich an Ruby erinnert, und das macht mich traurig. Sie erzählt mir von Badger und sich, dass sie ein Baby haben will, während er denkt, dass es schon genug Kinder auf der Welt gibt, und sich sorgt, dem Planeten könnten Wasser, Nahrung und Platz ausgehen. So weit in die Zukunft habe ich noch nie gedacht.

»Wir könnten nicht unterschiedlicher sein«, sagt sie. »Ich bin extrovertiert, er ist introvertiert. Meine Familie hat Geld, Badger wurde von seiner Mutter allein aufgezogen und musste ab sechzehn arbeiten, um seinen jüngeren Bruder zu unterstützen. Er ist ordentlich. Ich bin chaotisch. Er macht Pläne. Ich mache alles aus der Lamäng.«

»Was ist Lamäng?«

»Aus dem Stegreif.«

Ich verstehe immer noch nicht, lasse sie aber weiterreden.

»Er ist die Sonne zu meinem Mond. Das Yin zu meinem Yang. Der Käse zu meinen Makkaroni.«

Wir sitzen in ihrem kleinen Wohnzimmer, das mit Kunsthandwerksarbeiten vollgestellt ist, schiefe handbemalte Töpfereien, Wandteppiche aus Perlen und ein poliertes Stück Treibholz, das sie an einem Strand in Norfolk gefunden hat.

»Cyrus sagt, du bist ein Blumenkind.«

»Ich bin Spiritualistin«, entgegnet Tilda.

»Redest du mit Geistern?«

Sie lacht. Ich versuche, nicht wütend zu werden.

»Was ist mit Gott?«

Tilda macht leise *Hmmmmm*. »Ich glaube, wir werden mit Gott in uns geboren, aber wenn wir erwachsen werden, verlieren wir Teile von ihm. Deswegen suchen die Menschen ihn und können ihn nicht finden, weil sie nicht wissen, wie er aussieht.«

»Was glaubst du, wie er aussieht?«

»Also, er ist bestimmt kein alter weißer Mann – von denen haben wir schon zu viele, die den Laden schmeißen. Ich glaube nicht, dass Gott ein Mann oder eine Frau ist. Er ist weder schwarz noch weiß noch irgendeine andere Hautfarbe. Er hat weder glattes noch krauses Haar.«

»Vielleicht ist Gott ein Hund«, sage ich.

Tilda klatscht in die Hände. »Das ist genial!«

Als sie diesmal lacht, stimme ich mit ein.

»Möchtest du, dass ich dich Adina nenne?«, fragt sie.

»Nein. Ich bin jetzt Evie.«

Sie zuckt die Schultern und fängt an, von japanischen Heilpraktiken zu reden. Eine Reiki-Massage könne negative Energien channeln und emotionalen Stress abbauen. »Ich kann dir eine geben, wenn du möchtest.«

»Ich mag es nicht, angefasst zu werden.«

»Es ist ganz sanft. Du merkst es kaum. Leg dich hin.«

»Ich ziehe mich aber nicht aus.«

»Dann lass es.«

Ich lege mich steif wie ein Brett auf den Bauch auf den Boden. Ich merke, dass Tilda sich über mich beugt, spüre ihre Hände jedoch kaum. Ihr Ton ist ruhig und freundlich.

»Einmal hat eine Frau einen Orgasmus gekriegt, als ich ihr Ohrläppchen berührt habe«, sagt sie.

»Das war bestimmt peinlich.«

»Nein. Es ist natürlich.«

»Für dich vielleicht.«

Ich höre Schritte auf der Treppe, rappele mich auf die Knie und sehe mich nach einem Versteck um. Es klopft leise.

»Ich bin's nur«, sagt Cyrus.

Tilda küsst ihn auf die Wange. Wird von mir das Gleiche erwartet?
Ich rühre mich nicht.

»Ich war bei der Polizei«, sagt Cyrus. »Lenny Parvel garantiert deine Sicherheit.«

»Du hattest es mir versprochen«, sage ich anklagend.

»Ich habe ihr nicht gesagt, wo du bist.«

Ich entspanne mich. Tilda setzt Teewasser auf. Warum glauben die Leute, alles würde besser, wenn sie kochendes Wasser auf getrocknete Blätter gießen?

»Ich habe noch ein Foto für dich«, sagt Cyrus und greift in seine Jackentasche.

Ich blicke nach unten. Mein Herz schlägt mir bis zum Hals.

»Hast du ihn schon einmal gesehen?«

»Ja.«

»Kennst du seinen Namen?«

»Nein.«

»Wo hast du ihn gesehen?«

Mein Kopf wiegt hin und her. Ich habe die Arme vor der Brust verschränkt.

»Ist er der Mann, den du Onkel genannt hast?«

Ich nicke.

»Ist er ...? Ist er der Mann ...?« Cyrus stockt und setzt neu an. Er ist nervöser als ich. »Hat er dich vergewaltigt?«

Das Wort Vergewaltigung klingt seltsam in dem Zusammenhang. Ich habe mich nicht gewehrt. Ist es dann eine Vergewaltigung oder etwas anderes? Kein Einvernehmen, aber eine Art stummer Akzeptanz.

»Ich brauche mehr von dir, Evie. Ich brauche Beweise, um diese Männer aufzuhalten.«

»Was für Beweise?«

»Materielle Belege. Fingerabdrücke. DNA . Belastendes Beweismaterial.«

In diesem Moment weiß ich die Antwort. In meinem Bewusstsein öffnet sich ein Fenster, eine Erinnerung schlüpft heraus und durchquert die Jahre zwischen damals und heute; etwas, das ich in Schottland zurückgelassen habe, als ich noch ein Mädchen war, das zur Frau wurde.

»Bring mich dorthin zurück«, sage ich. »Das wird mir helfen, mich zu erinnern.«

Cyrus

Wir brechen vor Anbruch der Dämmerung auf und fahren die ersten drei Stunden im Dauerregen auf der M1 Richtung Norden, bevor wir die südlichen Ausläufer der Pennines streifen. Badger hat mir seinen Transporter geliehen, der vollgepackt ist mit seiner Tätowierausrüstung und wegen der Kunstwerke auf den Seiten die Blicke anderer Autofahrer anzieht.

Lenny hat mir vierundzwanzig Stunden gegeben, was mehr ist, als ich verdient habe. Ich war zu harsch, als ich mit ihr gesprochen habe; ich habe Dinge gesagt, die ich bedauere. Die Erinnerung ruft ein Bild von Jimmy Verbic wach, der wie eine Marionette mit abgeschnittenen Fäden durch die Luft trudelt. Ich packe das Lenkrad fester, als wollte ich die Hand ausstrecken und ihn in Sicherheit ziehen, doch er fällt immer tiefer, Stockwerk für Stockwerk, bis sein Körper auf dem schlammigen Boden zerbricht. Ich blinzele die Tränen weg, bevor Evie sie sehen kann.

Die meisten Leute glauben, ich sei forensischer Psychologe geworden, weil ich verstehen will, warum meine Familie ermordet wurde und warum mein Bruder auf die Stimmen in seinem Kopf anstatt auf die Worte in seinem Herzen gehört hat. Ich weiß nicht, ob das der Grund ist, weil ich mir nicht sicher bin, ob wir aus der Geschichte lernen. Jede Generation macht die gleichen Fehler und führt die gleichen Ausreden an.

Ich bin einunddreißig Jahre alt und war noch nie verliebt. Ich hatte Affären, One-Night-Stands und kurze intensive Schwärmereien, aber es war nie die ganz große Leidenschaft, nie die *wahre* Liebe. Ich frage mich, warum. Warum wache ich angesichts all der Möglichkeiten nicht jeden Morgen aufgeregt auf? Warum ergreife ich nicht den Tag, fordere das Schicksal heraus, sauge das Mark aus dem Leben und werfe es weg? Wenn ich eine Erklärung wagen

müsste, wäre es diese: Ich habe nie eine Frau getroffen, die so zentral für meine Existenz war, dass ich ohne sie nicht weitermachen wollte, eine Frau, die mir mehr am Herzen lag als ich selbst. Wenn ich mit Evie zusammen bin, höre ich auf, darüber nachzudenken, was mit meiner Familie geschehen ist und wie ich es ertragen habe. Ich habe einen neuen Fokus, der in die Zukunft statt in die Vergangenheit weist. Sie zu retten wäre genug.

Evie hat während der Fahrt geschwiegen und, die Knie an die Brust gezogen, durch die Windschutzscheibe gestarrt, die die Scheibenwischer im gleichmäßigen Takt eines Metronoms klar wischen.

»Ist dir kalt?«

»Nein.«

»Hast du Hunger?«

»Nein.«

Ich stelle ihr weitere Fragen zu ihrer Kindheit, doch ihre Antworten klingen steif, ihre Mundwinkel sind herabgezogen.

»Was ist mit deinem Vater geschehen?«

»Er ist bei der Arbeit gestorben.«

»Was hat er gemacht?«

»Er war Schlachter auf einem Schlachthof. Er hat im Futter seines Mantels immer Fleischstücke herausgeschmuggelt und zu Hause auf den Küchentisch gelegt, als wäre er Babagjyshi i Vitit të Ri.«

»Wer?«

»Unser Nikolaus, aber er kommt am Silvesterabend.«

Zum ersten Mal höre ich einen winzigen Hauch ihres früheren Akzents. Ich weiß nur wenig über Albanien; genug, um es auf einer Landkarte zu finden, direkt nördlich von Griechenland und östlich von Italien, aber ich wüsste weder die Hauptstadt noch einen berühmten Albaner zu nennen. Ich weiß, dass es ein kommunistischer Staat war, der sich ein halbes Jahrhundert lang von der Welt abgeschottet hatte, bis er sich 1990 endlich öffnete. Die ersten Journalisten, die ins Land kamen, entdeckten ein Volk, das noch zu Chubby Checker twistete und mit Bill Haley and His Comets *Rock Around The Clock* tanzte.

»Wie ist dein Vater gestorben?«, frage ich.

»Sie haben gesagt, es war ein Unfall. Er ist mit dem Arm in eine Maschine gekommen.«

»Wie alt warst du da?«

»Acht.«

»Und der Knopf, den du mit dir herumträgst? Du hast gesagt, er ist vom Mantel deiner Mutter.«

»Es war ihr Lieblingsmantel.«

»Was ist mit ihr geschehen?«

»Das hab ich dir erzählt.«

»Wie ist sie gestorben?«

»Das spielt keine Rolle.« Evies Stimme hat einen harten Unterton angenommen. Ich weiß, dass sie mich warnen will, sie in Ruhe zu lassen.

Stille füllt ein weiteres Dutzend Meilen.

Schließlich bricht Evie das Schweigen.

»Bist du in sie verliebt?«

»In wen?«

»In Sacha. Oder wen vögelst du sonst noch?«

»Ich glaube nicht, dass dich das was angeht.«

»Genau.«

Nun schweige ich. Das macht Evie mit Absicht. Sie will, dass ich sie anlüge, damit ich bin wie die anderen Männer, die sie gekannt hat, die Benutzer, Missbraucher und Betrüger.

Bis zum Mittag haben wir die Außenbezirke von Glasgow und das Westufer von Loch Lomond passiert. Mein Pager piept. Drei Worte von Lenny: *Ruf mich an*.

Ich halte an einem Pub am Straßenrand, auf dessen Parkplatz Touristenbusse stehen. Der Hauptschankraum hat niedrige Decken und einen Doppelkamin an jedem Ende.

Evie geht auf die Toilette, während ich Lenny anrufe.

»Bist du mit Evie unterwegs?«, fragt sie.

»Willst du den Anruf zurückverfolgen lassen?«, frage ich zurück.

Einen Moment lang schweigen wir beide.

»Der Mann, der sich Thomas Sakr nennt, ist ein Ex-Militär. Zwei Einsätze in Afghanistan und einen weiteren im Irak. Richtig heißt er John Paul Berendt.«

Lenny wartet, ob mir der Name irgendwas sagt.

»Ich habe Eileen Whitmore sein Foto gezeigt«, fährt sie dann fort. »Er ist der Mann, der ihr erzählt hat, Hamish hätte Selbstmord begangen.«

»Was ist mit der Empfangssekretärin in Langford Hall?«

»Sie kommt auf die Polizeistation.« Lenny liest von ihren Notizen ab. »Berendt war Hauptmann bei der Armee, 2008 wurde er wegen der Erschießung von zwei Afghaninnen an einem Kontrollpunkt in der Provinz Helmand vor ein Kriegsgericht gestellt. Er behauptete, die Frauen wären Sympathisantinnen der Taliban gewesen, die unter ihren Burkas Sprengstoff geschmuggelt hatten, doch er hat ohne Warnung geschossen. Er verbrachte zwei Jahre in einem Militärgefängnis in Deutschland und wurde dann zur Verbüßung der Reststrafe nach Großbritannien verlegt. 2011 wurde er entlassen und hat gleich den ersten Termin mit seinem Bewährungshelfer versäumt. Danach ist er untergetaucht und als Security-Berater einer Ölfirma im Mittleren Osten wieder an der Oberfläche erschienen.« Ein Söldner, meint sie. »Später war er als Leibwächter der saudischen Königsfamilie in Riad angestellt.«

»Gibt es irgendeine Verbindung zu Fraser Manning oder der wohltätigen Organisation?«

»Berendt hat ein Jahr in Birmingham im Gefängnis gesessen. Dort unterhält die Organisation ein Rehabilitationszentrum.«

»Wo ist er jetzt?«

»Vom Winde verweht. Laut Unterlagen der Einwanderungsbehörde besitzt Berendt einen Saudischen und einen Schweizer Pass. Zuletzt ist er vor sechs Wochen bei der Einreise nach Großbritannien mit einem Flug aus Genf registriert worden.« Lenny senkt ihre Stimme noch weiter. »Der Mann ist ein Profi-Killer. Du musst Evie zu uns bringen. Wir können sie an einem sicheren Ort schützen.«

»Du hast mir vierundzwanzig Stunden gegeben.«

»Das war vorher. Ich kann einen Wagen schicken.«

»Gib mir noch ein paar Stunden. Sie erinnert sich.«

Lenny will widersprechen, doch ich lege auf und schalte mein Handy ab, als Evie von der Toilette kommt. Sie blickt suchend zur Bar. Ich winke. Sie wirkt erleichtert und winkt zurück.

»Hast du Hunger?«, frage ich.

»Ein wenig.«

Ich bestelle überbackene Sandwiches und eine Portion Pommes frites für uns beide. Evie trinkt ein Lemon Squash, ich bleibe bei Wasser. Das Mädchen hinter der Theke versucht, ein Gespräch mit Evie anzuknüpfen. Sie sind etwa gleich alt, aber Evie weiß nicht, wie sie reagieren soll. Später sehe ich, wie sie die Barfrau beim Plaudern mit anderen Gästen beobachtet, als würde sie sich im Kopf Notizen machen, wie man mit Menschen interagiert.

Manchmal vergesse ich, wie naiv und weltfremd Evie trotz ihres Martyriums noch ist. Sie hat mehr Tragik erlebt als die meisten von uns in einem ganzen Leben, trotzdem erwarten wir, dass sie dankbar für unsere Hilfe ist und höhere Ideale hat. Wo sollte sie die herhaben?

Dann fahren wir weiter Richtung Norden über das Rannoch Moor, eine windgepeitschte Ebene mit Felsen, Heide und Seen, die schwärzer aussehen als Öl. Die Wolken teilen sich, und die schräg einfallenden Sonnenstrahlen sehen aus wie Rampen von der Erde in den Himmel.

Zehn Meilen vor Glencoe biege ich von der Hauptstraße ab und folge einem gewundenen einspurigen Asphaltband über steinerne Bogenbrücken und Kanäle. Auf allen Seiten ragen Berge auf, manche Hänge sind durchzogen von silbernen Streifen – Wasserfälle, die an Felswänden in die Tiefe stürzen.

»Erinnerst du dich an diesen Weg?«, frage ich.

»Es war dunkel.«

Alle paar Hundert Meter erweitert sich die Straße für eine Haltebucht. Wir lassen ein Wohnmobil und einen Wagen mit Anhänger überholen, der mit Kajaks beladen ist.

Hin und wieder kommen wir durch ein dichtes Waldstück mit Nutzkiefern. In einem von ihnen verpasse ich beinahe das Hinweisschild der Dalgety Lodge. Das Tor steht offen, und ein Weg führt uns durch eine Gruppe von Nadelhölzern bis vor das Haus.

Als ich höre, wie Evie vernehmlich die Luft anhält, weiß ich, dass wir am Ziel sind.

Die runde Auffahrt führt uns an einem steinernen Brunnen mit einer griechischen Göttin vorbei, die sich aus dem Wasser erhebt. Es ist der Brunnen von den Fotos auf Eugene Greens Handy.

Ich schalte den Motor aus und sehe Evie an. Sie ist bleich geworden. Sogar ihre Sommersprossen sind verblasst. Eine Haarsträhne fällt ihr ins Auge, die sie mit einer Hand aus dem Gesicht streicht.

»Du schaffst das«, sage ich.

Sie schluckt und schüttelt den Kopf.

Ich erkläre ihr, dass sie atmen soll. Es ist okay, Angst zu haben. Die mächtigsten Erinnerungen sind solche, die die Wirklichkeit wiedererschaffen und uns zwingen, sie ein ums andere Mal neu zu durchleben. Und Evie muss für mich zurückgehen ... sie muss sich erinnern.

»Was kannst du mir von Patrick Comber erzählen?«

Evie

Der Junge. Wir haben nur einmal miteinander gesprochen. Ich bin in der Nacht aufgewacht, weil ich dachte, jemand hätte an meine Tür geklopft oder mich gerufen. Ich war wieder in meinem Zimmer über der Küche, eingewickelt in die mit Entenfedern gefüllte Decke; ein widerlicher Gedanke, aber mir war kalt.

Dann hörte ich das Geräusch wieder. Es kam aus der Ecke des Zimmers. Zuerst dachte ich, es wäre ein Tier, das mit mir zusammen eingesperrt war. Ich kroch aus dem Bett und zwängte mich zwischen den Kleiderschrank und die Wand, wo ich eine kleine, speziell angepasste, viereckige Metallplatte entdeckte, die weiß lackiert und mit Rosen und Reben verziert war. Ich hielt das Gesicht dicht an die Platte und spürte einen Lufthauch auf der Wange. Auf der anderen Seite war Licht. Ein anderes Zimmer.

Ich klopfte an die Wand. Das Weinen verstummte.

Ich klopfte noch einmal und wartete.

Mein Klopfen wurde erwidert.

»Ich bin's nur«, sagte ich. »Alles in Ordnung bei dir?«

Im nächsten Moment tauchte ein Gesicht auf der anderen Seite der Platte auf. Ich konnte nur seine Augen und seine Nase sehen.

»Wer bist du?«, fragte er.

»Adina.«

»Kannst du mir helfen?«

»Ich glaube nicht.«

»Ich will nach Hause.«

Er fing wieder an zu weinen. Ich versuchte, die richtigen Dinge zu sagen, aber ich hatte keine Worte, um ihn zu trösten oder seine Fragen zu beantworten.

»Wie heißt du?«, fragte ich.

»Paddy.«

»Bist du Ire?«

»Nein.« Er schniefte. »Es ist eine Abkürzung für Patrick, aber meine Familie nennt mich Nemo.«

»Wie der Fisch?«

»Ja. Es ist ein Spitzname, den meine Eltern mir schon vor meiner Geburt gegeben haben.«

»Warum?«

»Einer meiner Arme ist kürzer als der andere, aber nicht viel. Ich kann trotzdem alles machen, was andere Leute machen. Besser als die meisten.«

Er wischte sich mit dem Ärmel die Nase ab, und dabei fiel mir seine Armbanduhr auf. Ich erinnere mich daran, weil man heute keine Kinder mehr sieht, die eine solche Uhr tragen. Auf dem Armband waren Seepferdchen.

»Ich hab Angst«, sagte er.

»Ich weiß, aber wir müssen leise sein«, flüsterte ich. »Sie dürfen uns nicht hören.«

Ich dachte, er würde wieder anfangen zu weinen, deshalb stellte ich ihm Fragen. Er erzählte mir, dass er mit seiner Mum und seinem Dad zusammenleben würde. Sein Großvater hatte ein Haus gleich um die Ecke. Er war früher bei der Handelsmarine gewesen, um die Welt gesegelt und hatte Könige und Maharadschas getroffen.

»Was ist ein Maharadscha?«, fragte ich.

»Eine Art indischer Prinz. Als Granddad in Südamerika war, hat er einen Stamm von Kopfjägern getroffen. Er hat gesagt, sie würden eigentlich nicht direkt nach Köpfen jagen. Sie schrumpfen sie.«

»Warum?«

»Er wusste es nicht genau.«

Nemo weinte nicht mehr. Ich erklärte ihm, dass am Morgen alles besser sein würde, weil Papa das immer zu mir gesagt hatte – selbst wenn es nicht stimmte. »Vielleicht ist nicht jeder Tag gut«, meinte er, »aber jeder Tag hat etwas Gutes.«

Ich hörte Schritte und krabbelte schnell wieder in mein Bett. Eine Tür wurde geöffnet, aber es war nicht mein Zimmer. Ich habe Nemo nie wiedergesehen – bis Cyrus mir sein Foto gezeigt hat.

Die Eingangstür der Lodge geht auf, und eine Frau tritt heraus und

schirmt ihre Augen gegen die Sonne ab, obwohl es bewölkt ist. Sie ist Mitte zwanzig, vielleicht ein wenig älter, und trägt einen ausgestellten Rock, eine Bluse und eine kurze dunkelblaue Jacke, möglicherweise eine Uniform.

Sie winkt. Cyrus reagiert.

»Erkennst du sie?«, flüstert er.

»Nein.«

Er steigt aus und begrüßt sie. »Ich bin Cyrus Haven.«

»Amanda«, sagt sie fröhlich, bevor sie den Transporter mustert.

»Ungewöhnliches Fahrzeug.«

»Es gehört einem Freund.«

»Sind Sie aus der Branche?«

»Nein, ich bin Psychologe.«

Warum erzählt er ihr so viel?

Amanda bemerkt mich. »Und das ist Ihre ...?«

»Schwester. Evie.«

Seine Schwester!

Cyrus macht mir ein Zeichen auszusteigen. Ich öffne widerwillig die Tür.

Einen Moment lang fürchte ich, dass Amanda mir die Hand geben möchte. Ich will sie nicht anfassen.

»Kommen Sie und sehen Sie sich um«, sagt sie luftig. »Der größte Teil des Personals hat heute frei. Die neuen Gäste treffen morgen ein. Sie erwähnten, dass Sie schon einmal bei uns waren.«

»Vor sieben Jahren. Ich war Gast von Fraser Manning.«

Er ist ein lausiger Lügner. Das muss sie doch erkennen.

»Die Angestellten waren wundervoll. Sind einige vielleicht immer noch in Ihren Diensten?«, fragt er.

»Mr Manning hat sein eigenes Personal mitgebracht«, erwidert sie.

»Ist das ungewöhnlich?«

»Manchmal wünschen Gäste sich einen bestimmten Koch, Sommelier oder Pirschjäger. Es passiert nicht häufig, dass sie ihre komplett eigene Belegschaft mitbringen, doch ich bin sicher, dass es gelegentlich vorkommt.«

Cyrus geht im Gleichschritt neben mir, als wir ihr über die breite Steintreppe in eine Eingangshalle mit einem Schachbrettmuster-

Boden und Wandteppichen folgen. Eine kunstvoll geschnitzte Eichentreppe führt in den ersten Stock. Zwei große Rüstungen stehen zu beiden Seiten eines Kamins Wache, der so groß ist wie ein kleines Zimmer.

»Wir verfügen über elf Doppelzimmer im Haupthaus sowie ein separates Cottage mit Übernachtungsmöglichkeiten für acht Personen, vier Erwachsene und vier Kinder«, erklärt sie und führt uns aus der Eingangshalle in einen größeren Speisesaal, der bereits für das Abendessen eingedeckt ist: weißes Leinen, Besteck und Gläser in verschiedenen Größen.

»Der Speisesaal bietet zum Dinner Platz für dreißig Personen, aber für größere Gruppen wie Hochzeiten und dergleichen bieten wir auch Catering im Garten an, nur im Sommer natürlich.«

»Natürlich.«

Ich berühre eins der Messer. Amanda schmalzt mit der Zunge wie eine Lehrerin und poliert das Messer mit einem weißen Tuch, um meine Bazillen und Fingerabdrücke zu entfernen, bevor sie es wieder an seinen Platz legt.

Ohne Zögern geht sie weiter in einen anderen Raum voller brauner Ledersofas und Gemälde von Pferden und Jagdhunden.

»Dieser Raum hat sich nicht verändert«, sagt sie und erwartet, dass Cyrus ihr beipflichtet.

Flirtet sie mit ihm?

»Er ist genauso, wie ich ihn in Erinnerung hatte«, bestätigt er.

Amanda öffnet eine Tür zu einem halbrunden Wintergarten mit weiteren Tischen, Stühlen und Sitzbänken vor den Fenstern.

»Das ist mein Lieblingsraum«, sagt sie. »Ein perfektes sonniges Eckchen im Winter.«

Wir blicken über die Wiese auf einen Fluss, der sprudelnd über Steine fließt. Cyrus ist dicht neben mich getreten. »Erinnerst du dich an irgendwas?«

Ich schüttele den Kopf.

Amanda dreht sich um. »Sollen wir nach oben gehen?«

Wir folgen ihr in den ersten Stock und lauschen ihrem kurzen Abriss der Geschichte des Hauses. Jedes der Schlafzimmer ist nach einer berühmten Figur aus der schottischen Geschichte benannt. Alexander Fleming. William Wallace. Graham Bell.

»Erinnern Sie sich noch, in welchem Zimmer Sie übernachtet haben?«, fragt sie.

»Robbie Burns«, antwortet Cyrus.

Lügen, Lügen, dass sich die Balken biegen.

»Das ist eins meiner Lieblingszimmer«, sagt Amanda. »Nicht die beste Aussicht, aber es hat eine Badewanne mit Klauenfüßen.«

Cyrus sieht mich immer wieder an und wartet darauf, dass ich mich an etwas erinnere, doch ich war nicht annähernd so nobel untergebracht. Mein Zimmer hatte ein Einzelbett, ein Waschbecken und einen Kleiderschrank.

»Ist alles in Ordnung?«, fragt Amanda, die spürt, dass irgendwas nicht stimmt.

»Haben Sie auch kleinere Zimmer?«, fragt Cyrus.

»Nein. Wieso?«

»Für Kinder.«

»Nein.« Sie runzelt zunehmend argwöhnisch die Stirn.

»Ich muss dringend mal aufs Klo«, sage ich und klemme die Schenkel zusammen, als könnte ich es nur noch mit Mühe zurückhalten.

»Da müssen Sie nach unten gehen«, sagt sie. »Im Flur gegenüber dem Speisesaal ist eine Damentoilette.«

»Mach nicht so lange«, sagt Cyrus.

Ich lasse sie im Conan-Doyle-Zimmer allein und gehe die Treppe hinunter zurück nach unten und durch den Flur vorbei an dem Speisesaal, dem Salon und einem Spielzimmer mit Billardtisch und Dartboard. Ich suche die Küche. Sie hatte einen doppelten Ofen und roch morgens nach Frühstücksspeck, wovon ich Hunger bekam, obwohl ich Magenkrämpfe hatte.

Die letzte Tür führt mich dorthin. Ich erkenne die frei stehende Küchenzeile wieder und sehe Terry vor mir, der sich daran lehnt. Darüber hängt ein Holzgestell mit Töpfen und Pfannen. Eine Tür führt in die Speisekammer, in der Konservendosen, Reissäcke, Pasta und getrocknete Bohnen gelagert werden, eine zweite in eine kleine Stiefelkammer mit einer schmalen gewundenen Treppe in den ersten Stock.

Ich erkenne die Stufen wieder. Ich erinnere mich daran, wie ich sie mit Onkel in meinem Rücken hochgestiegen bin. Ich gehe die

Treppe wieder hinauf und den Flur hinunter, vorbei an der ersten Tür. Die Klinke der zweiten Tür drücke ich herunter. Sie ist nicht abgeschlossen.

Das Zimmer ist unverändert. Das Bett, der Kleiderschrank, das Waschbecken und die Vorhänge sind noch dieselben, doch es riecht anders, nach Aftershave und Moschus. Es ist jetzt das Zimmer eines Mannes, im Kleiderschrank hängen weiße Hemden und Hosen. Ich spähe auf den Spalt zwischen Kleiderschrank und Wand und erinnere mich, wie ich mich in die Lücke gezwängt habe. Das reicht, um meine Gedanken zu kapern ... und mich zurück in der Vergangenheit zu führen.

In jener Nacht sind viele Dinge geschehen. Schreckliche Dinge, die ich versucht habe zu vergessen. Geweckt und aus dem Zimmer getragen werden. Die Stoppeln an meiner Wange, der saure Atem, die aufdringlichen Finger. Das Gewicht zwischen meinen Schenkeln. Die Hände. Der Hass. Als es vorbei war, wurde ich zurück auf mein Zimmer gebracht, wo ich mich auf dem Bett zusammenrollte. Irgendwann später wachte ich mit Magenkrämpfen auf. Ich dachte, dass ich hungrig war, doch die Schmerzen wurden schlimmer. Unerträglich. Was hatten sie mir angetan?

Ich spürte etwas Feuchtes zwischen meinen Beinen, berührte es mit den Fingern und sah das Blut. Mrs Quinn hatte mir erklärt, dass das passieren würde. Sie hatte gesagt, eines Tages würde ich bluten, und es würde mein Tod sein.

Gleichzeitig erinnerte ich mich an einen Tag, als Agnesa früher von der Schule nach Hause gehen durfte und nicht am Tor auf mich wartete, um mich zu begleiten. Mama ließ sie ein langes heißes Bad nehmen, und hinterher lag sie im Bett unserer Eltern, mit einer Wärmflasche auf dem Bauch. Mama sagte, Agnesa sei eine Frau geworden.

»Du musst nett zu deiner Schwester sein«, ermahnte sie mich. »Ich weiß, dass ihr gern balgt und rennt, aber das kann sie heute nicht. Du darfst nicht grob zu ihr sein.«

»Wieso?«

»Sie ist kein Mädchen mehr.«

Das also hatte sie gemeint. Ich lag zusammengerollt da, hielt mir

den Bauch, atmete flach und wiegte den Kopf von einer Seite zur anderen. Der Schmerz ging nicht weg. Er kletterte die Wände hoch. Er atmete durch die Ritzen der Bodendielen. Er versteckte sich im Schatten unter dem Bett.

Nach einer Weile humpelte ich zum Waschbecken, versuchte mich so gut wie möglich zu waschen und stopfte Klopapier zwischen meine Schenkel, voller Angst, dass Onkel es erfahren und mich bestrafen würde. Wenn ich blutete, würde er mich nicht wollen. Keiner von ihnen würde mich wollen.

Ich ballte meinen Slip in der Faust zusammen und suchte ein Versteck. Das Fenster ließ sich nicht öffnen, und der Kleiderschrank war zu klein. Ich strich mit den Fingern über die Heizung und bemerkte eine Lücke zwischen dem Metall und der Wand. Ich schob den Slip hinein und stopfte ihn mit dem anderen Ende der Zahnbürste hinein, bis man ihn nicht mehr sehen konnte.

Sieben Jahre später presse ich die Stirn an die Wand, schließe ein Auge und blicke auf einen hellen Streifen auf der Rückseite der Heizung. Irgendetwas ist noch dort, doch mit bloßen Fingern kann ich es nicht erreichen.

Hinter mir geht die Tür auf. Eine Männerstimme.

»Hey! Wer bist du?« Er packt meinen Arm. Er hat helle, böse Augen. »Was machst du in meinem Zimmer?«

Ich versuche Cyrus zu rufen, doch kein Laut kommt heraus.

Cyrus

»Sie haben gelogen, seit Sie hier angekommen sind«, sagt Amanda mit unverhohlenem Zorn. »Wollten Sie uns jetzt gleich ausrauben oder später wiederkommen?«

»Seien Sie nicht albern.«

»Was sind Sie – eine Art moderner Fagin, der Kinder zum Stehlen anstiftet?«

»Ich bin kein Kind«, protestiert Evie. »Und ich habe nichts gestohlen.«

Wir sind in der Küche, wo die frei stehende Küchenzeile die Parteien trennt. An Amandas Seite steht ein kräftig gebauter Mann in weißer Kochuniform, der darauf erpicht scheint, seine Fäuste einzusetzen.

»Sie hat meine Sachen durchwühlt«, sagt er mit einem breiten Glasgower Akzent.

»Ich hab Ihre Sachen nicht angerührt«, sagt Evie.

»Das ist alles ein Missverständnis«, sage ich und greife in die Tasche.

»Lassen Sie Ihre Hände dort, wo ich sie sehen kann«, sagt der Koch.

»Ich suche eine Visitenkarte. Ich bin forensischer Psychologe. Ich arbeite für die Polizei.«

Ich schiebe die Karte über die Arbeitsplatte. Amanda nimmt sie, studiert sie argwöhnisch und dreht sie um, als würde sie weitere Informationen erwarten.

»Evie war vor sieben schon mal Jahren hier«, sage ich. »Sie hat in diesem Zimmer übernachtet – dem Zimmer, in dem Sie sie gefunden haben.«

»Das ist ein Angestelltenzimmer«, sagt Amanda.

»Nicht in jener Woche«, erwidere ich.

»Wozu die ganzen Lügen und das heimliche Herumschnüffeln?«

»Sie war nicht freiwillig hier. Sie war eine Gefangene.«

Keiner der beiden reagiert.

»Außer ihr war noch ein anderes Kind hier – ein Junge namens Patrick Comber. Er wurde Ende November 2012 entführt. Evie hat ihn hier gesehen. Sie hat mit ihm gesprochen.«

»Ich würde kein Wort glauben, das aus ihrem Mund kommt«, sagt der Koch.

»Ich kann es beweisen«, sagt Evie. »Ich habe etwas zurückgelassen.«

Amanda und der Koch sehen sich unsicher an.

»Ich denke, wir sollten die Polizei rufen«, sagt Amanda. »Sollen die das klären.«

»Gute Idee«, erwidere ich.

Das lässt sie noch mehr zögern. Schließlich trifft sie eine Entscheidung. »Zeig es mir.«

Wir folgen Evie nach oben in das kleine Zimmer. Der Koch steht dicht hinter mir; es juckt ihn nach wie vor in den Fäusten.

Evie zeigt auf den Heizkörper. »Es ist dahinter. Mit den Fingern komme ich nicht dran.«

Amanda legt den Kopf an die Wand und späht hinter die Heizung. »Ich sehe etwas. Holen Sie einen Holzspieß aus der Küche.«

Der Koch geht und kommt wenig später zurück.

»Lassen Sie mich das machen«, sagt Amanda. »Ich habe kleinere Hände.«

Sie schiebt den Spieß an der Wand nach unten und zur Seite und piekst ein Stück zerknüllten schmutzigen Stoff auf. Jetzt sehe ich, was es ist – ein blassrosa Mädchenslip mit aufgestickten blauen Blumen an den Rändern.

»Nicht anfassen!«, sage ich plötzlich. »Ich brauche einen verschließbaren Plastikbeutel.«

»Ich hab welche in der Küche«, sagt der Koch.

Amanda nickt, und er verlässt den Raum.

Ich nehme ihr den Holzspieß ab. Sie wirkt verwirrt. »Was entgeht mir hier?«

»Das ist meiner«, sagt Evie. »Ich habe geblutet ... «

»Damit können wir beweisen, dass sie hier war«, sage ich. »Man

kann ihn testen lassen.«

Amanda blickt auf den Slip und sieht wieder mich an. »Wollen Sie sagen, sie wurde ...? Hat sie ...?«

»Sie wurde gegen ihren Willen hier festgehalten. Als Gefangene. Genau wie Patrick Comber.«

»Ich glaube, ich sollte die Besitzer anrufen.«

»Rufen Sie als Erstes die Polizei an. Das ist jetzt ein Tatort. Er muss abgesperrt werden.«

Dagegen sträubt Amanda sich. »Nein! Ich muss mit den Besitzern sprechen. Wir erwarten Gäste.« Im nächsten Atemzug erklärt sie: »Ich möchte, dass Sie gehen. Nehmen Sie das mit.« Sie zeigt auf Evies Unterwäsche.

»Ich brauche die Namen aller Personen, die an dem Wochenende hier übernachtet haben«, sage ich. »Es gibt doch bestimmt Unterlagen.«

»Es war eine private Gesellschaft. Ich habe keine Namen.«

»Fraser Manning hat die Buchung getätigt.«

»Ich sage gar nichts mehr, bevor ich mit den Besitzern gesprochen habe.«

»Ein Junge ist verschwunden.«

»Verlassen Sie das Grundstück!«

Der Koch ist zurückgekehrt. Ich versiegele den Slip in einem Plastikbeutel. Er macht einen Schritt nach vorn und stößt mich heftig gegen die Brust. »Sie haben gehört, was sie gesagt hat.«

»Sie verstehen nicht ...«

Er schubst mich erneut.

Ein paar Minuten später sitze ich am Steuer des Transporters. Evie sitzt neben mir. Ich gebe ihr mein Handy.

»Ruf die Polizei an.«

Sie blickt auf das Display. »Kein Empfang.«

»Scheiße!«

Ich starte den Motor, drehe eine Runde um den Brunnen und fahre durch das steinerne Tor auf die einspurige Asphaltstraße.

»Check du weiter das Handy. Sobald wir Empfang haben, wählst du dreimal die Neun. Ich übernehme das Reden.«

Evie reagiert nicht. Sie hat sich umgedreht. Erst denke ich, sie will einen letzten Blick auf die Lodge werfen, doch sie hat die Augen

aufgerissen, und ihr Mund steht offen. Kaltes Metall wird in meinen Nacken gedrückt.

»Augen auf die Straße, sonst sterben Sie sofort.«

Evie

Der Mann trägt eine schwarze Skimaske, die nur seine Augen freilässt. Aber seine Stimme kann er nicht verbergen. Es ist derselbe Mann, der in dem Haus nach mir gesucht hat, der Terry gefoltert und Ruby getötet hat.

Er schnippt mit den Fingern der linken Hand. »Gib mir das Telefon.«

Als ich nicht schnell genug reagiere, schlägt er mit der flachen Hand hart gegen meinen Kopf. Meine Ohren klingeln, und mein Gesicht brennt. Das Handy fällt mir aus der Hand zwischen die Füße.

Cyrus reagiert und will mich schützen. Der Wagen kommt schlingernd von der Straße ab. Die Reifen graben sich in die schlammige Böschung, und wir rutschen zur Seite weg, bis Cyrus das Lenkrad herumreißt und den Wagen wieder auf die Straße lenkt. Um ein Haar hätten wir uns überschlagen. Die Waffe wird jetzt in meinen Nacken gedrückt.

»Wenn Sie das noch mal machen, bring ich sie um«, sagt der Mann. »Jetzt heb das auf.« Er zeigt auf das Handy.

Ich muss den Sicherheitsgurt lösen, um mich zu bücken. Er reißt mir das Telefon aus der Hand, klappt es auf und zerbricht es wie einen dünnen Zweig.

»Mach das Fenster auf.«

Ich gehorche, und er wirft das Telefon hinaus in die rauschende Luft.

»Die Polizei ist unterwegs«, sagt Cyrus.

»Sie hatten keinen Empfang, schon vergessen?«

»Die Lodge wollte sie rufen.«

»Die kommen zu spät.«

Mein Gesicht brennt, wo er mich geschlagen hat. Ich berühre

meine Wange. Cyrus sieht mich an. »Alles okay?«

»Maul halten«, sagt der Mann.

»Sie haben ihr wehgetan!«

»Kein einziges beschissenes Wort mehr!«

Cyrus hat beide Hände am Lenkrad und blickt immer wieder in den Rückspiegel, um das Gesicht des Mannes zu sehen. Dann checkt er die Seitenspiegel, und ich folge seinem Beispiel. Hinter uns ist ein Wagen. Kurz denke ich, es könnte die Polizei sein oder jemand, der uns helfen könnte, aber wir werden verfolgt, nicht gejagt.

Ich habe den Sicherheitsgurt nicht wieder angelegt. Ich könnte die Tür öffnen und mich aus dem Wagen rollen. So schnell fahren wir nicht, denn die Straße ist eng und gewunden. Würde ich den Sturz überleben? Oder würde ich von den Hinterrädern des Transporters oder dem Wagen hinter uns überrollt werden?

Vor uns biegt ein Wohnmobil um eine Kurve. Cyrus bremst in einer Haltebucht.

»Nicht stehen bleiben«, sagt der Mann mit der Maske.

»Es ist nicht genug Platz.«

»Der fährt schon zur Seite.«

Cyrus beschleunigt. In dem Wohnmobil sitzt ein Paar. Alt, grau. Die Frau thront hoch hinter dem Steuer, als würde sie einen Bus lenken. Sie muss scharf bremsen und ausweichen. Ihr Mann fuchtelt mit den Armen und beschimpft uns stumm. Cyrus fährt um sie herum, ohne Augenkontakt herzustellen.

»Wohin fahren wir?«, fragt er.

»Fahren Sie einfach.«

Der Mann mit der Pistole trägt Lederhandschuhe, die sich wie eine zweite Haut an seine Hände schmiegen. Er greift in seine Tasche, zieht ein anderes Handy heraus, hält es über seinen Kopf und checkt den Empfang.

Er dreht sich um, um sich zu vergewissern, dass der Wagen noch hinter uns ist. Dann schraubt er den Deckel einer militärischen Trinkflasche auf und schiebt die Maske ein Stück nach oben. Er trinkt, macht sich jedoch nicht die Mühe, die Maske wieder herunterzurollen.

»Ich weiß, wer Sie sind«, sagt Cyrus. »John Paul Berendt.«

Der Killer wischt sich den Mund ab, antwortet jedoch nicht.

»Die Polizei hat Sie auf den Aufnahmen der Überwachungskameras identifiziert. Sie werden wegen drei Morden gesucht – vielleicht auch mehr.«

»Sind Sie Anwalt?«

»Nein.«

»Sie klingen wie einer.«

»Die Polizei wird die Flughäfen und Fährterminals überwachen. Sie ist auch über Ihre Flüge per Privatjet im Bilde.«

Er schlägt Cyrus mit solcher Wucht gegen den Kopf, dass er gegen das Seitenfenster prallt. Cyrus betastet sein linkes Ohr nach Blut, hört jedoch nicht auf zu reden.

»Vielleicht haben Sie auch keinen Plan. Deswegen werden die meisten Leute erwischt. Weil sie sich nicht vorher Gedanken darüber machen, was nach dem Verbrechen kommt.«

Cyrus kassiert einen weiteren Schlag. Sein Ohr blutet jetzt richtig. Ich will, dass er still ist.

»Lassen Sie Evie laufen. Sie könnten sie absetzen und stattdessen mich nehmen.«

Der Killer beachtet ihn gar nicht und mustert mich plötzlich neugierig. »Wo hast du dich versteckt?«, fragt er.

Ich blicke ihn verständnislos an.

»In dem Haus, wo wir Terry gefunden haben. Wo hast du dich versteckt?«

»In den Wänden.«

Er lächelt gequält. »Ich wusste, dass du da warst. Ich konnte dich riechen.«

»Wir wissen über Fraser Manning Bescheid«, unterbricht Cyrus ihn.

»Wer ist das?«

»Ihr Boss.«

»Ich hab keinen Boss.«

»Irgendjemand bezahlt Sie.«

»Sie hätten das Mädchen in Ruhe lassen sollen. Sie gehört Ihnen nicht.«

»Sie gehört niemandem«, sagt Cyrus. »Man kann keine Menschen *besitzen*. Wir leben im einundzwanzigsten Jahrhundert.«

Der Mann lacht und erklärt Cyrus, er solle von seiner Kiste runtersteigen.

»Eugene Green hat für Ihren Boss Kinder entführt«, sagt Cyrus.

»Damit habe ich nichts zu tun.«

»Aber Sie sind mitschuldig. Sie sind Teil der Verschwörung.«

Der Mann lacht wieder, diesmal aus vollem Hals. Ich spüre die Spritzer im Nacken.

»Sie müssen eines begreifen, Mr Haven. Uns kann niemand etwas. Es macht nicht den geringsten Unterschied, was *sie* sagt.« Er zeigt mit der Waffe auf mich. »Es wird nie vor Gericht kommen. Sie wird niemals aussagen.«

»Es gibt andere Zeugen. Evie hat Verletzungen erlitten. Sie wurde vergewaltigt.«

»Terry Boland hat sie vergewaltigt.«

»Das ist eine Lüge«, sage ich.

»Wer wird dir glauben? Welcher Richter? Welche Geschworenen? Du bist ein kleines Kanakenmädel, das kaum seinen eigenen Namen kennt.«

Ein anderer Wagen kommt uns entgegen. Der Fahrer hält am Rand, um uns vorbeizulassen, und blendet auf. Ich bemerke, wie Cyrus einen Hebel am Lenkrad betätigt.

»Versuchen Sie nicht, clever zu werden«, sagt der Mann mit der Maske und duckt sich hinter die Sitze, hält den Lauf der Waffe jedoch weiter unter Cyrus' linkes Ohr.

Mir kommt ein Gedanke, eine Erinnerung an Terry, wie er mich am Küchentisch gezwungen hat, den Griff einer Pistole zu packen, und mir erklärt hat, dass ich auf seine Brust zielen und abdrücken soll. Er sagte, dass es keine Rolle spielt, wie schnell und kräftig ich bin oder wie gut ich zielen kann. Am Ende kommt es nur darauf an, dass man an sich selbst glaubt. »Kämpfe, als ob dein Leben davon abhängen würde – denn das wird es«, sagte er. »Kämpfe wie ein Dämon, wie eine in die Enge getriebene Ratte, wie ein Löwe im Käfig. Nur zögern darfst du nicht.«

Der Mann mit der Maske beugt sich zwischen die Sitze. »Der Abzweig kommt gleich da vorne, hinter der nächsten Anhöhe rechts.«

»Ich sehe ihn nicht«, sagt Cyrus. »Vielleicht haben wir ihn

verpasst.«

»Nein.«

»Sie könnten Ihren Freund in dem Wagen hinter uns fragen.«

»Maul halten.«

Als der Killer sich umdreht, berührt Cyrus meinen Oberschenkel und sagt stumm »Sicherheitsgurt«. Ich lege den Gurt an und klicke ihn fest.

»Da ist es! Hier abbiegen!«

Cyrus biegt scharf ab in einen schlammigen Weg, der zu einer steinernen Bogenbrücke führt, die kaum breit genug für den Transporter ist. Wir ruckeln die Rampe hoch, auf der anderen Seite wieder herunter und holpern schlingernd über die von Schlaglöchern übersäte Straße auf den Fuß eines Berges zu.

Der andere Wagen folgt uns immer noch.

»Hab ich gesagt, dass Sie langsamer fahren sollen?«, fragt der Killer.

»In diesen Schlaglöchern könnten die Achsen brechen«, erklärt Cyrus.

»Reden Sie keinen Stuss.«

»Okay, Sie sind der Boss.«

Der Transporter schliddert um die nächste Ecke. Ich packe den Haltegriff über der Tür. Cyrus unternimmt keine Anstrengungen, langsamer zu fahren, wenn überhaupt, beschleunigt er noch. Wir haben ein abschüssiges Stück erreicht, die Straße ist kaum mehr als eine Doppelfurche zwischen Heidekraut und halb verborgenen Felsbrocken. Cyrus hat das Gaspedal durchgetreten, seine Fingerknöchel am Lenkrad sind weiß.

»Hey! Was machen Sie?«, brüllt der Killer. »Langsamer.«

»Sie haben gesagt, ich soll schneller fahren.«

Der Killer versucht, die Waffe auf ihn zu richten, doch er schafft es nicht, sich irgendwo festzuhalten und zu zielen.

Cyrus reißt das Steuer herum, der Transporter schießt über die erhöhte Böschung, und die Vorderräder heben ab. Alles, was nicht festgeschnallt oder -genietet ist, fliegt durch die Luft. Schablonen, Fläschchen mit Tätowiertinte, Nadeln, Waschlotion. Sterilisationsmittel. Wir rollen einen steilen Hang hinunter und nehmen immer mehr Fahrt auf in Richtung eines Flusses, der mit

schaumiger Gischt über Steine rauscht.

Ein Schuss fällt. Die Kugel schlägt über meinem Kopf durch das Dach. Cyrus kämpft mit dem Steuer, doch er hat die Kontrolle über den Wagen verloren, und wir schießen auf einen Felsvorsprung zu. Der Aufprall wird uns wahrscheinlich töten, oder wir ertrinken, eingeschlossen in dem Transporter, im Fluss.

Wir schrammen an einem weiteren Felsen entlang, ändern plötzlich die Richtung und krachen in einen Felsen von der Größe eines Busses. Alles um mich herum explodiert, ich werde nach vorn geschleudert, sehe etwas Weißes aufblitzen und spüre einen harten Schlag in die Brust und ins Gesicht. Im selben Moment ist die Schwerkraft aufgehoben, Flaschen, Farben, Puder, Nadeln, Ordner und Werkzeuge fliegen durch die zertrümmerte Windschutzscheibe, zusammen mit einem maskierten Mann mit blauen Augen und offen stehendem Mund.

Cyrus

Ich verliere kurz das Bewusstsein und komme wieder zu mir, als ein Airbag in meinem Schoß Luft ablässt. Mein Zwerchfell krampft sich zusammen, und ich kriege keine Luft. Ich wende den Kopf zu Evie, die, das Gesicht mit grauem Puder bedeckt, noch auf ihrem Platz sitzt.

Ich will Luft einsaugen, atme Gas und Staub ein und muss husten. Schließlich bringe ich krächzend heraus: »Hau ab!«

Evie reagiert nicht. Sie starrt durch die zerborstene Windschutzscheibe. Ich versuche, meinen rechten Arm zu bewegen, doch er ist eingeklemmt, weil das Dach des Transporters eingedrückt wurde und meine Schulter zerquetscht hat. Mit dem gesunden Arm wische ich mir den Staub aus den Augen und folge Evies Blick. Jenseits der eingedrückten Kühlerhaube und des rauchenden Motors liegt Berendt zwischen zwei Felsen. Sein Kopf ist seltsam abgewinkelt, und aus seinem Mund und seiner Nase fließt Blut.

»Hau ab!«, sage ich noch einmal deutlicher.

Evie löst ihren Sicherheitsgurt und stemmt die Tür auf ihrer Seite mit der Schulter auf. Die Beifahrerseite liegt höher, und sie kämpft mit dem Gewicht, das sie nach oben drücken muss.

»Ich halt sie für dich auf«, sagt sie.

»Ich kann mich nicht bewegen.«

»Warum nicht?«

»Mein Arm ist eingeklemmt.«

»Du kannst nicht hierbleiben.«

»Hau du ab.«

»Ich lass dich nicht allein.«

Sie beugt sich wieder in den Transporter und versucht, mich herauszuziehen.

»Ich kann mich nicht bewegen, Evie.«

»Die bringen dich um.«

»Ich komm schon durch.«

»Nein.«

Eine Kugel prallt neben ihrem Kopf von der Karosserie ab. Der Knall kommt den Bruchteil einer Sekunde später an und hallt im Tal wider. Der andere Wagen hat gehalten. Der Fahrer kann uns von seinem Standpunkt weiter oben am Hang mühelos wegpflücken.

»Bleib hinter den Felsen. Folge dem Fluss.«

Eine weitere Kugel lässt den Seitenspiegel zersplittern. Eine Scherbe ritzt Evies Wange auf.

Sie blickt sich wütend um, rutscht von dem Transporter, duckt sich hinter das nach oben ragende Rad und drückt sich im Schutz der Kühlerhaube um den Wagen herum. Ich recke den Hals und blicke in den Rückspiegel. Das dunkle SUV steht auf der Kuppe des Hangs. Eine einzelne Gestalt stapft den Weg herunter, um eine bessere Schussposition zu bekommen.

Berendts Pistole! Wo ist sie? Ich blicke in den Rückraum des Transporters, der mit zerbrochenen Werkzeugen und Scherben übersät ist. Vielleicht ist die Pistole beim Aufprall auch durchs Fenster geschleudert worden. Evie hangelt sich etwa sieben Meter über dem Wasser an einem Felsen rechts von mir entlang. Ich blicke erneut in den Spiegel und sehe die Gestalt zwischen den Felsen im Zickzack den Hang herunterkommen.

Er bleibt stehen, sinkt auf ein Knie und packt die Waffe mit beiden Händen.

»Runter!«, rufe ich. Im nächsten Moment prallt eine Kugel funkensprühend von dem Granitfels ab, hinter dem ich Evie zuletzt gesehen habe.

Ich zerre an meinem Arm und verdrehe ihn hin und her. Mein Hemdsärmel reißt. Ich versuche einen neuen Ansatz und stemme mich gegen das eingedrückte Metall, um meine Schulter zu befreien. Ich denke an den amerikanischen Bergwanderer, der sich mit einem stumpfen Taschenmesser einen Arm abgetrennt hat, als er zwischen zwei Felsen eingeklemmt war. Ich würde mir einen Arm abschneiden, um Evie zu retten. Ich würde einen Pakt mit dem Teufel schließen.

Die Gestalt im Spiegel kommt näher. Er ruft Berendt, weil er noch nicht mitgekriegt hat, dass der tot ist. Ich ramme weiter die Schulter gegen die eingedrückte Tür, was jedes Mal einen stechenden Schmerz durch meine ganze Seite schießen lässt.

Komm schon. Komm schon. Ich greife zwischen meine Beine, auf der Suche nach dem Hebel, mit dem man den Sitz nach hinten schiebt, und schaffe es tatsächlich, ein Stück vom Lenkrad abzurücken und mir ein paar Zentimeter zusätzlichen Raum zu verschaffen. Wieder winde ich meine Schulter hin und her, bis ich sie endlich von dem Metall lösen kann. Ich klettere auf den Beifahrersitz und ziehe meine Beine nach. Mein rechter Arm ist nutzlos, bei jeder Bewegung spüre ich gebrochene Knochen aneinanderschrammen.

Der zweite Killer hat den Transporter beinahe erreicht, bleibt jedoch auf Abstand und sieht sich nach Berendt um. Als er näher kommt, ducke ich mich unter das Fenster, rutsche in den Rückraum des Wagens und sehe mich nach der Pistole oder irgendeiner anderen Waffe um.

»Ich weiß, dass Sie da drin sind.«

Die Stimme kommt mir bekannt vor, aber ich brauche einen Moment, bis mir der Name dazu einfällt.

»Ich will nur das Mädchen«, sagt er.

Ich hebe den Blick über den Rahmen des zertrümmerten Fensters und sehe Bob Menken neben Berendts Leiche stehen. Mein Verstand beginnt Punkte zu verbinden und Zusammenhänge herzustellen. Es war Hamish Whitmores alter Partner, der mir nach Langford Hall gefolgt ist und die Verbindung zu Evie entdeckt hat. Außerdem hat er versucht, mich auf eine falsche Fährte zu locken, indem er angedeutet hat, dass Clayton Comber ein Kopfgeld auf Eugene Green ausgesetzt haben könnte. In dem Flugbuch in Hamish Whitmores Notizbuch war ein Flug vom Liverpool City Airport nach Schottland verzeichnet. An Bord waren sieben Personen. Eine von ihnen hatte die Initialen »R.M«: Robert Menken. Er war am Wochenende dort – in Dalgety Lodge –, zusammen mit Eugene Green und Terry Boland.

Eine Kugel durchschlägt das Metall über meinem Kopf.

»Kommen Sie raus, damit ich Sie sehen kann«, sagt er.

»Ich kann nicht. Mein Arm ist kaputt.«

Er kommt näher und richtet den Lauf der Waffe durch die zerborstene Windschutzscheibe. »Ich sage es Ihnen nicht noch einmal.«

Ich lehne mich gegen die Beifahrtür, stoße sie mit den Beinen auf und hängele mich mit meinem gesunden Arm nach draußen. Ich lasse mich auf den feuchten Boden fallen und halte mit meinem gesunden Arm den anderen. Es riecht nach vergossenem Benzin und verbranntem Gummi.

Menken blickt in den Transporter, um sich zu vergewissern, dass Evie sich nicht darin versteckt. Er trägt schwarze Jeans und eine Bomberjacke. Slipper, keine Maske. Nachdem er sich hinreichend davon überzeugt hat, dass ich keine Bedrohung darstelle, wendet er sich ab und macht sich auf die Suche nach Evie. Er geht ein Stück hangaufwärts, von wo aus er bessere Sicht hat.

»Das können Sie nicht machen«, sage ich. »Man wird Sie finden.«

»Wer?«

»Die Polizei.«

»Ich *bin* die Polizei.«

»Sie ist unterwegs«, sage ich.

»Ich weiß. Ich habe sie alarmiert.«

Meine Überraschung amüsiert ihn. Er springt von einem Fels zum anderen und reckt den Hals nach Evie.

»Wenn die Kollegen eintreffen, werde ich ihnen erklären, dass ich drei Leichen und einen verunglückten Transporter gefunden habe. Spuren eines Schusswechsels. Diese Pistole wird in Ihrer Hand sein.«

»Und wie wollen Sie Ihre Anwesenheit hier erklären?«

»Ich bin einer Spur gefolgt – genau wie Sie. Hamish hat mir ein paar Namen genannt, und ich habe sie überprüft.«

Er springt zu dem nächsten Felsen und schwenkt die Waffe hin und her.

»Er war Ihr Partner ... Ihr Freund.«

»Ich habe versucht, ihn zu warnen. Ich hab ihm gesagt, er soll es gut sein lassen, doch er wollte nicht hören. Wir haben eine Verurteilung erwirkt. Eugene Green war tot. Der Fall war abgeschlossen.«

»Was ist mit den anderen vermissten Kindern?«

Er antwortet nicht.

»Sind Sie auch pädophil?«

»Ich würde nie ein Kind anrühren.«

»Ja, das sagen sie alle.«

Er ignoriert mich und schlägt sich mit der flachen Hand in den Nacken, wo eine Mücke ihn gestochen hat. Dann hält er sich mit dem Daumen ein Nasenloch zu und bläst das andere frei.

»Was hat Fraser Manning gegen Sie in der Hand?«, frage ich.
»Was ist Ihre Schwäche?«

»Ich mag illegale Substanzen und lockere Frauen. Früher war alles prima. Man konnte eine Nutte wegen Aufforderung zur Unzucht festnehmen und zu einem Arrangement kommen. Wenn sie Fremde für Geld ficken konnten, dann konnten sie auch mich ficken, um ein ruhigeres Leben zu haben.«

»Sie waren Zuhälter.«

»Ich habe meinen Prozentsatz genommen.«

»Und die Drogen?«

»Eine Dreingabe. Ein Laster. Das passiert, wenn ein junger Mann zu viel Geld und zu viel Macht hat.«

Menken klettert auf einen weiteren Felsen und blickt auf den Fluss.

»Ich weiß, dass du da bist«, ruft er. »Ich kann dich sehen.«

Er hebt den Revolver, kneift ein Auge zu und visiert sein Ziel an. Ich beobachte, wie sein Finger langsam den Abzug betätigt. Die Waffe zuckt, der Schuss hallt im Tal wider, das Echo verklingt nur langsam.

»Das war Absicht«, ruft er. »Das nächste Mal schieße ich nicht daneben.«

Stille.

Er zielt erneut, schießt, verfehlt sein Ziel wieder, flucht.

Er schwenkt den Revolver in meine Richtung. »Okay, das reicht mit den Spielchen. Du hast zehn Sekunden Zeit, aus deinem Versteck zu kommen, oder die nächste Kugel zertrümmert das hübsche Gesicht deines Freundes.«

»Hör nicht auf ihn, Evie«, rufe ich.

Menken beginnt einen übertriebenen Countdown von zehn und macht nach jeder Zahl eine Pause. Ich sehe mich verzweifelt nach

etwas um, womit ich ihn ablenken oder entwaffnen kann. Mein Blick fällt auf Berendts Pistole, die in einem Büschel Heidekraut neben seiner Leiche liegt. Der Griff zeichnet sich deutlich vor den malvenfarbenen Blüten ab. Ich bin fünfzehn Meter entfernt. Es könnten genauso gut fünfzig sein.

»Vier ... drei ... zwei ... «

Menken steht immer noch auf dem Felsen, als ich Evie rufen höre.
»Erschießen Sie ihn nicht.«

Ich stöhne. *Warum hört das Mädchen nie auf mich?*

»Komm langsam auf mich zu«, sagt Menken und folgt ihrem Weg den Hang hinauf mit der Waffe. Ich robbe langsam über den Boden, packe mit meinem gesunden Arm Grasbüschel und ziehe mich vorwärts. Alles tut weh.

Menken gibt Evie Anweisungen. »Nein, nicht da entlang. Das ist zu steil. Klettere wieder runter und komm zwischen den beiden Felsen dort hoch.«

Ich bin noch zehn Meter entfernt ... dann fünf. Ich höre, wie Menken sich umdreht und laut losbrüllt. Im selben Moment rolle ich mich bis zu der Waffe, ohne meine zertrümmerte Schulter zu beachten. Die Finger meiner linken Hand schließen sich um den Griff, ich rolle mich auf den Rücken, versuche, die Waffe ruhig zu halten, und schieße blind in seine Richtung.

Ich will erneut abdrücken, als ich sehe, wie er Evie in seine Arme zieht und wie einen Schild vor seinen Körper hält, den Unterarm um ihren Hals gelegt. Sie wehrt sich, als er abdrückt, sodass er nicht richtig zielen kann. Die Kugel wirbelt Schlamm und Grasfetzen neben meinen Füßen auf. Er zielt erneut, doch Evie tritt ihm gegen den Knöchel und kratzt ihn im Gesicht. Er muss sie vom Boden hochheben.

»Erschieß ihn«, ruft sie.

»Ich werde dich treffen.«

»Erschieß ihn einfach.«

»Nein.«

Ich lasse die Pistole sinken und fallen. Menken lässt Evie los und fasst sich an die Wange, wo ihre Fingernägel Kratzspuren hinterlassen haben. Derweil ist Evie ein Stück von ihm abgerückt.

»Er hat keine Kugeln mehr«, sagt sie. »Er hat sechsmal

geschossen und nicht nachgeladen.«

»Was?«

Menken will sich auf Evie stürzen, doch sie bleibt außerhalb seiner Reichweite.

»Revolver haben entweder fünf oder sechs Schuss. Das hat Terry mir beigebracht. Er hat noch nicht nachgeladen.«

Menken schnaubt höhnisch und richtet die Pistole auf Evies Brust.
»Ich erschieß dich gleich hier und jetzt, du kleine Schlampe.«

»Das können Sie nicht. Ihr Revolver ist leer.« Sie starrt ihn direkt an, liest in seinem Gesicht.

Menken zögert und spürt, dass ihm die Situation zu entgleiten droht. Er versucht im Kopf nachzurechnen, wie oft er geschossen hat. Ohne die Kammern zu überprüfen, kann er sich nicht sicher sein, doch das braucht Zeit – genug, dass ich währenddessen die Waffe aufheben kann.

Ich weiß, was er denkt. Wenn er nur noch eine Kugel hat, wird er zuerst mich erschießen und sich danach um Evie kümmern.

»Bist du dir sicher?«, frage ich Evie.

»Ja.«

Ich beuge mich vor und hebe die Pistole auf, ohne Menkens Befehle zu beachten. Er richtet den Revolver auf mich und drückt ab. Ich wappne mich für die Explosion und den Knall, doch man hört nur ein stumpfes Klicken, als der Hammer die leere Kammer trifft.

Einen Herzschlag später habe ich die Waffe in der linken Hand und ziele auf die breiteste Stelle seines Körpers. Menken blickt angewidert auf seine Waffe und greift in die Jackentasche. Er nimmt eine Handvoll Hülsen heraus, einige fallen auf den Boden. Er lässt die Trommel aufschnappen und versucht die Kugeln in die Kammern zu schieben, doch seine Hände zittern.

»Lassen Sie die Waffe fallen«, sage ich.

»Erschieß ihn«, brüllt Evie.

Fluchend versucht Menken weiter, die Waffe zu laden, doch die Hülsen gleiten ihm immer wieder aus den Fingern. Er weiß, dass ich jeden Moment abdrücken kann, doch er macht weiter.

»Ich gehe nicht ins Gefängnis«, sagt er. »Ich weiß, was sie dort mit korrupten Bullen machen.«

»Sie können einen Deal machen«, sage ich. »Als Zeuge

aussagen.«

Er lacht. »Es wird nie eine Anklage geben. Sie haben keine Ahnung, mit wem Sie es zu tun haben.«

Die Sehnen in seinem Hals sind hervorgetreten wie Stahlkabel, und die Anstrengung ist seinem Gesicht anzusehen. Schließlich schafft er es, eine Kugel in die Trommel zu schieben. Er lässt sie zuschnappen und richtet den Revolver auf Evie.

»Machen Sie es richtig«, sagt er. »Ich will nicht im Rollstuhl landen.«

Die Pistole auf meiner Hüfte abgestützt, ziele ich auf seine Brust und drücke ab. Die Waffe bellt, und alles bricht in sich zusammen. Ich weiß nicht, was zuerst auf dem Boden aufschlägt – der Körper des Detective oder die Pistole, die mir aus den Fingern gleitet.

Evie klammert sich an mich, vergräbt ihr Gesicht an meinem Bauch und schlingt die Arme um meine Hüften. Ich wische ihr mit dem Daumen einen Schlammgespritzer von der Wange.

»Wie sicher warst du dir – mit den Kugeln?«

»Ich hab Glück gehabt.«

»Lügnerin.«

Ich spüre, dass sie lächelt. »Halt den Mund und hör auf zu bluten.«

Cyrus

Alle vier Stunden lässt die Wirkung der Medikamente nach, und ich werde von den Schmerzen wach, zögere es jedoch so lange wie möglich hinaus, auf den Knopf für die Infusion zu drücken. Irgendwann gebe ich nach und spüre, wie das Morphium in meinem Blutkreislauf aufblüht und mein Bewusstsein allmählich von meinem Körper wegdriftet.

Chirurgen haben meine rechte Schulter mit Titanschrauben und Klammern restauriert. Ich habe eine Fantasie, dass ich halb Cyborg, halb Mensch bin und das Krankenhaus als der neue Tony Stark verlassen werde, mit einem radioaktiven Herzen und einem Ferrari-roten Anzug.

Meine Augenlider sind klebrig und wollen sich nicht öffnen. Ich muss den Zeigefinger befeuchten und mir den Schlaf aus den Augen reiben, damit ich die Zahlen auf den Apparaten erkennen kann, die meine Herzfrequenz und meinen Blutdruck messen. Neben meinem Kopf steht ein Ständer aus Chrom, in seinen Winkeln spiegelt sich das Licht. An einem Haken hängt ein durchsichtiger Beutel mit Flüssigkeit, die durch einen Plastikschauch fließt und unter einem breiten Verband um meinen linken Unterarm verschwindet.

Mein rechter Arm ist eng an meinen Körper geschnallt, damit ich die Schulter nicht bewege. Aber dafür sorgt schon der Schmerz. Gestern Nacht habe ich mich gedankenlos umgedreht und dachte, jemand hätte mich mit einem Tranchiermesser gestochen. Den Fehler habe ich nicht noch einmal gemacht.

Ich atme tief und konzentriere mich angestrengt darauf, mir Evies Gesicht vorzustellen. Seit man mich bei Loch Etive in einen Hubschrauber geladen und mir eine Nadel in den Arm gestochen hat, habe ich sie nicht mehr gesehen. Der Hubschrauber war auf

einem ebenen Stück Land oberhalb des zertrümmerten Transporters gelandet. Ich wurde nach Glasgow geflogen, wo ich operiert wurde, und drei Tage später nach Manchester verlegt.

Eine Krankenschwester ist lautlos durch die Vorhänge geschlüpft. Ihre Stimme erschreckt mich.

»Sie sind wach«, sagt sie mit einem reizenden walisischen Akzent. »Haben Sie Durst?«

Ich nicke, und sie hält mir eine Flasche Wasser mit einem Strohhalm hin.

»Sie haben im Schlaf geredet«, sagt sie. »Ist Evie Ihre Tochter?«

»Nein.«

»Sie haben immer wieder ihren Namen gesagt.«

Sie schiebt mir ein Thermometer in den Mund, schüttelt meine Kissen aus und hilft mir, mich aufzurichten. »Sie haben Besuch. Sie hat gewartet, dass sie aufwachen.«

Einen Moment lang denke ich, es könnte Evie sein, doch dann steckt Sacha den Kopf durch die Tür und fragt: »Alles züchtig?«

»Nicht, wenn ich an dich denke«, antworte ich.

Sie errötet leicht und sagt, dass ich still sein soll. Die Krankenschwester lächelt.

»Ich dachte, vielleicht wirst du gerade mit einem Schwamm am ganzen Körper gewaschen«, sagt Sacha. »Ich wollte den Höhepunkt deines Tages nicht stören.«

»Ich kann mich selber waschen, vielen Dank.«

»Macht bestimmt nicht so viel Spaß.«

Die Schwester hat die Apparate kontrolliert. »Ich lass Sie beiden jetzt allein. Treiben Sie seinen Blutdruck nicht in die Höhe.«

Sacha beugt sich über das Bett und gibt mir einen langen Kuss auf die Lippen. Ich versuche, sie mit meinem gesunden Arm an mich zu ziehen, doch sie entwindet sich meiner Umarmung. »Du hast gehört, was die Schwester gesagt hat.«

Ich greife erneut nach ihr, und sie gibt mir einen Klaps.

»Für einen einarmigen Mann hast du ja noch ziemlich flinke Finger.«

»Ich langweile mich sehr«, antworte ich. »Hast du etwas von Evie gehört?«

»Man lässt mich nicht zu ihr.«

»Wo ist sie?«

»In einem sicheren Haus, wo sie allgemeines Chaos verbreitet und verlangt, dich zu sehen.«

»Was ist mit Fraser Manning?«

Sie schüttelt den Kopf. »Er wurde in der gesamten Berichterstattung mit keinem Wort erwähnt – genauso wenig wie du.«

»Was wird denn berichtet?«

»Zwei Männer sind in den schottischen Highlands erschossen worden, einer von ihnen war ein hoch dekoriertes Detective. Gestern hat der *Guardian* in einem Artikel spekuliert, Menken könnte korrupt gewesen sein. Man hat einen Zusammenhang mit dem Mord an Hamish Whitmore hergestellt und vermutet, dass es vielleicht eine Vergeltung war.«

»Wofür?«

Sie zuckt die Schultern.

»Was ist mit Berendt?«

»Ein unehrenhaft entlassener Soldat, von einem Kriegsgericht wegen Kriegsverbrechen in Afghanistan verurteilt. Er wird mit dem Mord an Whitmore in Verbindung gebracht, aber mit keinem der früheren.«

Seit meiner Ankunft in dem Krankenhaus hat die Polizei zwei Aussagen von mir aufgenommen. Ich habe ihnen alles erzählt, was ich wusste, ihnen die Fotos von Eugene Green und Terry Boland in Dalgety Lodge sowie den versiegelten Plastikbeutel mit Evies Slip gegeben. DNA -Tests werden beweisen, dass sie an jenem Wochenende dort gewesen ist. Pathologen werden in der Lage sein, die Flecken und den Stoff zu datieren und die zeitlichen Abläufe zu untermauern.

Als ich die Abschrift meiner Aussage anschließend noch einmal durchgelesen habe, war ich überrascht, wie viele Teile zusammenpassten, nicht perfekt, aber gut genug.

Fraser Manning hat von sich gern das Bild eines »Mannes voller Geheimnisse« gezeichnet, eines Wohltäters und stillen Erfolgsmenschen, während er in Wahrheit die Spinne im Zentrum eines Netzes ist, die Menschen in Seidensärge hüllt, damit sie sie später verschlingen kann. Mit Bestechung und Erpressung hat er

Polizisten, Politiker, Wirtschaftsführer, Diplomaten und Beamte korrumpiert, die alle eine Schwäche hatten, die Manning ausbeuten konnte. Einige sind vielleicht pädophile Kinderschänder, andere heimlich homosexuell, masochistisch oder sadistisch veranlagt, drogensüchtig oder Voyeure oder frönen sonst einer verborgenen Perversion, einem heimlichen Laster oder einer kranken Fantasie, die sie zu leichten Opfern für einen hochfunktionalen Soziopathen machen.

Vor fast dreizehn Jahren wäre Manning beinahe erwischt worden, als er auf den Virgin Islands die junge Tochter seiner im Haus lebenden Haushälterin vergewaltigt hat. Es wurde nie Anklage erhoben, Manning verschwand und erfand sich in Großbritannien neu, mit neuem Namen und neuer Karriere. Seine Bekanntschaft mit Lord Everett verschaffte ihm Zutritt zu den oberen Kreisen der britischen Gesellschaft; und die wohltätige Organisation für Sträflinge lieferte ihm Fußsoldaten wie Eugene Green und Terry Boland.

Green entführte im Auftrag von Manning Kinder, was die fehlenden Wochen in den zeitlichen Abläufen und die Tatsache erklärt, dass Green die Ablagestellen der Leichen nicht wiedererkannte. Er war nie dort gewesen.

Trotzdem hat er gestanden. Was hat Manning ihm versprochen, wenn er die Schuld auf sich nimmt? Vielleicht war es auch kein Versprechen, sondern eine Drohung oder eine Bestechung. Eugene hatte seiner Mutter Geld gegeben, genug, um sich eine Wohnung in Leeds zu kaufen.

Das ist die Geschichte, die ich der Polizei erzählt habe – einiges davon belegbar, das Übrige Spekulation. Es liegt an Evie, den Rest zu erledigen. Sie kann Manning als den Mann identifizieren, der sie als Sex- Sklavin gehalten und an andere Pädophile ausgeliehen hat. Sie kann der Polizei erzählen, dass sie in Dalgety Lodge Patrick Comber gesehen hat, nur wenige Tage nach seiner Entführung vom Parkplatz eines Einkaufszentrums in Sheffield.

Sacha berührt meine Finger und holt mich zurück ins Krankenhauszimmer.

»Du warst eine Weile ganz woanders«, sagt sie. »Willst du, dass ich gehe?«

»Nein. Bleib. Ich war in einem Tagtraum versunken.«

Wir reden über andere Dinge. Sacha war in London und hat ihre Eltern besucht, die so aufgeregt waren, dass ihre Mutter beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, als sie die Tür aufgemacht hat.

»Sie wollen, dass ich nach Hause komme«, sagt sie.

»Was willst du?«

»Ich schulde ihnen ein wenig Zeit mit ihrer Tochter.«

»Dann solltest du es machen.«

»Würdest du mich vermissen?«

»Ja.«

Sie lächelt und küsst mich auf die Wange. »Du hast immer noch Evie.«

Evie

Ich sitze im Garten und rauche eine Zigarette. Cyrus wäre enttäuscht, aber ich bestrafe ihn dafür, dass er mich nicht besucht oder anruft. In Krankenhäusern gibt es doch Telefone, oder nicht? Ich hoffe, es geht ihm gut.

Ich darf nur zum Rauchen raus. Das allein ist Grund genug, damit anzufangen. Ich bin gern barfuß in dem feuchten Gras und spüre, wie die Kälte langsam meine Zehen betäubt. Die Narzissen verwelken, doch andere Blumen knospen, und die Luft ist voller Insekten, die sich zerstreuen, wenn ich vorbeigehe.

Das Haus liegt nach Süden und hat in dieser Ecke des Gartens morgens Sonne. Es gibt auch einen im Haus lebenden Kater namens Zacharias, der gefleckt ist und einen krummen Schwanz hat. Ich bin mehr ein Hundemensch, aber Zacharias ist okay, weil er gern am Fußende meines Bettes schläft und mich weckt, indem er eine Tatze auf mein Kopfkissen legt.

Bisher waren meine einzigen Besucher Polizisten, Psychologen und ein Arzt, der mir Schlaftabletten verschrieben hat. Außerdem war eine Frau vom Home Office hier, was immer das ist. Sie hat mich gefragt, wo ich geboren wurde und wie ich nach England gekommen bin. Ich habe ihr nicht die ganze Geschichte erzählt, weil mir eh niemand glaubt, wenn ich die Wahrheit sage. Ich sehe es in ihren Augen. Ich kann es in meinem Mund schmecken.

So war es auch, als die Detectives mir Fragen gestellt haben. Ich konnte sehen, wie wenig sie mir geglaubt haben. Sie haben nichts, was ich gesagt habe, für bare Münze genommen. Meine Motive, meine Erinnerungen und meine Handlungen wurden argwöhnisch hinterfragt. Wie konnte ich mich an Patrick Comber erinnern, aber nicht daran, wo ich mit Onkel gelebt hatte? Warum kannte ich seinen Namen nicht? Warum hatte ich mich nach Terrys Tod weiter

versteckt? Warum war ich nicht zur Polizei gegangen? Wie hatte ich überlebt? Wer hatte mir geholfen? Wer hatte sich um die Hunde gekümmert?

Sie glaubten nicht, dass jemand in meinem Alter sich um sich selbst und dazu auch noch um Sid und Nancy gekümmert haben konnte. Sie dachten, ich würde jemanden decken. Einen Erwachsenen. Als sie mich nach Terry fragten, war es das Gleiche. Sie versuchten, mir Worte in den Mund zu legen. Er musste mich eingesperrt und vergewaltigt haben.

Die Frau aus dem Home Office glaubte nicht, dass ich in einem Bergdorf in Albanien aufgewachsen bin. Ich erzählte ihr von der Zwei-Zimmer-Wohnung, von Papas Arbeit in dem Schlachthof und dem Zimmer, das ich mir mit Agnesa geteilt habe. Ich erzählte ihr von Mina, meiner Tante Polina und unserem Vermieter Mr Berisha.

Ich sagte ihr, sie sollte Mina suchen, die in einem Roma-Slum neben den Gleisen wohnt, wo Hunde Abfallhaufen durchwühlen und Schuhe an Stromleitungen hängen wie Tauben, die an einem Stromschlag gestorben sind.

Ich kannte keine Adressen, doch ich erklärte ihr, dass Minas Haus aus Holzbrettern und Wellblech bestand; eine Seite war eine Plakatwand mit dem Bild einer schönen Frau auf dem Beifahrersitz eines Cabriolets. Wenn man Minas Haustür öffnete, hatte man immer das Gefühl, man würde die Haare der Frau einklemmen, doch sie hörte nie auf zu lächeln.

All das erzählte ich der Frau vom Home Office: dass Papa bei einem Unfall im Schlachthof gestorben ist und Tante Polina bei uns gewohnt hat. Normalerweise lebte Tante Polina in der Stadt und hatte bei jedem Besuch einen anderen Freund. Ich benannte sie nach ihren Autos. Mr Ferrari, Mr Audi und Mr BMW . Mr Ferrari trug Lederjacken und enge Hosen und konnte sich das Benzin nicht leisten, deshalb fuhr er nur an Wochenenden oder zu besonderen Anlässen mit dem Wagen.

Tante Polina hatte immer todschicke Klamotten – Cocktailkleider, hochhackige Schuhe und Handtaschen mit italienischen Namen. Jeden Sommer fuhr sie nach Italien und kam mit noch neueren und schickeren Kleidern zurück. Mein Vater nannte sie eine »Erdbeerpflückerin«, aber in diesen Kleidern pflückte sie sicher

keine Erdbeeren.

Als Papa starb, erklärte Tante Polina Mama, dass sie in Italien jede Menge Jobs kriegen könnte.

»Ich will diese Sorte Job nicht«, sagte Mama.

»Du könntest einen reichen Mann heiraten.«

»Ich bin zu alt.«

Agnesa hörte zu. Sie wusste genau, was Tante Polina meinte. Warum sollte sie einen Jungen aus einer armen Familie heiraten, wenn sie auch einen reichen Mann kriegen konnte? Unser Vermieter Mr Berisha hatte einen neunzehnjährigen Sohn namens Erjon. Er sagte, dass er Agnesa lieben würde und heiraten wolle, doch laut Mama wollte er nur »das Eine«. Er bekam es, raubte es Agnesa; sie würde es nie zurückbekommen. Mama beschwerte sich bei Mr Berisha, doch der lachte sie aus.

Wir gingen nicht nach Italien. Mama, Agnesa und ich verkauften die Möbel, packten unsere Sachen und zahlten Mr Berisha Geld dafür, dass er ein Boot nach England organisierte, das laut Agnesa ein Land voller Paläste, Prinzen und Prinzessinnen war. Wir fuhren mit dem Bus nach Spanien und wurden in einem Ort namens Cadaqués nachts an Bord eines Schiffes geschmuggelt. Wir mussten uns im Rumpf verstecken, wo die Fischer sonst Fisch und Eis lagern. Das Boot war voller erbärmlicher Leute, die vier Tage lang kotzten, weinten und beteten, bis wir Schottland erreichten. Nicht alle. Manche.

»Was ist mit deiner Mutter geschehen?«, fragt die Frau aus dem Home Office.

»Sie ist gestorben.«

»Was hat man mit ihrer Leiche gemacht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Was ist mit deiner Schwester geschehen?«

»Sie hat einen schönen Prinzen geheiratet und lebt in einem Palast.«

»Ich meine es ernst.«

»Ich meine es hoffnungsvoll.«

Die Frau sah mich an, als wäre ich seltsam, und sagte, jemand von der Botschaft sei in meinem Dorf gewesen, habe jedoch keine Spur von Mina und ihrer Familie gefunden; ebenso wenig von Tante

Polina, die wahrscheinlich in Italien Erdbeeren pflückt. Ich weiß nicht, was sie erwartet haben. Als ich Albanien verlassen habe, war ich neun. Alle denken, ich würde im September achtzehn, doch das bin ich schon.

Ich drücke die brennende Zigarette in dem feuchten Blumenbeet aus und vergrabe den Stummel in der dunklen Erde. Eine meiner Aufpasserinnen – eine Polizistin – hat vorgeschlagen, dass ich etwas pflanzen soll. Sie hat angeboten, Samen für mich zu kaufen, doch wenn sie keimen, bin ich eh nicht mehr hier. Ich bin das so leid. Eines Tages werde ich etwas pflanzen und noch da sein, um es wachsen zu sehen.

Cyrus

Lenny ist zu Besuch gekommen. Sie trägt eine dunkle Hose und eine Seidenbluse und hat ihr Haar nach hinten gegelt, sodass es an ihrer Kopfhaut klebt. Ich beobachte, wie sie Platz nimmt und Smalltalk macht, als könne sie sich nicht entscheiden, welche Rolle sie spielen soll: Polizistin oder Freundin?

Irgendwas stimmt ganz offensichtlich nicht, und sie weiß nicht, wie sie es mir beibringen soll.

»Ness und sein Team haben DNA -Spuren von dem Slip sichergestellt, den du in Dalgety Lodge gefunden hast«, sagt sie. »Das Blut stammt von Evie Cormac.«

»Das beweist, dass sie dort war.«

Lenny antwortet nicht.

»Gab es noch weitere DNA -Spuren?«

»Nein.«

»Was ist mit Mannings Haus? Evie hatte dort ein Zimmer. Es war irgendwo in der Umgebung von Manchester. Hast du einen Durchsuchungsbefehl erwirkt?«

»Das Haus ist vor sieben Jahren abgebrannt«, sagt Lenny. »Ein Kurzschluss – das Haupthaus und die Garagen mit sechs Luxusfahrzeugen wurden zerstört – alles versichert.«

»Mrs Quinn, die Haushälterin, die auf Evie aufgepasst hat. Sie wird alles bestätigen.«

»Mrs Quinn hat eine Aussage gemacht. Sie bestreitet, dass Evie je in dem Haus war. Sie sagt, sie wäre ihr nie begegnet.«

»Evie kannte ihren Namen.«

»Das reicht nicht.«

»Manning muss noch andere Immobilien haben. Du kannst Durchsuchungsbefehle ... « Meine Stimme wird immer schriller.

»Wir haben nicht genug Beweise, um weitere

Durchsuchungsbefehle zu erwirken.«

»Aber Evies Aussage. Ihre DNA.«

»Wir haben einen Beweis dafür, dass sie in Dalgety Lodge war, mehr nicht.«

»Sie hat Mannings Foto erkannt. Er ist der Mann, den sie Onkel nannte.«

»Ich weiß.«

»Er hat sie vergewaltigt und an andere Pädophile ausgeliehen. Terry Boland hat sie herumgefahren.«

»Das steht alles in Evies Aussage«, bestätigt Lenny, »aber das reicht nicht für einen hinreichenden Verdacht, den ich brauche, um einen Durchsuchungsbeschluss zu bekommen.«

»Ruf Evie als Zeugin auf. Lass die Menschen hören, was sie zu sagen hat.«

»Die Verteidigung würde sie als zwanghafte Lügnerin hinstellen.«

»Sie lügt nicht. Jemand wollte sie umbringen ... und mich.«

Lenny sieht untröstlich aus. »Ich glaube ihr, Cyrus. Ich glaube dir. Aber der Richter hat ihre Jugendakte angesehen und uns keinen Spielraum gegeben, Manning zu befragen, seine Immobilien zu durchsuchen oder seine Computer zu beschlagnahmen. Evie ist aus Pflegefamilien weggerannt. Sie wurde beim Konsum von Drogen und Glücksspiel erwischt. Sie hat Geschichten erfunden, Menschen körperlich angegriffen.«

»Jetzt sagt sie die Wahrheit.«

»Das reicht nicht.«

»Was ist mit Patrick Comber?«

»Wir haben das Gelände von Dalgety Lodge auf Indizien und DNA-Spuren durchsucht, jedoch nichts gefunden.«

»Es muss noch andere Zeugen geben. Weitere Angestellte. Du kannst ihnen Immunität anbieten.«

»Fraser Manning weigert sich, die Gästeliste oder die Namen der Leute herauszurücken, die an dem Wochenende dort gearbeitet haben.«

»Der Flug von Liverpool City Airport, die Initialen ...«

»Das ist alles, was wir haben.«

»Du hast das Foto von Eugene Green und Terry Boland. Was ist mit den anderen Männern?«

»Wir konnten fünf von ihnen identifizieren, alles Ex-Sträflinge. Keiner konnte sich erinnern, Evie Cormac oder Patrick Comber gesehen zu haben.«

Ich schweige. Empört. Innerlich kochend.

»Du sagst mir, dass Fraser Manning unberührbar ist.«

»Ich sage, dass wir nicht genug gegen ihn in der Hand haben, noch nicht, aber wir ermitteln weiter. Ein Team geht die Akten von Eugene Green durch und sucht eine Verbindung zu Manning. Außerdem nehmen wir uns die Fälle anderer verschwundener Kinder noch einmal vor, die neue Hinweise liefern könnten.«

Lenny gibt sich zuversichtlich, doch ich kenne sie zu gut.

»Du stehst unter Druck, den Fall abzuschließen«, sage ich.

Sie antwortet nicht.

»Von Timothy Heller-Smith.«

Weiteres Schweigen.

»Noch höher?«

Lenny braucht nicht zu antworten.

Ich bin wütend. »Dann gehe ich zu den Zeitungen. Ich erzähle ihnen von Mannings geheimer Vergangenheit.«

»Dafür bist du zu klug, Cyrus. Keine Zeitung in diesem Land wird eine Geschichte anrühren, deren Quelle Evie Cormac ist.«

»Manning hat ein achtjähriges Mädchen vergewaltigt!«

»Die Anschuldigung wurde zurückgezogen. Es gab keine Anklage.«

»Er hat seinen Namen geändert.«

»Das ist nicht verboten.« Lenny hebt die Hand und sagt mir, dass ich still sein und zuhören soll. »Ich gebe nicht auf, Cyrus. Wir können diesen Typen kriegen, doch wir müssen eine fundierte Anklage zusammentragen. Es könnte Jahre dauern, aber wir können ihn zur Strecke bringen.«

»Wir haben aber keine Jahre. Manning hat Hamish Whitmore ermorden lassen. Er hat jemanden losgeschickt, um Evie zu ermorden. Er wird niemals aufhören.«

»Wir können sie schützen.«

»Wie denn? Wollt ihr Evie etwa die Aufnahme in ein Zeugenschutzprogramm anbieten? Eine neue Identität?«

Lenny antwortet nicht.

»Das dachte ich mir.«

Ich will schreien. Um mich schlagen. Ich habe Evie Versprechungen gemacht. Ich habe ihr erklärt, dass die Wahrheit sie schützen würde ... dass Fraser Manning verhaftet und eingesperrt werden würde. Ich habe mich geirrt. Ich habe alles noch schlimmer gemacht.

»Weiß Evie es?«, flüstere ich.

Lenny nickt.

»Wie hat sie reagiert?«

»Es ist besser, wenn du ... «

»Erzähl es mir.«

»Ich hab es ihm ja gesagt.«

Evie

Oktober 2020

Der alte Mann hält die Haustür auf und blickt an mir vorbei, als würde er noch jemanden erwarten, obwohl das nicht sein kann.

»Was immer du verkaufst, ich will es nicht«, sagt er.

»Ich verkaufe nichts.«

»Dann geh weg.«

»Seien Sie nicht so unhöflich.«

Er wirkt überrascht.

Ich dachte, er wäre jünger. Kräftiger. Was, wenn er mit einem Herzinfarkt umkippt, wenn ich es ihm erzähle?

»Was willst du?«, fragt er.

»Ich suche den Vater von Patrick Comber.«

»Ich bin sein Großvater.«

»Ich will seinen Dad.«

»Clayton ist nicht mehr bei uns.«

»Wie meinen Sie das?«

»Er ist tot.«

Das schockiert mich, und der alte Mann hört auf, mich anzuknurren, und öffnet die Tür weiter.

»Ist alles in Ordnung?«, fragt er.

»Wie ist er gestorben?«, will ich wissen. »Wenn ich fragen darf.«

»Er hat sich das Leben genommen.«

»Wegen Patrick?«

Der alte Mann legt den Kopf zur Seite. »Warum interessiert dich das so?«

»Ich hatte Informationen für ihn.«

»Vielleicht kann ich helfen.«

»Ich glaube nicht. Sie sind zu alt.«

»Das ist nicht sehr höflich.«

»Ich bin auch nicht hier, um höflich zu sein«, sage ich, frustriert über den Verlauf des Gespräches.

»Du bist eine sehr ungezogene junge Dame«, sagt er. »Komm zurück, wenn du ein paar Manieren gelernt hast.«

Er will die Tür zuschlagen, doch dann platze ich los: »Ich habe Patrick getroffen. Ihren Sohn ... Ihren Enkel, meine ich.«

Ich hatte eine ganze Rede vorbereitet, und jetzt habe ich es ausgespuckt wie einen Klumpen Haare.

Seine Augen verschwinden zwischen Falten. »Ist das irgendein kranker Witz?«

»Nein.«

»Ich wette, du bist eine von diesen Betrügern, die sich in das Haus alter Leute quatschen, um ihre Pensionsbücher, ihren Schmuck und ihre Kriegsorden zu stehlen. Nun, ich habe weder Geld noch Kriegsorden.«

»Ich bin keine Diebin«, sage ich. »Ich habe einen ganzen Tag gebraucht, um hierherzukommen. Ich musste zwei Busse nehmen und eine Stunde laufen.«

»Warum? Was willst du?«

»Ihnen von Patrick erzählen.«

Mr Comber zieht seine buschigen Augenbrauen hoch, eher verwirrt als verärgert. Er dreht sich um und schlurft in ausgelatschten karierten Pantoffeln den Flur hinunter. Ich bin mir nicht sicher, ob ich ihm folgen soll, bis er über die Schulter ruft: »Dann komm rein. Ich setz Wasser auf.«

Ich beobachte, wie er in der Küche herumhantiert, Becher aus einem Schrank nimmt und eine neue Packung Teebeutel öffnet.

»Wie alt bist du?«, fragt er.

»Offiziell achtzehn.«

»Was soll das heißen?«

»Eigentlich bin ich ein Jahr älter.«

»Wieso?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

Er nimmt eine Flasche Milch aus dem Kühlschrank und zählt mit, wie viele Löffel Zucker ich in meinen Becher gebe.

»Davon kriegst du schlechte Zähne.«

»Ich habe noch keine einzige Füllung«, sage ich und klopfe mit einem Finger gegen den Zahnschmelz. »Ich wette, das können Sie nicht von sich behaupten.«

»Okay.« Er seufzt. »Genug von dem Blödsinn. Erzähl mir von Patrick.«

»Ich habe ihn getroffen.«

»Wann?«

»Nach seiner Entführung.«

In den Augen des alten Mannes stehen Tränen. »Wenn dich jemand dazu angestiftet hat, ist das wirklich grausam.«

»Die Leute haben ihn Paddy genannt, aber er hatte noch einen anderen Namen«, sage ich. »Einen Spitznamen.«

Mr Combers Gesichtszüge scheinen zu erstarren, sein runzeliges Gesicht ist steif wie Pappe.

»Seine Familie hat ihn Nemo genannt«, sage ich, »nach dem Fisch aus dem Film. Einer seiner Arme war kürzer als der andere.«

»Woher weißt du das?«, flüstert der alte Mann. »Wer hat dir das erzählt?«

»Er selbst. Er hat gesagt, sein Granddad wäre bei der Handelsmarine gewesen, hätte die ganze Welt besegelt und Prinzen und Kopfbjäger getroffen.«

Mr Comber beugt sich vor und konzentriert sich auf jedes einzelne Wort von mir. Dabei hält er Daumen und Zeigefinger zusammengekniffen in die Luft, als wollte er ein Detail aus der Luft pflücken.

»Wo hast du ihn gesehen?«

»In einem Haus in Schottland. Er hat geweint und wollte nach Hause.«

Mr Comber steht auf, kippt beinahe nach vorn und muss sich mit beiden Händen auf dem Tisch abstützen.

Verdammt, krieg jetzt bloß keinen Herzinfarkt!

Er schlurft ins Nebenzimmer, nimmt ein Foto vom Kaminsims, kehrt in die Küche zurück und zeigt es mir. Er will, dass ich das Bild in die Hand nehme. Es ist ein Foto von Patrick in Fußballausrüstung, weißes Trikot und blaue Shorts. Er hat einen Fußball unter dem Arm und grinst in die Kamera.

»Ist das der Junge, den du gesehen hast?«

»Ja. Er trug eine Nemo-Uhr mit Seepferdchen-Armband.«

Der alte Mann nimmt das Foto zurück und setzt sich wieder. Er hält den Rahmen in den Händen und streicht hin und wieder mit dem Daumen über Patricks Gesicht. Ich erzähle ihm die Geschichte, die ich Cyrus erzählt habe – wie ich Patrick weinen gehört habe und durch die Wand mit ihm gesprochen habe.

»Hatte er Angst?«

»Ja.«

»Haben sie ihm wehgetan?«

»Ja.«

»Kannst du das beweisen?«

Ich stehe auf, ziehe meine Bluse hoch und zeige ihm die Narben von den Zigarettenbrandmalen auf meinem Rücken. Mr Comber wirft nur einen kurzen Blick darauf, bevor er sich abwendet.

»Warum erzählst du mir das?«, fragt er und wischt sich die feuchten Wangen ab.

»Ich dachte, Sie sollten es wissen.«

»Es ging mir besser, als ich es noch nicht wusste, als ich noch geglaubt habe, er würde vielleicht noch leben und den Weg zurück nach Hause finden.«

»Tut mir leid.«

»Nein, dir muss es nicht leidtun. Du verdienst *mehr* als Mitleid. Was du getan hast, wie du es geschafft hast zu überleben, das hat mehr verdient.«

Er streckt den Arm über den Tisch und ergreift meine Hand. Ich will sie wegziehen, doch ich zwingen mich stillzuhalten. Seine Hand ist schwielig und trocken.

»Dieser Mann, den du Onkel genannt hast. Hat er einen Namen?«

»Fraser Manning.«

»Warum ist der nicht verhaftet worden?«

»Mein Wort steht gegen seins, und niemand hat mir jemals geglaubt, bis Cyrus gekommen ist.«

»Ich hab deinen Cyrus getroffen. Er scheint ein guter Mann zu sein.«

»Ja, das ist er«, sage ich und begreife endlich, was das bedeutet.

Mein Tee ist kalt geworden, und die Teebeutel sind auf dem Rand des Spülbeckens erstarrt.

»Ich sollte jetzt gehen«, sage ich.

»Wohin?«

»Nach Hause.«

»Wo ist zu Hause?«

»Cyrus lässt mich in einem freien Zimmer schlafen. Wir verstehen uns ganz gut. Er mag es nicht, wenn ich lüge, dabei lügt er selber die ganze Zeit.«

»Worüber?«

»Er sagt, dass er sich freut, mich zu sehen, dass ihm das Essen schmeckt, das ich gekocht habe, und dass ich beim rückwärts Einparken Fortschritte mache. Er bringt mir Auto fahren bei.«

Der alte Mann lächelt. »Das hört sich an wie gute Lügen.«

Er bringt mich zur Haustür, hält sie auf und verbeugt sich, als ich hinausgehe.

»Danke, dass du mir von Patrick erzählt hast«, sagt er. »Und danke, dass du für ihn da warst, als er jemanden brauchte.«

»Kann ich Sie noch mal besuchen kommen?«, frage ich.

»Natürlich«, antwortet er.

Es ist eine gute Lüge.

Cyrus

Evie ist im Garten, gräbt ihre behandschuhten Hände in die dunkle Erde und pflanzt Knollen fürs nächste Frühjahr – ihre Idee, nicht meine. Ich hätte Evie nicht für den Typus geduldige Hobbygärtnerin gehalten, doch in dem sicheren Haus hat sie einiges über Blumen und ihre Zucht gelernt.

Ich sitze mit einem Kaffee auf der Treppe hinter dem Haus, lese die Zeitung und suche irgendeinen Artikel, der meinen Glauben an das Gute im Menschen wiederherstellen könnte. Die Nachrichten sind in letzter Zeit unerbittlich trostlos, aber vielleicht liegt das auch an meiner Laune.

Seit Evie vor einem Monat offiziell achtzehn geworden ist, lebt sie bei mir. Ich sage »offiziell«, denn das Datum wurde vom High Court festgelegt, als niemand ihren richtigen Namen und ihr richtiges Alter kannte. Der 6. September war der Tag, an dem sie in ihrem Versteck in der geheimen Kammer gefunden wurde.

Nach der Schießerei in den schottischen Highlands ist Evie nicht nach Langford Hall zurückgekehrt, sondern war in einem sicheren Haus untergebracht, bis Lenny die Kosten gegenüber ihren Vorgesetzten nicht mehr rechtfertigen konnte. Seitdem treffe ich Vorsichtsmaßnahmen. Ich habe im Haus eine Alarmanlage einbauen lassen, und Evie hat einen Schlüsselalarm und eine GPS -Tracking-App auf ihrem Handy.

Sie wohnt wieder in ihrem alten Zimmer im ersten Stock, und ich weiß, dass sie Poppy nach oben schmuggelt, wenn sie denkt, dass ich schlafe, aber mit Evie habe ich gelernt, nur die wirklich wichtigen Kämpfe auszufechten. Alles ist eine Verhandlung, aber ich weiß, selbst wenn sie diskutiert, bockt oder mich beschimpft, hört sie mir zu. Wie als sie mich einen Nazi genannt hat und ich ihr Godwin's Law erklärt habe, das besagt, dass man automatisch verliert, wenn

man in einer Diskussion Hitler oder die Nazis im Allgemeinen als Argument anführt.

Evie verlässt nur selten das Haus, außer zu Spaziergängen mit Poppy. Manchmal gehe ich mit ihr und beobachte, wie sie sich regelmäßig umschaute und ihre Umgebung studiert, nicht paranoid, aber wachsam. Und manchmal höre ich, wie sie spätabends die Kommode vor ihre Zimmertür schiebt, nur zur Sicherheit.

Jeden Morgen frage ich sie, wie sie geschlafen hat.

»Gut.«

»Irgendwelche Albträume?«

»Nein.«

»Und wie fühlst du dich?«

Spätestens bei der dritten Frage wirft sie mir einen genervten Blick zu und sagt: »Lass meinen Kopf in Ruhe. Du bist nicht mein Therapeut.«

Ich bringe ihr Auto fahren bei, was wahrscheinlich ein böses Ende nehmen wird. Entweder sie klaut mein Auto, oder sie rast irgendwann in die Warteschlange an einer Bushaltestelle, weil sie nicht hören und nicht bremsen will. Nach Evies Ansicht wurde die Straßenverkehrsordnung von Schwachköpfen geschrieben. »Was spricht denn dagegen, auf der Innenspur zu überholen? Wer sagt, dass Busse immer Vorfahrt haben? Wozu hat man eine Hupe, wenn man sie nicht benutzen soll?«

Sie hat mit mir nicht über die Ereignisse in Schottland und ihre Folgen gesprochen – die Befragungen, die mangelnden Konsequenzen, mein Versagen. Ich habe ihr Versprechungen gemacht. Ich habe ihr erklärt, dass die Wahrheit ihre Missbraucher hinter Gitter bringen und sie befreien würde. Ich habe mich geirrt. Das war naiv von mir. Schuldhaft.

Evies Schweigen ist schlimmer als ihre Wutanfälle. Ihre Gefühle sind einfach, beinahe linear. Wenn sie sich verletzt fühlt, schlägt sie um sich. Wenn sie sich fürchtet, ergreift sie die Flucht. Das sind Abwehrmechanismen, keine Reaktionen, doch wenn sie beschließt, gar nicht zu sprechen, habe ich das Gefühl, dass mein Herz brechen will.

Wie muss es sein – zu wissen, wann man belogen wird? Wir lügen ständig, täglich, stündlich. Wir belügen die Menschen, die wir lieben,

ebenso wie Fremde, Freunde, Verwandte. Ich mag deine neue Frisur. Gut siehst du aus. Mensch, echt nett, dich zu treffen. Wie interessant. Ich bin in fünf Minuten da. Ich habe nur ein Bier getrunken. Ich habe versucht anzurufen ... Lügen ist absolut fundamental für unsere Existenz; es ist in unsere DNA eingeschrieben. Deshalb lernen Babys noch vor ihrem ersten Geburtstag, ein Weinen vorzutäuschen, und vor ihrem zweiten zu bluffen. Im Alter von vier Jahren ist ein Kind ein versierter Lügner, mit fünf hat es begriffen, dass haarsträubende Lügen wahrscheinlich auf weniger Glauben stoßen werden.

Normalerweise lügen Menschen aus lauter guten Gründen und mit den bestmöglichen Absichten – um Familien zusammenzuhalten, Beziehungen zu schützen oder ihre Mitmenschen glücklich zu machen. Das sind die guten Lügen, nicht die schlechten.

All das wissend, versuche ich mir vorzustellen, wie es für Evie ist, die jede Täuschung durchschaut. Die drei kleinen Worte »Ich liebe dich« haben in einer Beziehung enorme Macht, aber was, wenn sie gelogen sind? Das Gleiche gilt für »ich habe dich vermisst«, »ich werde dich niemals verlassen« oder »du bist schön«.

Deswegen mache ich mir Sorgen um sie, weil ich weiß, dass es für sie nie eine normale Beziehung, wahre Freundschaft oder auch nur Smalltalk mit einem Fremden geben wird; mit keiner neuen Bekanntschaft wird sie unvermutet auf einer Wellenlänge sein, weil alles Gesagte, egal wie freundlich und unschuldig es sein mag, immer eine zusätzliche Bedeutung bekommt, wenn es auf Evies Ohr trifft. Ab diesem Moment weiß sie mehr, als sie wissen wollte oder erwartet hat.

Die Menschen glauben, sie wollen die Wahrheit, doch das Gegenteil ist richtig. Ehrlichkeit ist gemein, grob und hässlich, Lügen können dagegen rücksichtsvoller, sanfter und humaner sein. Wir wollen keine Ehrlichkeit, sondern Rücksichtnahme und Respekt.

Mein Handy klingelt. Es liegt auf dem Küchentisch. Sachas Nummer leuchtet auf dem Display auf.

»Guckst du die Nachrichten?«, fragt sie atemlos.

»Nein. Wieso?«

»Schalt den Fernseher ein.«

Diesen Moment wählt Evie, um aus dem Garten hereinzukommen

und sich im Spülbecken die Hände zu waschen. Ich drücke auf die Fernbedienung und schalte die BBC -News ein. Auf dem Bildschirm sieht man Kranken- und Streifenwagen, die eine Straße blockieren. Ein Schriftband gibt als Schauplatz Manchester an. Der Reporter ist live vor Ort:

»Das Fahrzeug kam aus einer Tiefgarage im Deansgate und hielt an einer roten Ampel, wo der Schütze sich dem Wagen näherte und mit einem Fensterabzieher und einer Flasche Wasser die Windschutzscheibe zu reinigen begann. Dann klopfte er an das Fenster auf der Fahrerseite und sprach kurz mit dem Mann am Steuer, bevor er eine Waffe aus seinem Eimer zog und dreimal durch das offene Fenster schoss.«

Im Hintergrund spannen Polizisten einen Vorhang aus weißen Tüchern um eine Luxuskarosse mit offen stehenden Türen. Hinter dem Steuer sitzt eine zusammengesunkene Gestalt.

»Der Verdächtige hatte zuvor versucht, durch die Tiefgarage in das Gebäude im Deansgate einzudringen, war jedoch vom Sicherheitspersonal gestoppt worden, bevor er einen Warenaufzug betreten konnte. Mieter des Bürokomplexes ist die Everett Foundation; in dem Gebäude sind unter anderem eine Rechtsanwaltskanzlei, eine Investment-Bank sowie mehrere wohltätige Organisationen untergebracht, die mit der bekannten Stiftung unter Vorsitz von Phillip Everett verbunden sind .«

Evie steht neben mir. Ich telefoniere immer noch mit Sacha.

»Wer ist es?«, frage ich.

»Fraser Manning.«

»Bist du sicher?«

»Ich habe gerade einen Anruf von einem Mitglied der Ermittlungskommission bekommen. Mannings Tod wurde noch am Tatort festgestellt.«

Der Reporter berichtet nach wie vor atemlos von der Straßenecke:
»Ein Augenzeuge hat die Verhaftung des Schützen unmittelbar nach der Tat gefilmt .«

Das Bild wechselt, und man sieht verwackelte Bilder von Menschen, die über die Straße und den Bürgersteig rennen, einige schreien. Fahrer verlassen ihre Fahrzeuge, laufen geduckt im Zickzack zwischen den Wagen hin und her und schließen sich dem

allgemeinen Exodus an. Der Besitzer des Handys kommentiert das Geschehen live und konzentriert sich auf die Nobelkarosse, die an der Ampel steht. Daneben steht eine einzelne Gestalt in einer Trainingsjacke mit Kapuze, in ihrer Hand kann man deutlich die Waffe erkennen.

Jemand ruft dem Mann zu, er solle die Pistole fallen lassen. Er dreht sich um, und das Bild wackelt, als der Besitzer des Handys sich hinter ein geparktes Auto duckt. Er hält das Telefon über seinen Kopf und filmt blind weiter. Der Schütze ist nicht mehr in der Bildmitte, und das Bild ist schief, doch die Aufnahmen zeigen, wie der Mann in der Trainingsjacke beide Arme hebt. Die Waffe hält er nicht mehr in der Hand.

»Haben Sie eine Bombe ?«, brüllt eine Stimme. Die Polizei.

»Was ?«

»Eine Bombe? Tragen Sie eine Sprengstoffweste ?«

»Nein .«

»Ziehen Sie die Jacke aus .«

Langsam streift der Schütze die Trainingsjacke von seinen Schultern und Armen. Die Kapuze fällt nach hinten und enthüllt das wirre graue Haar und das zerfurchte Gesicht von Clayton Comber.

»Auf den Boden «, ruft der Polizist.

Clayton stützt sich auf der Kühlerhaube ab und lässt sich mühsam auf die Knie sinken. Er wird gefilzt, bekommt Handschellen angelegt und wird auf die Füße gezerrt. Die Aufnahme endet, und man sieht wieder den Live-Reporter vor dem Hintergrund der leeren Straße, wo inzwischen ein Zelt der Spurensicherung Wagen und Leiche abschirmt.

»Die Vogelscheuche«, sagt Sacha.

»Was?«

»Die Vogelscheuche in dem Schrebergarten, in dem wir mit Clayton Comber gesprochen haben, trug eine Trainingsjacke. Es ist dieselbe.«

Jetzt erinnere ich mich.

»Er hat gesagt, er würde alles tun«, fährt Sacha fort.

»Aber woher wusste er es?«

Evie blickt nicht mehr auf den Fernseher. Sie starrt an mir vorbei, als wäre die Küche verschwunden und sie könnte in weite Ferne

blicken, wo sie jemanden sucht; ein Kind in einer geheimen Kammer, zusammengekauert im Rumpf eines Fischtrawlers oder zitternd in einem Zimmer über der Treppe eines schottischen Anwesens; ein Kind, das überlebt hat, das die Welt jedoch immer betrachtet wie eine Maus, die sich in den Wänden versteckt.

»Evie?«

Sie hört nicht.

»Wir sollten darüber sprechen.«

»Ich muss die Samen gießen.«

Ich beobachte, wie sie in den Garten zurückkehrt. Poppy folgt ihr zu dem Wasserhahn und trinkt, während sie eine Gießkanne füllt.

Ich weiß nicht, ob ich Evie retten kann. Alle Liebe, Zärtlichkeit und verstrichene Zeit können das Grauen ihrer Vergangenheit nicht auslöschen, aber sie ist immer noch da, kämpft wie ein Dämon oder ein Löwe im Käfig. Kämpft wie ein Mädchen mit dem Gesicht eines Engels und tausend unsichtbaren Narben.

DANKSAGUNG

Wie viele meiner vorherigen Romane ist FÜRCHTE DIE SCHATTEN in der ersten Person im Präsens geschrieben, und die Geschichte entfaltet sich in Echtzeit. Sie spielt 2020 und wurde geschrieben, bevor die globale Covid-19-Pandemie unser Leben auf den Kopf gestellt hat. Deshalb werden weder das Virus noch Lockdowns oder Social Distancing erwähnt. Es war zu spät, um die Geschichte grundlegend zu ändern, und es hätte viele der zentralen Handlungselemente des Romans zunichtegemacht. Ich hoffe, es stört und lenkt beim Lesen nicht ab, und die Leser*innen können eine Welt ohne Corona-Virus genießen, zumindest für ein paar Stunden.

Unterstützt werde ich von einer wunderbaren Gruppe von Lektor*innen, Agent*innen, Hersteller*innen, Marketing-Spezialist*innen und Verleger*innen, die hart arbeiten, um meine Geschichten zu den Leser*innen zu bringen. Ohne sie wäre ich ein mürrischer Einsiedler zwischen Stapeln unvollendeter Manuskripte. Mein Dank gilt Rebecca Saunders, Colin Harrison, Lucy Malagoni, Marc Lucas und Richard Pine, die den Roman in einem frühen Stadium gelesen und mir furchtlos wohlüberlegte Ratschläge gegeben haben. Kein einziger davon war erbeten, aber alle wurden dankend angenommen.

Wie immer möchte ich auch der Belegschaft in meinem Hinterzimmer danken: meinen Töchtern Alex, Charlotte und Bella, die auf der ganzen Welt verteilt sind und ihren eigenen Weg verfolgen. Und meiner Frau Vivien, die sich mit dem leeren Nest und der Tatsache abfindet, mit mir hier isoliert zu sein. Möge Gott sie lieben, denn ich tue es.

Bleiben Sie gesund und geschützt. Wir sehen uns wieder.

Autor

Michael Robotham wurde 1960 in New South Wales, Australien, geboren. Er war lange Jahre als Journalist für große Tageszeitungen und Magazine in London und Sydney tätig, bevor er sich ganz seiner eigenen Laufbahn als Schriftsteller widmete. Mit seinen Romanen stürmt er regelmäßig die Bestsellerlisten und wurde bereits mit mehreren Preisen geehrt, unter anderem mit dem renommierten Gold Dagger. Michael Robotham lebt mit seiner Familie in Sydney. Weitere Informationen zum Autor unter www.michael-robotham.de.

Michael Robotham im Goldmann Verlag:

Die Serie mit Cyrus Haven:
Schweige still. Psychothriller
Fürchte die Schatten. Psychothriller

Die Psychothriller mit Joe O'Loughlin und Vincent Ruiz:
Amnesie • Adrenalin • Todeskampf • Dein Wille geschehe Todeswunsch • Der Insider • Bis du stirbst • Sag, es tut dir leid Erlöse mich • Der Schlafmacher • Die andere Frau

Außerdem lieferbar:
Um Leben und Tod. Thriller
Die Rivalin. Thriller

( alle auch als E-Book erhältlich)



GOLDMANN

Lesen erleben

Haben Sie Lust gleich
weiterzulesen? Dann lassen Sie
sich von unseren Lesetipps
inspirieren.

Michael Robotham

Schweige still

Cyrus Haven 1 - Psychothriller



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

Seine Kindheit birgt ein schweres Trauma, sein Leben hat er dem Kampf gegen das Verbrechen gewidmet: Der Psychologe Cyrus Haven berät die Polizei bei der Aufklärung von Gewaltverbrechen. Während er einen brutalen Mordfall untersucht, lernt Cyrus Evie Cormac kennen. Evie, die als Kind aus den Fängen eines Entführers gerettet wurde, ist zu einer hochintelligenten, aber unberechenbaren jungen Frau herangewachsen. Und verfügt über ein untrügliches Gespür dafür, wenn jemand lügt. Als Cyrus' Ermittlungen sich zuspitzen, bringt sie damit nicht nur sich selbst in tödliche Gefahr ...

Der Auftakt zur neuen Serie von Michael Robotham.

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

Michael Robotham

Fürchte die Schatten

Cyrus Haven 2 - Psychothriller



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

Evie Cormacs Leben ist eine Lüge. Seit man sie aus den Fängen eines angeblichen Entführers rettete, verbirgt sie verzweifelt ihre wahre Identität und Geschichte. Denn wer immer die Wahrheit ahnte, musste sterben. Einer ist dennoch entschlossen, ihr zu helfen: Cyrus Haven, Psychologe, polizeilicher Berater und Evies engster Freund. Als er bei Ermittlungen zum Mord an einem Detective auf Hinweise zu ihrer Vergangenheit stößt, will er endlich Licht ins Dunkel bringen. Was er

nicht ahnt ist, dass ausgerechnet er damit Evies Todfeinden einen entscheidenden Hinweis liefert. Und die Jagd auf sie beginnt von neuem ...

»Robotham: Weltklasse!« Die Zeit

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

[Datenschutzhinweis](#)

Buchentdecker Service NUTZEN & **GEWINNEN!**

Bestellen Sie unseren Newsletter und erhalten
Sie exklusive Informationen über:

- **Neuerscheinungen, Bestseller & Lesetipps**
 - **attraktive Gewinnspiele & Aktionen**
 - **tolle Preisaktionen & Schnäppchen**

**UNTER ALLEN NEWSLETTER-NEUANMELDUNGEN
VERLOSEN WIR MONATLICH LESESTOFF!**

Jetzt anmelden

[Jetzt anmelden](#)

[DATENSCHUTZHINWEIS](#)